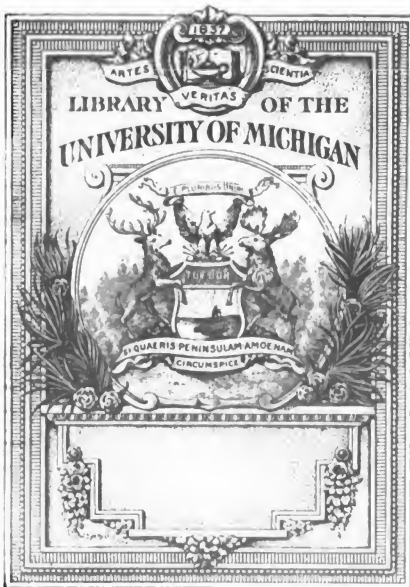


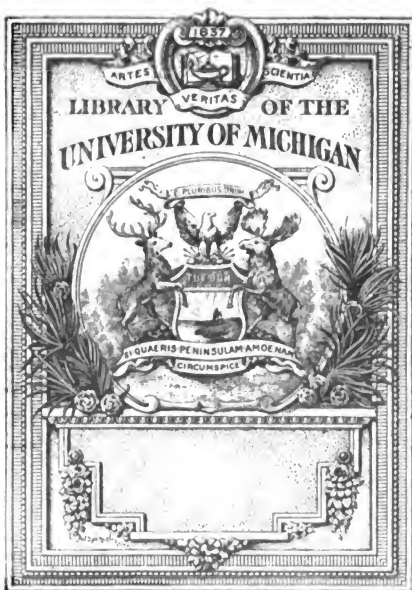
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF
Dr. H. E. Oetz.

830.6
B5-8



THE GIFT OF
Dr. H. E. Oetz.

830.6
B5-8

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1885.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des fünften Bandes.

	Seite
<u>Stolze Naturen. Roman von E. Haideim. (Fort-</u> <u>setzung)</u>	5
<u>Ernst Peter Johansen & Compagnie. Novelle</u> <u>von Hanns v. Spielberg</u>	105
<u>Ein königlicher Sonderling. Biographische Skizze</u> <u>von Klara Reichner</u>	185
<u>Die menschlichen Glieder und die Werkzeuge.</u> <u>Beiträge zur Kenntniß der Entwicklung mensch-</u> <u>licher Kultur. Von Gottfried Pfeuffer</u>	197
<u>Das Schloßgespenst von Bayreuth. Historische</u> <u>Erinnerung von Joseph Hinterker</u>	210
<u>Etwas vom Gummi. Technologische Studie von R.</u> <u>Gderts</u>	222
<u>Die Weltstadt an der Zuidersee. Ein niederlän-</u> <u>bisches Städtebild. Von H. Verka</u>	235
<u>Mannigfaltiges:</u>	
<u>Zwei Abenteuerer</u>	250
<u>Englisch-Chinesische Strafhäuser</u>	251
<u>Das Fest des ersten Mai</u>	253
<u>Begräbnisse in Konstantinopel</u>	253
<u>Seltame Modebeschäftigung</u>	255
<u>Gebrandmarkt Soldaten</u>	255
<u>Staatsmännischer Rath</u>	256
<u>Wer soll den Vortritt haben?</u>	256
<u>Die gefährliche Arznei</u>	256

Stolze Naturen.

Roman

von

L. Heidheim.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Mein Bruder ist also zu Hause,“ sagte der Professor, erleichtert aufathmend, zu Rosanna. „Ich kann an diese ganze Geschichte nicht glauben und fürchte, Dein Vater wird es uns nicht danken, daß wir bei dieser Halbwahnsinnigen gewesen sind.“

Sie eilten nach dem Palais Tiefenried zurück, erfuhren hier aber, daß Excellenz noch nicht nach Haus gekommen sei.

„So gehe noch einmal zu Igor!“ bat Rosanna.

„Das ist der nutzloseste Weg von allen!“ seufzte Onkel Walter, aber er ging.

Nach einer Stunde kam er zurück; wie unendlich lang war sie Rosanna geworden! Er hatte Igor gesprochen, soeben erst, ganz zufällig hatte er ihn auf der Straße getroffen, als er völlig entmuthigt von dessen Hause wieder zurückkam.

„Und was — was sagte er?“ rief Rosanna.

Der Professor antwortete nicht, er sank auf einen Stuhl und schlug die Hände vor das Gesicht.

„Großer Gott, wie siehst Du aus? Onkel Walter, rede! Das Fürchterliche ist wahr?“ rief sie im höchsten Entsetzen.

„Ja, es ist wahr, ist ganz zweifellos. Igor kam eben von einem rechtsgelehrten Freunde, auf dessen Schweigen er bauen kann. Sie haben Alles untersucht, es ist kein Zweifel mehr.“

„Und was will Igor thun?“ fragte sie mit düster flammenden Augen.

„Seine Pflicht!“

Sie stand da, hoch aufgerichtet, außer sich vor Angst und Verzweiflung. Ein heißes Fieberroth lag auf ihren Wangen, und einen Moment war's, als wolle sie hinausstürzen, um diesem Manne, der nur seine Pflicht kannte, Gehalt zu gebieten.

Aber sie begriff, wie unnütz, wie vergeblich das sein würde. Dennoch konnte sie nicht schon jetzt fassen, daß sie wehrlos den Schlag ertragen sollten.

„Onkel! Es ist unsere Ehre! Der Name Tiefenried wird gebrandmarkt sein!“ rief sie leuchtend und rüttelte den kleinen alten Herrn empor aus dessen stumpfer Verzweiflung.

„Ich weiß es! Ich weiß es! Und keine Rettung!“ stöhnte dieser, ganz entsetzt vor Schrecken und Aufregung.
„Keine Rettung!“

Rosanna fuhr wieder empor. Sollte ihr Vater der verdienten Schmach anheimfallen? Er mußte fort! Welche

grauenhafte Perspektive öffnete der Ausruf Onkel Walter's vor ihr?

War denn wirklich kein Ausweg mehr möglich?

Und wo war der Minister selbst in dieser furchtbaren Stunde? Warum kam er nicht nach Hause? Rosanna hatte vor sich hingestarrt wie in das absolute Nichts. So grauenhaft, so fürchterlich schien ihr später keine Qual, als die Erinnerung an diesen Moment rathlosster Verzweiflung.

Dann fuhr sie empor. Ein Gedanke war ihr gekommen! Sie sprach ihn gegen den Professor aus, und auch er schnellte vom Stuhle auf.

Sie sahen sich an; Beide empfanden, daß sie entstellt, ganz ihrem eigentlichen Wesen unähnlich waren, daß ihre Augen unheimlich starr und von geheimem Grausen erfüllt erschienen.

„Du hast Recht! Du hast Recht!“ rief Onkel Walter.

„So komm! An's Werk! Die Dienerschaft darf nichts merken,“ flüsterte sie mit unheimlicher Energie.

Sie gingen Beide in Seiner Excellenz Zimmer. Rosanna schloß die Thüre, dann entfaltete sich dort eine geräuschlose, hastige Geschäftigkeit. Onkel Walter, der nie im Leben für sich etwas hatte thun können, stand neben Rosanna und half ihr so behende, daß sie zu jeder anderen Zeit nicht aufgehört hätte, ihn lustig zu necken.

Dazwischen horchte er immer wieder am offenen Fenster, ob nicht endlich der Langertwarte heimkäme.

Sie hatten wiederholt überlegt, ob der Professor sich

mit Gewalt den Zutritt in das geheime Spielzimmer erzwingen und den Bruder von dort abrufen sollte; aber der sonst so weltfremde kleine Herr begriff Rosanna vollkommen, als sie entschied, es müsse jeder auffällige Schritt vermieden werden.

Fieberhaft, todmüde und doch in furchtbarster Aufregung saßen sie Stunden lang so und warteten. Neben ihnen standen zwei große gepackte Koffer. Rosanna hatte mit Umsicht an Alles gedacht, was ein verwöhnter Reisender bedarf, und von Zeit zu Zeit erhob sie sich, um immer noch wieder das eine oder andere Stück herzuholen und zu dem übrigen Inhalt derselben zu fügen.

Es war sonderbar, Onkel und Nichte wagten nicht zu besprechen, was sie empfanden, was sie zu Boden schmettete, und ihnen doch diese geheimnißvolle stille Thatkraft verlieh.

Nur in dem Ausdruck ihrer Augen lag eine Sprache, welche allerdings der Worte nicht bedurfte.

Endlich! Man hörte Stimmen von der Straße herauf tönen. Noch waren sie fern, aber sie kamen näher, und Rosanna rief, nachdem sie zusammenschauernd eine Weile gelauscht: „Es ist Ulrich und der Papa, Ulrich begleitet ihn heim! Sie sind also einmal wieder gute Freunde!“

Und wie sie lustig waren! Wie sie lachten und plaudernd noch still standen!

„Geh' ihm entgegen, Onkel Walter, sprich mit ihm, bring' Ulrich mit herauf,“ flüsterte Rosanna, und ihre

geisterhafte Blässe, die unverkennbare Exaltation, die in diesem Augenblicke sie völlig überwältigte, entsetzte den Professor so, daß er rathlos hin und her laufend sie nur bitten konnte, nicht zu sterben.

Sie sank auf die Kniee neben dem einen Koffer, und ihren Kopf darauf legend, stöhnte sie in der That wie eine Sterbende; aber sie wies mit der Hand nach der Thüre, und der Professor ging.

Rosanna horchte; jeden Laut fing ihre Seele auf. Nach einer ganzen Weile traten alle Drei ein.

Was Walter Tiefenried seinem Bruder gesagt hatte, mußte wohl sehr gewichtig gewesen sein, und wenn Rosanna noch einen leisen Zweifel, eine Hoffnung in der Seele getragen, so belehrte sie der erste Blick, daß weder Zweifel noch Hoffnung berechtigt gewesen.

O dieser furchtbaren, unaussprechlichen Qual! Seine Excellenz waren sichtlich fassungslos und ebenso Ulrich. Kein Wort wurde über die Sache selbst gewechselt.

Rosanna sagte nur sehr ruhig und sehr bestimmt: „Du mußt sofort abreisen. Noch in der heutigen Nacht! Befinnen darfst Du Dich nicht!“

Tiefenried sah seine Tochter an, als wolle er noch jetzt einen Versuch machen, die Sache geringfügiger darzustellen, als sie war. Aber vor ihrem Blick, ihrem Aussehen und der Energie, mit welcher sie ihm zusprach, sank er zusammen; das Schuldbewußtsein überkam ihn zum ersten Mal mit seiner unwiderstehlichen Macht.

Das Schlimmste war, daß Ulrich durchaus nicht verstehen, nicht fassen konnte, um was es sich handelte, daß

seine Unfähigkeit, an der „Cavalierzehr“ seines Vaters zu zweifeln, erst den peinlichsten Erklärungen wich, die Onkel Walter ihm flüsternd geben mußte, während der Minister vor seinem Geldschrank kramte und dessen Inhalt in eine Schatulle packte.

Nie hatte Rosanna einen Menschen so bis zum Tode erlebigen sehen wie Ulrich, da er das Entsetzliche endlich begriff.

„Zum Verzweifeln haben wir nachher Zeit genug; es gilt erst zu handeln,“ flüsterte sie ihrem Bruder zu. „Du mußt den Vater fortschaffen, ohne Zaudern, und wenn es uns gelingt, wenn sie ihn nicht erreichen, dann mag es ja sein, daß Graf Igor es nutzlos findet, unseren Namen noch mit dieser — dieser —“

Sie wollte sagen „ärgsten Schmach zu belasten“, aber sie konnte es nicht aussprechen.

Es gab nicht mehr viel Worte zwischen ihnen, die Zeit war so kurz gemessen, daß es in der That zu verwundern blieb, wie sie noch an Alles dachten, Alles überlegten und, den Plan Rosanna's erweiternd, die nothwendigen nächsten Schritte auch der Welt gegenüber besprachen.

Rosanna fühlte ihr Herz wie todt; sie sagte und dachte das Erforderliche, aber weder Furcht noch Liebe, noch Verachtung, oder sonst irgend eine Empfindung kam ihr zum Bewußtsein. Ein Blick auf Ulrich und den Professor belehrte sie, daß auch sie in ihrer unruhigen Geschäftigkeit wie Automaten handelten.

Selbst daß der Minister mehrfach versuchte, den Seinen auseinander zu sehen, wie schandbar und erlogen die

Anlagen gegen ihn seien, und daß er nur vor der Unehrllichkeit dieses Kampfes zurückweiche, weil er nicht selbst Waffen führen wolle, wie die, mit welchen man ihn jetzt überwinde — selbst dieses Gemisch von Pathos und unglaublichem Leichtfinn, unglaublicher Schamlosigkeit berührte sie nicht. Es war in ihr nur das eine Bewußtsein klar: Alles, was im Leben ihr angehört, was sie zu lieben gewünscht und geliebt hatte, lag zerstört und erstorben da; in ihr war nichts, als eine schauerliche, entsetzensvolle Oede.

Endlich — der Tag brach schon an — war alles Nothwendige vorbereitet.

Mit dem Kurierzuge in der Morgenfrühe reiste der Minister in Begleitung Baron Ulrich's ab. Der Professor brachte sie zur Bahn, und als er zurückkam, um nach Rosanna zu sehen, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als die Baronin Hillberg zum Beistande seiner Nichte von dem Kurorte, in dem sie noch weilte, zurückzurufen. Rosanna sah ihn, der selbst ganz gebrochen sich fühlte, groß, starr und thränenlos an und ängstigte ihn in ihrer stummen Verzweiflung.

Im Laufe des Tages durchlief ein befremdliches Gerücht die Stadt.

Man erzählte, der Minister Tiefenried sei von seinem Sohne zu einem berühmten Arzte nach einer Nervenheilanstalt gebracht worden, Beide seien heute in aller Frühe dorthin abgereist.

Kein Mensch glaubte anfangs das Gerücht, es wurde belächelt, allenfalls eine Personen- oder Namensvertuschung vermuthet.

In der Abendausgabe des Regierungsblattes las man jedoch zum äußersten allgemeinen Erstaunen folgenden Artikel:

„Es wird alle Freunde Seiner Excellenz des Staatsministers v. Tiefenried schmerzlich berühren, zu erfahren, daß die schon seit längerer Zeit mit Sorge an ihm beobachteten Symptome einer bedenklichen Erkrankung der Nerven sich neuerdings in beunruhigendem Grade wiederholt haben. Ein dazu gekommener schwerer Anfall hat die sofortige Ueberführung des Kranken in eine berühmte Heilanstalt nothwendig gemacht. Mit Theilnahme und Spannung erhofft man baldige tröstliche Nachrichten, die wir unseren Lesern unverzüglich mittheilen werden.“

Im Palais Tiefenried wurde es nicht leer von Nachfragenden. Das Ereigniß kam so urplötzlich, daß selbst die nächsten Freunde des Ministers ganz verwirrt dreinschauten.

Inzwischen erfuhr man, daß der Bruder Seiner Excellenz, der kleine wunderliche Gelehrte, Seiner Majestät selbst die Meldung von dem Unglück gemacht habe. Graf Igor war dann hinzugerufen worden, aber ehe noch die erregten Bewohner der Stadt sich von dieser Schreckensnachricht erholt hatten, kam eine zweite noch aufregendere durch telegraphische Mittheilung an.

Seine Excellenz der Minister v. Tiefenried hatte sich im Eisenbahncoupé, neben seinem Sohne und zwei anderen Mitreisenden sitzend, offenbar in einem Anfälle von Verfolgungswahn erschossen, ehe man die That zu verhindern vermocht.

Eine spätere ausführlichere Nachricht besagte dann, während der Fahrt sei plötzlich das Haltsignal bei einer Station gegeben worden, an der sonst der Kurierzug ohne anzuhalten vorüberfuhr. Seine Excellenz beugte sich aus dem Coupéfenster und fragte, was es gebe; ein Bahnbeamter hatte erwidert, es solle eine Verhaftung im Zuge vorgenommen werden.

Einige Sekunden später hörten Baron Ulrich und die mit Seiner Excellenz reisenden nichtsahnenden Herren eine Detonation, der Minister schwankte und sank als Leiche auf den Boden des Coupé's.

Unterdeß war in der That der Zug von Polizeibeamten durchsucht worden, und man hatte einen Handlungscommis, der seinem Prinzipal mit einer bedeutenden Summe durchgegangen, verhaftet.

In der Stadt erzählte man sich, der König habe zuerst in schmerzlichster Aufregung und Erschütterung gar nicht glauben wollen, was man ihm berichtet. Die Prinzessinnen waren alsdann bei Baronesse Rosanna vorgefahren, diese aber lag krank und konnte und wollte keinen Menschen sehen; auch Graf Igor war abgewiesen worden, und so Jeder, den wahre Theilnahme oder auch nur die Neugier zu ihr trieb.

Die nächsten Zeitungen brachten in rascher Folge die Bestätigung der ersten Gerüchte, und daß Graf Igor vom König beauftragt worden sei, interimistisch die Geschäfte wahrzunehmen.

An eine solche Entwicklung der komplizirten und auf die Spitze getriebenen politischen Verhältnisse hatte Keiner

gedacht. Wenn der Sturz des Ministeriums Tiefenried auch als eine mit Sicherheit voraus zu berechnende Eventualität erwartet worden war und unter anderen Umständen jubelnd begrüßt sein würde, so war derselbe doch in zu tragischer Weise erfolgt, als daß auch die erbittertsten Feinde des Todten ihre Befriedigung hätten laut äußern mögen.

Man sah in dem Walten des Geschicks die strafende und rächende Hand der Gottheit, aber man sprach dies nicht aus, und als nach einigen Tagen ein Flüstern sich erhob, der Minister habe sehr zur rechten Zeit im Irrsinn Hand an sich gelegt, da fühlte man selbst nicht einmal die Neigung, zu untersuchen, warum und in wiefern man diese That eines Irrsinnigen eine rechtzeitige nannte.

Am tiefsten erschüttert schien der Erbe der Macht Tiefenried's, Graf Igor. Tiefenried's Freunde sagten laut, sein gehässiges Vorgehen habe dem Vorgänger das Leben zerstört. Alles, was Haß, Lüge und Bitterkeit erfinden konnten, wurde dem Grafen Igor jetzt entgegengeschleudert.

Man schrie um so lauter, je bleicher und schweigsamer Graf Igor erschien.

In stundenlangen Konferenzen mit dem König war zwischen dem Staatsoberhaupt und seinem jetzigen ersten Diener wohl der beste Weg, die vorliegenden Kalamitäten zu überwinden, ernstlich erwogen worden. Ein neues Ministerium wurde an die Stelle des abgehenden berufen, und Graf Igor, wie vorauszusehen gewesen, zum Präsidenten desselben ernannt. Des Königs Vertrauen manifestirte sich in der rückhaltlosen Weise, in welcher derselbe die ersten,

gewaltige Umwälzungen bezweckenden Schritte seines neuen Ministers sanktionirte.

Graf Stephan Igor mußte an sich erleben, daß das, wonach wir oft mit glühendem Eifer streben, das, was uns das wünschenswerthe Glück, der würdigste Kampfspreis scheint, in unserer Hand plötzlich jede befriedigende Eigenschaft verliert und alle Freude in uns ertödtet.

Wenig half es ihm, daß er sich sagte, er habe gethan, was recht war, aber das Schicksal selbst habe es ihm erspart, dieser Pflicht bis zum Aeußersten folgen und Rosanna's Familienehre in den Staub treten zu müssen. Sie selbst sah in dem, was er — wenn auch schweren Herzens — nur gewollt hatte, bereits die vollendete That. Sie wies ihn ab, als er kam, um sie zu sprechen.

Der König hatte, sobald er von dem Professor jene Mittheilungen empfangen, welche man dem hohen Herrn rückhaltslos schuldig war, mit gewohnter Fassung zunächst daran gedacht, die strengste Geheimhaltung aller der Dinge zu befehlen, welche man ohne Ungerechtigkeit der Mitwissenschaft des Publikums entziehen zu können hoffen durfte.

Graf Igor hatte sich damit nach schwerem inneren Kampfe einverstanden erklärt. Geschehenes zu heilen und soweit möglich ungeschehen zu machen, war hier ebenso sehr Pflicht, als die Rücksicht auf die tief verwundeten Gefühle des in seinem Vertrauen so schmachvoll betrogenen Königs.

Wie eine Erleichterung berührte die Wissenden in diesem Drama der in diesen Tagen eintretende Tod des gefangenen Rendanten Meilhuber, dessen Mitschuld nicht zu leugnen war.

Graf Igor selbst übernahm es, der unglücklichen Wittwe die nöthigen Mittheilungen zukommen zu lassen, und es war schwer, der Verzweifelnden begreiflich zu machen, daß ihr Haß gegen den Minister nichts mehr zu thun fand, wo die irdische Gerechtigkeit ihr Amt niederlegen mußte.

Ihr Unglaube und der bittere Hohn, mit dem sie Igor zuerst begegnete, hielt jedoch vor der Würde des Grafen nicht lange Stand, und mehr noch als seine Persönlichkeit wirkte auf die Frau das instinktive Erkennen, daß auch er ein Unglücklicher sei.

„Sie wissen, wie der Kummer Einem das Herz zerfrißt,“ sagte sie mehrfach zu ihm, und that dann, was er ihr rieth.

Ein Mittel, die Frau aus der Stadt zu schaffen, war bald gefunden. Seine Majestät machte sie zur Kastellanin eines seiner Schlösser, und dorthin ließ man die jetzt ganz gebrochene Frau in aller Stille mit ihren Kindern abreisen. Jetzt, wo man ihr eine sorgenfreie Existenz und eine geeignete Thätigkeit bot, und dies Alles in einer Weise, wie nur Graf Igor es verstand, zu geben, kehrte bei ihr allmählig jene Sanftmuth und Herzensgüte wieder, welche sie in ihren guten Tagen ausgezeichnet hatte.

Sie begriff endlich, daß die schöne junge Baronesse v. Tiefenried, daß der stolze, stattliche Baron Ulrich in schwerem Leid waren, und diese Erkenntniß machte sie nun doch freiwillig verstummen über jene Dinge, für welche Gott selbst die Rache übernommen hatte.

Als Ulrich v. Tiefenried, nachdem er des Vaters Leiche in aller Stille auf dem kleinen Stammgute hatte beisehen

lassen, bis zum Erschrecken bleich, abgezehrt und gebeugt zurückkehrte, erkannte Rosanna auf den ersten Blick, ihr Bruder sei jetzt ein Anderer, als wie sie ihn bisher gekannt; der furchtbare Schlag hatte wie ein Blitz aus heiterem Himmel kommend seinen Hochmuth und seinen Stolz völlig gebrochen.

„Wir müssen dankbar sein, wenn man uns vor der Welt um des Königs willen schont, das ist Alles,“ darin stimmten Schwester und Bruder überein, und die Erwägung, daß Ulrich nicht anstehen dürfe, den König um seine Entlassung zu bitten, knüpfte sich mit einer endlosen Kette neuer unerträglich peinlicher Gedanken und Sorgen daran.

Was sollte nun aus ihm werden?

Während er noch diesen bitteren Erwägungen nachhing, überraschte ihn um so freudiger der Befehl des Königs, keinen Schritt zu thun, welcher in irgend einer Weise den Erfolg der bis jetzt so glücklich getroffenen Maßnahmen betreffs der Geheimhaltung „der peinlichen Vorgänge“ beeinträchtigen könne.

Also weiter dienen, nicht abgehen?

Baron Ulrich begrüßte diesen Befehl Seiner Majestät mit wahrer Herzenserleichterung als eine Befreiung von der Nothwendigkeit, selbst zu handeln.

Ob man nun in seinen Kreisen eine Ahnung hatte von der eigentlichen Sachlage, ob nicht, man empfing ihn in der Gesellschaft wie bei den Kameraden mit einer Theilnahme und Auszeichnung, die ihm ein Balsam waren für sein tief verwundetes Gefühl, und wenn er sich auch sagen

mußte, daß diese fast demonstrative Art der Beileids- und Freundschaftsbezeugungen auch zugleich ein Akt der Feindseligkeit gegen den Grafen Igor bildete, so durfte er doch mit Recht den anderen Theil derselben auf Rechnung seiner wirklichen Beliebtheit unter den Kameraden und Gefinnungsgenossen setzen.

Die Geschwister näherten sich einander durch das Unglück und die Gemeinsamkeit ihres Kummers wieder mehr. Hätte nur nicht wie ein unheimliches Gespenst der Gedanke an Dora zwischen ihnen gestanden!

Das war die Schranke, über die Rosanna nicht hinweg konnte, und vor der ihr schwesterliches Gefühl scheu und ängstlich sich wieder in ihr Herz verkroch.

Ulrich empfand das sehr; aber statt gerecht zu sein gegen Rosanna, reizte ihn ihre tugendhafte Unnahbarkeit, und dies umsomehr, als ihm immer mehr die Einsicht kam, er thue auch Dora ein großes Unrecht. Aber wie hätte er jetzt, in diesem Augenblick durch die Veröffentlichung seiner Heirath alle seine Chancen zerstören können?

Mit dem leichtlebigen Sichtsichverlassen Baron Ulrich's war es vorbei, er wurde melancholisch von diesem Zwiespalt, der ihm früher höchstens ein Achselzucken gekostet hätte. Er dachte zum ersten Male viel nach über seinen glänzenden und trotz aller Zänkereien doch vermöge gewisser Aehnlichkeit ihrer Naturen bewunderten, ja geliebten Vaters.

Ein schauerndes Zurückbeben vor dem Manne, der sich an anvertrauten Geldern vergriffen, die Schuld auf Meilhuber aber hatte sitzen lassen, schüttelte Ulrich, während er so

oft mit seinem Vater gemeinsam sich amüsirt hatte über die so leicht zu dämpirenden Gläubiger, die sie immer wieder fanden, oder über ein reiches Muttersöhnchen, dem sie die Sparpfennige im Spiel abgenommen hatten.

Er sagte sich jetzt oft, daß er sich nach dem bewundernten Vater gebildet habe, und fühlte beinahe Lust, sich damit vor sich selbst zu entschuldigen.

Der König in seiner Huld — der freilich auch nicht wünschen konnte, daß diese Schmach seines Günstlings an die große Glocke kam — seine Freunde alle, wenn sie wüßten, wie gern er sich mit Dora in eine Einöde vergraben hätte, wäre nur genug Geld dazu vorhanden gewesen!

Aber jetzt, wo der Name Tiefenried schon einen so zweideutigen Klang bekommen hatte, jetzt denselben in eine untrennbare Verbindung zu bringen mit Dora Maienbach — der Tochter des ehemaligen Zuchthäuslers!

Nein, und tausendmal nein!

Arme Dora! Armes Weib! Und sie wurde so ungeduldig, sie hat ihn, sie anzuerkennen, sie forderte — trotzte. Aber er wollte sonst Alles thun, was sie wollte, wollte sich bessern, ein Anderer werden. Später — später vielleicht!

Er fühlte sich wie ein von Regen rings umstricktes Wild, und als des Königs Wille es ihm dann möglich machte, von allen mühselig gefaßten guten Vorsätzen keinen voll und ganz auszuführen, sondern weiter zu leben, wie bisher, da empfand der verwöhnte Mann das wie eine unbeschreibliche Wohlthat, ohne im Mindesten daran zu zweifeln, daß er nicht nur gebessert und geläutert sei, sondern

daß er nach und nach und ohne Auffälligkeit auch seinen neugewonnenen Ansichten und Plänen gemäß leben werde.

„Man muß nichts Gewaltthames wollen,“ sagte er, sich beruhigend, und war sehr zufrieden mit sich.

In alle diese widersprechenden und unklaren Regungen und Vorsätze hinein drang nun gleich wieder so viel Verstimmendes und Niederdrückendes, daß Baron Ulrich es nur zu gerechtfertigt fand, wenn er für Stunden im Kreise seiner Kameraden sich „zwang“, alles Denken hinter sich zu werfen und lediglich dem Genuß des Moments zu leben.

Es war kaum ruckbar geworden, daß Seine Excellenz der Minister v. Tiefenried schwer erkrankt und gleich darauf gestorben sei, als die erschreckten Gläubiger und Lieferanten mit ängstlichem Ungestüm auf die Bezahlung ihrer Forderungen drangen.

Rosanna hatte schon in den allerersten Tagen nach ihres Vaters Tode von einzelnen Rücksichtslosen viel zu leiden gehabt und erschreckende Eindrücke von der Größe dieser Forderungen empfangen. Der Minister hatte nämlich gar nicht daran gedacht, mit den ihm durch Rosanna's Vertrauensseligkeit zu Gebote gestellten reichen Mitteln auch wirklich seine Schulden zu bezahlen, wie diese gewollt und gemeint, sondern seine Gläubiger hatten sich bisher mit dem allgemeinen Freudenrausch und den hochgeschwellten Hoffnungen, welche die Erbschaft Rosanna's bei ihnen Allen hervorgerufen, begnügen müssen.

Eine Regelung dieser Angelegenheiten war freilich längst in Aussicht gestellt, aber noch nicht erfolgt, dagegen hatte Tiefenried Börsenspekulationen in erhöhtem Maße unter-

nommen, und das erste Bild, welches sich Rosanna von ihres Vaters Verhältnissen so darstellte, war dermaßen verwirrt und verwirrend, daß der Professor erst Feldner und dann auf dessen Rath auch den Justizrath Schleuderer herbei citirte.

Was die beiden eifrigen Rechtsgelehrten, die sich schon länger kannten, dann gemeinsam zur Klärung der Sachlage in Angriff nahmen und was sie erzielten — Baron Ulrich lehnte jede Betheiligung an diesen Arbeiten mit der Bitte ab, ihn in seiner Trauer umsomehr damit zu verschonen, als er leider zu wenig Verständniß für dieselben habe — erfuhr Baronesse Rosanna nicht mehr; sie hatte eines Tages, etwa zwei Wochen nach all' den erschütternden Vorgängen, bewußtlos auf dem Teppich ihres Zimmers gelegen, und der herbei citirte Hausarzt erklärte der erschrockenen Baronin Hillberg, er habe wohl befürchtet, daß dies Uebermaß von Kummer und Aufregung eine große Krankheit hervorrufen werde.

Und so kam es auch.

Weder die Kunst der Aerzte, noch die im Grunde kräftige Natur Rosanna's vermochten die Wucht des Fiebers zu brechen. Wochen und Monate hindurch schwebte das Leben der Kranken in größter Gefahr, und mit immer besorgteren Mienen sagte sich ihre Umgebung, daß die Kräfte der Patientin nicht ausreichen würden.

Vielleicht aber war es eine Wohlthat für das gemarterte Herz Rosanna's, so in Bewußtlosigkeit hinwegzukommen über die äußerste Spannung dieser schrecklichen Wochen.

17.

Beinahe ein Jahr war seit allen diesen Vorgängen verfloßen, die Rosen knospeten, der Wald stand in vollem, kraftvollem Grün und die Wiesen in tausendfältiger Blüthe. Warm und klar lag der frühe Morgen auf Schloß Fürstenbrück und daneben eine fast sonntägliche Stille, denn das Gefinde war schon zur Arbeit hinausgezogen und nur die nöthige Dienerschaft in den inneren Räumen zurückgeblieben.

Ein Jahr ist eine kurze Frist, und doch war in derselben hier Alles so ganz anders geworden! Die bereits in Angriff genommene glänzende Restauration des Schlosses ist sistirt, denn Rosanna v. Tiefenried fand, oder vielmehr ihre Sachwalter fanden heraus, daß Rosanna nach Bezahlung aller Schulden ihres Vaters kein Geld mehr hatte zu solchen nicht unbedingt nöthigen Unternehmungen. Wenn Seine Excellenz der Herr Minister auch sonst keine ihnen bekannte Beweise von Geistesstörung gegeben, so hatte derselbe doch in einer Art mit dem seiner Tochter zugefallenen Erbe, soweit es in baarem Gelde bestand, gewirthschaftet, daß dieselbe in der That eine gewisse Unzurechnungsfähigkeit oder einen an Wahnsinn grenzenden Leichtsinn indicirte.

Ob die großen Summen im Börsenspiel verloren gegangen, oder wo sie sonst geblieben waren, wußten weder Rosanna, noch Baron Ulrich; die Thatsache stand fest: das Geld war nicht da. Auf die von Ulrich eingeleiteten Nachfragen hatte man dann endlich Aufklärungen erhalten, welche Rosanna veranlaßt hatten, den Brief sofort zu verbrennen und den Justizrath zu bitten, jene Summen einfach als verloren zu betrachten.

„Armes Ding!“ dachte mitleidig der alte Herr, als sie damals so zitternd und bleich vor ihm stand und, kaum genesen, mit kräftiger Hand ihr eigenes Lebensschiff zu lenken begann.

„Sie sind nicht entfernt mehr so reich, Baronesse, wie der verstorbene Baron v. Hillberg Sie gemacht hat,“ setzte ihr der Justizrath bei jener Gelegenheit auseinander. „Die Schulden Ihres Vaters und Ihres Bruders sind bezahlt worden, aber um dies zu können, haben wir“ — er meinte sich und Doktor Feldner — „auf mehrere Jahre hinaus einen großen Theil der Einnahmen von Fürstenbrück verpfänden müssen. Andere Summen von nicht geringerm Betrage sind nothwendig zur Instandsetzung der ganz verrotteten Gutsländereien, der Gebäude etc., und wenn es Ihnen ernst ist mit Ihrem Plane, hier fernerhin zu leben, wozu ich nur ‚Ja und Amen‘ sagen kann, so werden Sie den Muth haben müssen, allem Luxus zu entsagen und ein Leben zu führen, welches Ihnen auch außerdem wohl noch manche Arbeit auferlegt.“

Der alte Herr sprach ernst, geschäftsmäßig und bestimmt wie zu einem Manne, und diese Art gefiel Rosanna und ließ sie fühlen, daß sie könne, was sie wolle, und daß ihr Wollen einen vernünftigen guten Zweck habe.

„Sie sollen mit mir zufrieden sein!“ hatte sie damals ebenso ernst gesagt, und nun war fast ein Jahr vergangen und der alte Herr blickte mit einer Art Vaterfreude und einem ganz unleugbaren Stolz auf „seine“ junge Baronesse.

Oft freilich kam er nicht mehr herüber nach Fürstenbrück, er schickte Doktor Feldner meist, und dieser nahm

mit nicht geringerem Stolz in Baronesse Rosanna's Vertrauen einen Ehrenplatz ein.

Der Herr Doctor juris ist durch seine Verbindung mit dem Justizrath Schleuderer in diesem Jahre schon zu einer hübschen kleinen Praxis gekommen, die ihren Mann ernährt und auch wohl außer ihm noch ein anderes Wesen. Es wäre das so recht ein Grund, vergnügt und gut gelaunt in den herrlichen Sommermorgen hineinzuschauen, aber der arme Herr Doktor kam gestern statt dessen sehr melancholisch gestimmt, zeigte sich Abends, als man im Mondschein auf dem Hofe um die plätschernde Fontaine spazierte, sogar lyrisch angehaucht und blickte heute früh aus den sonst so klaren Augen ernst, ja sogar traurig, daß Baronesse Rosanna, die immer zeitig in der Laube am Kaffeetische saß, ihren Gast heimlich voll Theilnahme und nicht ohne eine kleine Neugier beobachtete.

Vor einem Jahre stand da, wo sich jetzt der verlängerte Garten am Hofe entlang zog, noch eine alte, baufällige Scheune. Der Inspektor hatte Rosanna erklärt, dieselbe sei dort unzumuthig und werde allernächstens einstürzen; sie sah, der Herr Inspektor hatte Recht, und dieser, wie der ebenfalls sehr tüchtige Gärtner hatten, mit Lust und Liebe für die junge Herrin arbeitend, in der That die nächste Umgebung des Schlosses nach der Hofseite zu wesentlich verschönt.

Die Baronesse hatte sich sehr verändert in dem einen Jahre.

Als sie damals, von ihrer langen Krankheit genesend, wieder umher zu gehen begann, erwießen alle ihre Kleider

sich plötzlich als zu kurz. Sie war in der That noch gewachsen, so wenig sie selbst daran glauben wollte, und heute, wo die letzte Spur jener körperlichen Leiden aus ihren Mienen verschwunden war, glich sie kaum noch der früheren Rosanna Tiefenried. Ihre Figur hatte sich zu einem vollendeten Ebenmaß entwickelt, ihre Haltung, ihre ganze Art zu sein hatte nichts mehr von jener scheuen, aber immer liebreizenden Demuth und Aengstlichkeit, welche man damals mitunter an ihr bemerkte, sondern die ruhige, unbewußte Würde wahrer Bornehmheit.

Es ist ein eigen Ding um das Herrschen und die Unabhängigkeit! Rosanna hatte sich, als sie nach ihrer Krankheit zuerst wieder versuchte, sich im Leben umzuschauen, fast völlig allein und vereinsamt gefunden, und mehr als das, sie war es in der That, das sagte sie sich klar, zum Theil durch eigene Wahl und Entschließung.

So mußte es sein und so sollte es bleiben.

Das Leben, welches hinter ihr lag mit all' seiner Dual, seiner geheimen Schmach und Bitterkeit und mit seinem unaussprechlichen Glück in der Liebe zu Igor, das war nun überwunden und vorbei, mußte es sein, und mit ihm Alles, was in Verbindung damit stand.

„Laß fahren dahin, laß fahren!“ klang es fast unablässig wie der Refrain eines tieftraurigen Liedes durch das Herz Rosanna's, und was sie in den einsamen stillen Stunden ihrer Genesung als richtig und rathsam erkannt, das hatte sie auch mit einer Energie durchgeführt, welcher sie früher nicht fähig gewesen wäre.

Die Gesellschaft fand es ganz begreiflich, daß Rosanna

v. Tiefenried es für angemessen erachtete, vorderhand in größter Zurückgezogenheit zu leben. Sie findet es immer natürlich, daß das Unglück sich schon verbirgt und ihr die Anstandsspflicht der Theilnahme erspart.

Die angebliche Krankheit, das Ende ihres Vaters und alle diese anderen geheimnißvollen Dinge, die, wenn auch todtgeschwiegen, doch immerhin mit dem Namen Tiefenried in unliebsamster Verbindung standen, machten es sogar wünschenswerth, sie vorläufig vergessen zu können, und dazu gehörte nur eine gewisse Zeit, nach welcher man dann Baronesse Rosanna mit Freuden wieder in dem gewohnten Kreise zu begrüßen hoffen durfte.

Daß Rosanna an diese Beendigung ihrer selbstgewählten tiefen Einsamkeit gar nicht dachte, wußte man nicht, man ließ sie gewähren, und sie empfand vor allen Dingen zunächst nur, daß kein Heilmittel so sicher wirkte, als diese völlige Abgeschlossenheit von Allem, was ihr trübe oder peinliche Erinnerungen wecken konnte.

Die Rosanna von heute ist die Herrin von Fürstenbrück, diese vornehme junge Dame voll Ruhe und Würde, und wenn sie, wie jetzt eben, lächelnd und freundlich ausblickt, so begreift man schon, daß der junge Rechtsgelehrte, der ihr jetzt eben in der Laube gegenüber sitzt, über dem Anschauen die Antwort vergißt auf ihre Frage, ob er wirklich schon heute wieder nach der Stadt zurückkehren wolle.

Rosanna v. Tiefenried ist noch immer schön, sie ist ja auch kaum vierundzwanzig Jahre, aber auch der Fremde sieht rasch, daß ein schweres Herzleid diesen Zügen und diesen Augen seinen Stempel aufgeprägt hat.

Ihre Wangen sind von einer leichten Röthe angehaucht, ihre Stirn ist so glatt und klar, wie die eines Kindes, aber man weiß nicht, wo es zu lesen steht, und doch liest man es sofort: hinter diesem sanften, gütigen Lächeln liegt eine überwundene Herzengeschichte, von der nichts zurückblieb, als eine unvergängliche Erinnerung und ein fester, energischer Wille. So bildet dies schöne, sanfte Frauenantlitz ein Studium und ein Räthsel, und Doktor Feldner fragt sich vielleicht zum hundertsten Male: „Ist es denn wahr, hat sie abgeschlossen mit dem Leben, oder glaubt sie es nur?“

„Aber was sehen Sie mich denn an, als wäre ich ein Bild, und Sie hätten es zu kritisiren?“ fragte Baronesse Rosanna jetzt ihren Gast, da er auf die erste Frage gar keine Antwort gegeben hatte.

Doktor Feldner zuckt zusammen, er schaut ein wenig verwirrt drein.

„Frau v. Heydewitz hat ein sehr schönes altes Bild von einem berühmten spanischen Meister, und dem Bilde gleichen Sie, Baronesse, als seien Sie das Original dazu,“ sagte er dann.

Sie wurde plötzlich flammend roth, so daß er sie ganz erstaunt anblickte, sie, die sonst so Gleichmäßige.

„Ich weiß —!“ stammelte sie merkwürdig verwirrt.

Ihr war sofort eingefallen, was einst Klona ihr von diesem Bilde gesagt. Zufällig hatte sie es nie gesehen, so oft sie auch eine Zeit lang zu Frau v. Heydewitz gekommen war. Ob Igor wohl noch einmal vor dieses Bild trat?

„Wo hängt es?“ fragte sie in diesem Gedanken.

Er sagte ihr, was sie zu wissen wünschte. Dann setzte er hinzu: „Sie haben niemals nach den alten Freunden gefragt, Baronesse, verzeihen Sie, wenn ich den Namen derselben nannte und Sie etwa gar dadurch verletzten. Gleichwohl ist mir diese Gelegenheit erwünscht, Sie zu fragen: was that Klona, was that ihre Mutter, daß sie Beide ausgeschlossen sind von Ihrer Freundschaft? Und, vergeben Sie es mir, Baronesse, die beiden Damen finden sich tief gekränkt. Es ist so bitter für treue Liebe, keinen Dank zu finden.“

Baronesse Rosanna's Züge hatten für einen Moment jene eifige Ablehnung gezeigt, welche den unberufenen Sprecher das Wort am Munde abschneidet. Doktor Feldner hatte aber dennoch ausgesprochen, und als seine Stimme bei den letzten Worten unmerklich fast, aber doch für Rosanna hörbar, schwankte, da verschwand jene Kälte so rasch, wie sie gekommen war. Sie gab ihm die Hand mit einem herzlichen guten Lächeln. „Sie sind ein treuer Anwalt, Herr Doktor, aber lassen Sie mich verfahren, wie ich es für richtig halte. Ich bin nicht undankbar für Liebe, aber — ich — ich bin schwächer, als ich mir selbst gestehen mag. Und nun bitte ich Sie, reden wir nicht mehr davon! Sehen Sie, da ist ja schon Onkel Walter!“

In der That, der Professor stand am offenen Fenster seiner Thurmstube und winkte, daß er gleich herabkommen würde. Er und Frau v. Hillberg bildeten Rosanna's Familie hier auf Fürstenbrück, und wenn die Letztere ihrer schwankenden Gesundheit wegen einen mehr in der Nähe wohnenden Arzt anfangs oft vermischte, so that doch die

schöne Landluft Wunder an ihr, und sie bereute um so weniger, Rosanna gefolgt zu sein, als auch für sie dort die Vereinsamung eine Pein gewesen wäre. Der kleine Professor war sehr gealtert; seit jener Nacht, in welcher Graf Igor ihm über den von ihm so aufrichtig bewunderten Bruder die Augen öffnen mußte, war der gelehrte Herr aus der Traumseligkeit seiner poetischen Gedankenwelt derartig aufgeschreckt worden, daß er sich nicht wieder hineinzufinden vermochte.

Rosanna's schwere Krankheit und manche Unterredung mit der Baronin Hillberg an ihrem Bette hatten ihm ferner mehr Licht über den Charakter seines Bruders gegeben, als er zu ertragen vermochte, und es war rührend und tief schmerzlich zugleich, den Kummer des sonst so frohmüthigen kleinen Herrn anzusehen, einen Kummer, der ihn je länger je mehr zu Boden beugte.

„Was muß dies Kind schweigend gelitten haben, und wie vermochte es sich die Liebe zu diesem Vater zu erhalten, der ihr nichts gab, nichts, woran ihr Herz sich anklammern konnte!“ seufzte er bei den Berichten der Baronin aus Rosanna's früherem Leben.

Die alte Dame war sehr schlecht auf den verstorbenen Minister zu sprechen. Auch ihr kleines Kapital war dahin, wohl denselben Weg gegangen, wie das des Professors, und wenn es sie auch keinen Kampf kostete, von ihrem Liebling Rosanna Alles zu empfangen, so verschärfte doch der unbegrenzte Leichtsinn, mit welchem Tiefenried auch nach der Erbschaft Rosanna's alle seine Sachen in Verwirrung ließ, ihre Stimmung bedeutend.

Wie sie aber auch gegen Onkel Walter sich darüber äußern mochte, gegen Rosanna bewiesen die beiden Alten doch vollständig den hochsinnigen Takt, der dem Liebling jeden bitteren Gedanken zu ersparen suchte, und was in den ersten Monaten in dieser zarten Rücksichtnahme ihnen vielleicht auch einmal schwer wurde, das lohnte sich ihnen doppelt durch Rosanna's Wiedererblühen.

Die erste Zeit nach ihrer Krankheit war die schlimmste. Die tief verwundete Seele des Mädchens konnte sich nicht zu dem Willen, zu leben und zu vergessen, aufraffen. Rosanna dankte es der treuen Liebe ihrer beiden Pfleger, daß endlich doch ein Tag kam, an dem sie sich sagte, es sei an ihr, an ihr ganz allein, den Namen Tiefenried wieder zu Ehren zu bringen.

Und indem sie diesem Gedanken, dieser Ueberzeugung sich mehr und mehr hingab, war sie genesen und diese andere Rosanna geworden, die wir jetzt in ihr sehen.

Der Professor war in Begleitung seiner langen Morgenpfeife herabgekommen, und die junge Herrin von Fürstenbrück machte an ihrem Frühstückstische die Honneurs so anmuthig und anscheinend heiter, daß Doktor Feldner, mit dem sie nebenher von den Geschäften sprach, immer verwunderter sich im Stillen fragte: „Ist es denn möglich, daß sie so ganz hinweg ist über ihre Liebe? Daß ihr selbst die alten Freunde nichts mehr sind?“

Eine Antwort gab es nicht darauf. Rosanna hatte ihm gesagt, sie fürchte die eigene Schwäche, aber wie sie klar und ruhevoll über tausend Dinge sprach, die ihr vor zwölf Monden noch kaum in die Gedanken gekommen waren,

da sah es nicht eben aus, als ob dieses energische junge Geschöpf noch eine Herzensschwäche zu fürchten hätte, sondern eher, als ob der Verstand das Gemüthsleben beherrsche.

„Ich will Sie begleiten, Herr Doktor,“ sagte Rosanna, als sich Feldner erhob, um sein Pferd satteln zu lassen. „Der Inspektor ist in Hohenbreisach auf dem Vorwerk, er hat mich mehrfach schon gebeten, dort wegen des Neubaues mit ihm das Terrain anzusehen. Wenn ich auch nicht gar viel davon verstehe, so liebt er doch, mich glauben zu machen, ich sei seine gelehrige Schülerin,“ setzte sie lächelnd hinzu, und Doktor Feldner nahm sehr dankbar und beglückt diese Aussicht auf einen herrlichen Spazierritt mit Baronesse Rosanna entgegen.

Sie ließ ihr Pferd ebenfalls satteln und ging hinein, sich zu dem Ritt umzukleiden.

Im Schlosse waren weder Farbentöpfe, noch Leitern mehr zu sehen, so weit als möglich hatte man schon im ersten Frühling die einmal begonnenen Arbeiten vollendet; auf die kostbaren Malereien und den sonstigen Aufwand, den der Minister projektirt hatte, verzichtete Baronesse Rosanna sofort gänzlich. Mit möglichster Einschränkung sich eine hübsche, aber immerhin bescheidene Häuslichkeit gründend, hatte sie ganze Reihen der Säle und Zimmer schließen lassen, für sich nur so viel Raum beanspruchend, wie sie in ihrem stillen Dahinleben bedurfte.

„Wir haben das Geld nöthiger zu unseren Gutsverbesserungen!“ hatte der Justizrath und der Inspektor gesagt. Rosanna sah das nur zu wohl ein, und die Art, wie sie bereitwillig und mit praktischem Sinn auf alle den

überflüssigen Luxus verzichtete, gewann ihr sofort die warmen Sympathien ihrer Umgebung. Es machte ihr jetzt Freude, nach und nach selbst in einer oder der anderen Weise ihre neue Heimath immer behaglicher und freundlicher sich zu gestalten, und es klang dem Justizrath wie Musik, wenn seine junge Klientin bei solchen Gelegenheiten ihn zuthunlich, wie sie sich immer gegen ihn zeigte, fragte: „Wir dürfen das doch thun, lieber Herr Justizrath? Sie sind mit der Ausgabe hoffentlich einverstanden?“

Doktor Feldner und der Professor gingen unterdeß auf dem Hofe um den großen Rasenplatz, welcher jetzt die plätschernde Fontaine umgab. Sie fanden selten Gelegenheit, von den gemeinsamen Freunden zu sprechen, und so scheu der Professor auch anfangs vermieden hatte, zu fragen, so schmerzte ihn doch diese Entfremdung, die sich nach und nach zwischen Rosanna und ihren alten Freunden entspann.

Es gab für Feldner nicht viel Erfreuliches zu berichten.

Dskar v. Keydewik arbeitete unter dem jetzigen Minister nach wie vor, aber es fehlte ihm die rechte Strebsamkeit, die seinem glänzenden Talent unfehlbar Bahn gebrochen haben würde.

„Er will, wie Sie wissen, Herr Professor, Rom in einem Tage erbaut haben und jammert oder großt über die schlechte Welt, die ihm ihren Preis — Gold und Genuß — vorenthält,“ sagte er.

„Ihr Ton ist, Gott sei Dank! heiterer, als der Inhalt Ihrer Worte,“ meinte der Professor, „lassen Sie mich

hoffen, daß die Sache so ernst nicht ist, wie sie mir schien, als ich noch in der Stadt lebte.“

„Das wäre sie doch, verehrter Herr Professor, wenn nicht Oskar, und das ehrt ihn neben diesem unseligen Gang, die Bewunderung für seinen Chef und väterlichen Freund in noch höherem Grade in sich trüge. Alle seine schlimmen Regungen überwindet Graf Igor mit einem Blick, einem Wort, und es ist rührend, seine Wachsamkeit gegenüber Rehdewitz's Neigung zum Leichtsinne zu sehen; Oskar fühlt das auch sehr wohl, und obgleich ich bemerkt habe, daß er sich in voller Rebellion gegen diesen Einfluß auflehnte und trotzig bis zum Tagesgrauen spielte und populirte, um zu zeigen, er sei kein Kind mehr, so erlebte ich doch zu meiner großen Freude ebenso, daß nach dieser Extravaganz Monate des eifernsten Fleißes und der tadellosesten Dienstleistung kamen. Er wird sich durchringen, unser Freund Oskar, und Fräulein Klona's begeisterte Dankbarkeit gegen den Grafen ist in dieser Hinsicht durchaus gerechtfertigt.“

Der kleine Professor sah ein wenig verwirrt und befremdet auf.

„Sie meinen?“ fragte er.

„O, ich meine nur, daß Graf Igor nicht nur für die Männer der Held des Tages ist, sondern daß die Damen ihn geradezu vergöttern! Graf Igor ist das Ideal der Jüngeren und die ‚glänzende Parthie‘ für alle Mütter heirathsfähiger Töchter. Es ist also kein Wunder, daß Fräulein Klona schwärmt, um so mehr, als sie viel Gelegenheit hat, für ihre Bewunderung immer neuen Grund

zu finden. — Der Graf ist, wie Sie wissen, sehr häuslich.“ fuhr er fort, „und man sieht ihn eigentlich nur bei officiellen Gelegenheiten; da ist es denn natürlich, daß die ganze Welt Frau v. Meydewitz um die Ehre und die Genugthuung beneidet, den Gefeierten öfter in engstem Familienkreise bei sich zu sehen. Man sagt auch — doch das wird nur Geschwätz sein — Fräulein Ilona werde nächstens Frau Gräfin Igor werden — aber —“

„Sie haben davon doch Rosanna nichts gesagt, lieber Freund?“ flüsterte ganz erregt der Professor und ergriff fast bittend Doktor Feldner's Hände.

„Das trauen Sie mir im Ernst nicht zu, Herr Professor!“ sagte dieser herzlich, und der kleine Mann blickte ganz beschämt darein.

„Sie wissen, lieber Feldner, das Herz ist ein wunderlich Ding, stolz und verzagt, voll Groll und voll Liebe,“ entschuldigte sich der kleine Herr.

Der junge Mann seufzte.

Und seltsam, der Professor, von dem nie ein Mensch gehört, daß er in jungen oder älteren Tagen das Vorhandensein seines eigenen Herzens mit Schmerzen gemerkt, der gute alte Mann nahm wiederum seines jungen Freundes Hand, drückte sie fest in seinen kleinen Händen und sagte: „Haben Sie Geduld mit der Kleinen, Feldner, treue Liebe findet doch meistens den Sieg, und Igor denkt nicht an das Kind; ich kenne ihn, er zählt zu den Treuesten unter den Treuen!“

Ach, wie oft hatte Onkel Walter so schon seinen Lieblingen Trost gespendet aus dem unverfälglichen Schatze

seines Herzens. Keine Erfahrung, auch nicht die schmerzlichsie, die dieses letzten Jahres, vermochte ihn zu beirren; der Glaube an das Gute und Edle, an den Sieg desselben über alles Feindliche lag nun einmal unzerstörbar in ihm, und die Inbrunst, mit welcher er diesen seinen Glauben bekannte, als das wahrhaft Wahre, weckte in seinen Hörern allemal neues Vertrauen.

„Gott wolle es. Ich bin so klein neben dem Grafen Igor, daß ich es Fräulein Mona schon verzeihen muß, wenn sie mich übersieht. Aber wird sie sich zu mir finden, wenn sie ihr Bestes, ihre erste Liebe, verschmähst sieht?“ fragte er sehr bewegt. Er hatte keine Falte in seinem Herzen, die dem treuen Freunde verborgen geblieben wäre.

„Sie wird! Geben Sie ihr nur die Ueberzeugung, daß Ihre Liebe eine echte, eine feste ist. Dankbar und mit tieferem Verständniß wird Mona einst an Ihr Herz sinken. Lassen Sie dem Kinde diesen Blick auf ein Unerreichbares! Graf Igor steht so hoch, daß es ein junges Menschenherz nur höher heben kann, ihn gekannt und geliebt zu haben!“

„O, Herr Professor, Sie haben nie geliebt, sonst redeten Sie nicht jetzt so sanftmüthig von dem zweiten Platz, wo mir zum Verzweifeln zu Muth ist bei dem Gedanken, daß ich auf diesen zweiten Platz warten soll.“

„Sie sind ein Thor! Ich weiß ganz wohl, was ich sage, und es ist gar nicht die Rede vom zweiten Platz, wenn ein Mädchen die Sonne, oder den Mond, oder den Regenbogen anschwärmt, ehe es sich mit seinem Herzen zu Ihnen findet,“ sagte Onkel Walter lächelnd, aber sehr bestimmt.

Da trat Rosanna aus dem Portal.

Sie sah, wie die Beiden so ernsthaft zusammen redeten, und ahnte, von wem es sei.

Aber sie wollte nichts Derartiges denken, mit einer leichten Kopfbewegung wies sie es von sich und winkte dem Reitknecht, die Pferde vorzuführen. Sie war eine elegante Reiterin, und Doktor Feldner hatte seinen Herzenskummer für den Augenblick in dem frohen Stolz vergessen, seine schöne Klientin begleiten zu dürfen.

Onkel Walter wehte mit dem Taschentuche und schwenkte seinen großen Strohhut, so lange er ihnen nachblickte. Dann ging er, froh, Rosanna so heiter gesehen zu haben, auf sein Zimmer zurück, wo er bis zum Mittag arbeitete, ohne anders aufzuschauen, als wenn seine Pfeife neuer Füllung bedurfte.

Er fühlte sich so behaglich auf Fürstenbrück, wie noch kaum je in seinem Leben. Seine Bücher auf den Regalen, seine Becher und sonstigen werthvollen alterthümlichen Geschirre und Gefäße in den großen Schränken, und keinerlei Sorge für den Unterhalt des Lebens, das war's, was er brauchte! Aber um ihm nun auch noch ein Höchstes zu geben, hatte ein gütiges Geschick ihm auch noch eine volle Mannespflicht gegeben, die schönste, die ein kleiner alternder Ritter haben konnte, die, zweien edlen Damen als Beschützer zu dienen.

„Wenn wir Dich nicht hätten, Onkel Walter!“ sagte Rosanna öfter zärtlich und dankbar, und Frau v. Hillberg legte auf Spaziergängen ihren Arm in den seinen und sagte leise: „Ich habe mit Ihnen zu reden, Herr Pro-

seffor, Sie müssen mir rathen!" Dies Gefühl, den beiden Frauen nothwendig zu sein, das war etwas, was Onkel Walter nie gekannt hatte, und was ihm jetzt eine Würde und Wichtigkeit in seinen eigenen Augen verlieh, welche sehr zu seinem Behagen beitrug. Das Zusammenleben der Drei war das denkbar unabhängigste, und dabei trug doch Jeder dies Bewußtsein, dem Anderen unentbehrlich zu sein, mit voller Berechtigung in sich.

Es war ein wundervoller Sommermorgen. Rosanna hatte sich von Doktor Feldner getrennt, nachdem sie, fast eine Stunde neben einander durch Wiesen und Felder reitend, eifrig geplaudert hatten, ohne doch mehr zu sprechen als das, was möglichst weit ab lag von ihren wirklichen Interessen. Rosanna mied jede Aufregung; er fühlte das und wußte, sie that Recht daran.

Dann ritt sie allein auf einem Seitenwege dem Thal-einschnitt zu, welcher sie zu dem Vorwerk führen mußte, und nachdem sie dort ihre Geschäfte erledigt, lehrte sie auf dem Waldwege, der weiter, aber dafür jetzt bei der schon hochstehenden Sonne auch kühl und schattig war, nach Fürstenbrück zurück.

Auf dies Alleinsein hatte sie sich schon den ganzen Morgen gefreut, ja, sich danach gesehnt. Sie wußte es schon längst aus Erfahrung, daß das Herz seine Ebbe und seine Fluth hat, daß jeder Schmerz, jede Freude diesem Steigen und Fallen unterworfen sind, und daß dieselben wechseln, wie Alles in der Natur einem bestimmten, unabänderlichen Gesetz unterworfen, über das wir keine Macht haben.

Als sie zuerst nach der Monate langen Krankheit sich wieder zu klarem Bewußtsein zurückgefunden, da hatte es sie gewundert, sich so schmerzlos, so gelassen zu fühlen bei der klarsten Erinnerung an die jüngsten Erlebnisse. Später sah sie ein, daß sie zu schwach gewesen, um Schmerz und Kummer zu empfinden, daß die seltsame Freudigkeit, welche sie dagegen jetzt mehr und mehr durchdrang, aus dem von ihrem Gemüthsleben ganz unabhängigen, rein körperlichen Gefühl der Genesung entsprang.

Je mehr sie sich, wenn auch langsam, wieder kräftigte, um so tiefer begann sie dann zu leiden, bis auch das überwunden war, und nun Zeiten der Ergebung und relativen Ruhe kamen, welche indeß immer wieder mit schmerzlichen Erregungen und tiefer Niedergeschlagenheit abwechselten.

So hatte Rosanna sich an die Ebbe und Fluth ihres Seelenlebens gewöhnt und dankbar jeden Moment hinnehmen gelernt, welcher sie sich über das Schwere hinweggehoben fühlen ließ, das sie doch unerbittlich wieder niederzog zu dem trüben Ernst und der schmerzlichen Resignation, die ihr Lebensloos fortan sein sollten.

„Ich möchte es abwerfen, dies Leid, möchte fröhlich sein können und mich jung fühlen; es ist so schrecklich, auf ein Leben ohne Liebe, ohne Glück und Freude zu blicken, die Pflicht allein füllt es nie aus!“ dachte sie oft, aber nie mehr als gerade in solchen Augenblicken wußte sie, daß, was ihr „Glück“ hieß, versunken war, und daß keine Macht der Welt es ihr zurückgeben konnte. Und die stolze Rosanna verschmähte jene Surrogate für das

Glück, nach denen so Viele haschen; sie begriff die Menschen nicht, die sich daran genügen lassen konnten. „Da will ich mir lieber ehrlich sagen, daß ich Verzicht leisten muß, als den Nothbehelf annehmen!“

Das Alles waren schwere Gedanken für eine Vierundzwanzigjährige — Rosanna fühlte sich trotz ihrer angenommenen Heiterkeit heute einmal wieder mehr als seit letzter Zeit an tiefem Herzwey krank. Wie es kam, wußte sie selbst nicht, aber gleich einem verklungenen alten Liede lag eine unsaßbare und doch so schmerzlich-süße Empfindung in ihr; es war Melodie und doch nicht, es waren Gedanken und doch nicht; und das Alles gipfelte in einer heißen, schmerzvollen Sehnsucht, die sie sich nicht eingestehen wollte und durfte.

Vorüber — ach, vorüber! Das war's!

Und dann kamen diese furchtbaren Zweifel, die ihr schon so oft das Herz zernagten bis zum Wahnsinn. Mußte es denn damals sein, daß sie Igor aufgab?

Was half es ihr, daß ihr Verstand, daß ihr Rechtsgesühl, ihr Stolz ihr sagten: Ja! Und Du thatest Recht! Was half das, wo ihr Herz in bitterem Schmerze weinte und klagte?

Rosanna Tiefenrieb seufzte und fuhr mit der Hand über die Augen.

Was half ihr der goldene Sonnenschein, was half ihr die herrliche Sommerpracht, ihre Augen konnten sie vor plötzlich aufsteigenden schweren Thränen nicht sehen.

O, so allein sein, so allein in der weiten Welt, das war schwer, unsagbar schwer!

Und doch hatte sie sich noch vorhin danach gesehnt, allein zu sein? Ja, um einmal darüber weinen zu dürfen, daß sie so verlassen war.

Aber war das nicht ihre eigene Wahl gewesen? Hatte sie nicht fest und mit herben Worten ihr eigenes Geschick sich gemacht?

Ja! Und abermals ja! Sie hatte das Rechte gethan.

Sollte sie ihren schmachbeladenen Namen an den reinen Igor's heften? Sollte seine antike Strenge ihr stündlich eine stille Mahnung an ihres Vaters Verschuldung sein?

Wenn die Welt das Aergste nicht erfahren hatte, Igor wußte es, sowie der König und sie selber und die ihr angehörten.

Es war eben der alte Kampf, und Rosanna kämpfte ihn in der tiefen Waldesstille noch einmal wieder durch. Ach, wie oft schon hatte sie es gethan!

Die dichten Kronen der Bäume wölbten sich wie die Kuppel eines Domes über ihr, auf dem einsamen Waldwege huschte das Sonnenlicht spielend über das Moos, ein Specht häckte, daß es weit durch den Wald klang, und Eichhähchen huschten hie und da über den Pfad oder an den weißgrauen Stämmen der Buchen hinauf.

Rosanna kannte ihren Weg; sie machte ihn oft und lachte der Sorge der Tante Hillberg, welche sich ängstigte, Rosanna ohne Begleitung ihre Ritze machen zu sehen.

Von bösen Menschen, das freilich wußte man, war hier Landaus und Landein in den Bergen nichts zu fürchten. Rosanna begegnete überhaupt hier selten anderen Leuten, als Holzfällern und Forstleuten. Drüben auf der

Richtung lag ein kleines, einsames Wirthshaus, die Städter besuchten es wohl ab und zu Sonntags, in den Wochentagen blieb es völlig einsam und die Bewohner gaben sich dann der Bestellung ihres Ackers mit Eifer hin.

Rosanna Tiefenried gehörte nicht zu den sentimentalnen Wesen, die sich mit einer Art Behagen in einen Schmerz versenken. Sie litt zu schwer, um nicht ihrer energischen Natur gemäß gegen diesen Schmerz anzukämpfen und ihn zu besiegen zu suchen. So war es ihr fast lieb, daß sie beim Erblicken des kleinen Wirthshauses sich zusammenraffen und an praktische Dinge denken mußte.

Der Wirth dort hatte einen Sohn, welcher sich für den Stalldienst und die Wartung feinerer Pferde während seiner Militärzeit ausgebildet hatte. Den jungen Menschen in ihren Dienst zu nehmen, hatte der Wirth sie gebeten, sie wollte ihn heute sehen und das Geschäft des Mietheus abschließen.

In dieser Absicht bog sie von ihrem Wege ab auf die Richtung und ritt auf das Haus zu.

Als sie demselben schon ziemlich nahe gekommen war, sah sie den Wirthsohn um die Giebelseite ein gefatteltes Reitpferd vor die Thüre führen. In dem gleichen Augenblick trat ein Herr aus dieser, schwang sich nach flüchtigem Gruß gegen den tief sich verneigenden Wirth auf das braune, unruhig tänzelnde Roß, drückte dem Burschen ein Trinkgeld in die Hand und ritt ab, Rosanna entgegen.

Die ihr in das Gesicht scheinende Sonne blendete sie so, daß sie den ganzen Vorgang nur undeutlich gesehen hatte.

„Wohl auch ein Herr, der einen Stallknecht sucht!“ dachte sie.

Da trat eine Wolke vor die Sonne, nahm die Blendung hinweg, und nun — es bedurfte nur eines Blickes, um Rosanna erkennen zu lassen: das war Igor!

Großer Gott, es war Igor!

Was sollte sie thun? Fliehen? Vorwärts? Zurück? Doch vergebens! Er war schon zu nah. Und wozu auch? Waren sie nicht Fremde für einander?

Und während diese Gedanken ihr durch das Hirn schossen und sie in einer Aufregung ohne Gleichen und vollständiger Verwirrung nicht wußte, was thun, was lassen, hatte sie instinktiv gehandelt.

Bleich, kerkengerade, den Blick voll und finster auf ihn gerichtet — oder war er kalt, nur kalt dieser Blick? — so war sie an ihm vorübergeritten, an ihm, der sein Pferd parirte und anhielt und sie anschaute, ihr nachblickte.

Wie sie das Alles wußte und erfaßt hatte und seinen Blick sah, aus dem ihr eine Welt von Fragen und Schmerzen entgegenschaute, das war ihr völlig unklar; sie empfand nur, daß sie weiterritt in demselben ruhigen Schritt von vorhin, und daß sie gerade und straff im Sattel saß und den Kopf so starr und fest trug, wie sonst nie.

„Nur nicht zurückblicken!“ dachte sie ebenso instinktiv. Und dabei war ihr, als wenn etwas in ihrem Herzen zerriß, und ein wahnsinniger Schmerz kam über sie.

Aber — sie fuhr zusammen, wie von einer Kugel getroffen. Hinter ihr ertönte der Galop eines Pferdes, und sie hatte noch nicht weiter gedacht, da schoß schon der

Braune Igor's an ihr vorbei. Dieser warf das Pferd herum, er hielt vor ihr und hatte ihre Hand ergriffen.

„Rosanna!“

Ihr Pferd stand, und er hatte ihre Hand in der seinen und aus seinen Augen, seiner Stimme Klang ihr eine ganze Welt von Freude und Schmerz entgegen.

Er war so erschüttert, daß er kein Wort weiter sagen konnte. Es war, als könnten nur seine Augen die Frage zum Ausdruck bringen: „Ist es denn möglich, Rosanna, daß Du lebst ohne mich? Daß wir Beide leben ohne einander?“

Und sie starrte ihn an, bleich wie ein Gespenst, wo sie doch noch vor wenig Minuten ihn überrascht hatte durch ihr kräftiges, frisches Aussehen, und in ihren Augen lag nur der Schrecken.

Arme Rosanna! Sie, die Igor liebte mit jedem Nerv ihres Herzens, sie konnte in diesem Augenblicke nur Eins denken: das war jener qualvolle Augenblick in jener furchterlichsten Nacht ihres Lebens, wo sie den von seinem Wege zum Grafen Igor heimkehrenden Onkel Walter fragte: „Und was wird er thun?“, worauf dieser ihr antwortete: „Seine Pflicht!“

Ja, die Pflicht, die sollte Jeder thun, immer und unweigerlich, und ihre Pflicht war es, ihr zerstücktes Leben und ihren besleckten Namen niemals an das Leben dieses Mannes zu fetten.

Er liebte sie aus Mitleid vielleicht noch ein wenig, vielleicht hielt er es für seine „Pflicht“, ihr Treue zu halten und sein Wort einzulösen, und während sie in ihrem

Trotz so dachte, schrie es in ihrem Herzen: „Nein, nein, er liebt Dich, gib Dich ihm hin, dann hast Du Glück und Ruhe!“

Aber dies Alles war kein klares Denken und Erwägen, es war das impulsiv empfinden eines Moments, doch, wie es bei höchstgesteigerter Seelenthätigkeit immer ist, der Moment gab, was Stunden sonst nur geben.

„Rosanna! Wie glücklich bin ich, Dich zu sehen!“ hatte inzwischen Graf Igor gestammelt, und sie hätte von Stein sein müssen, wenn der Ton sie nicht gerührt hätte.

Das Blut schoß jetzt in heißen Wellen ihr in die Wangen zurück, aber zugleich auch die Thränen ihr in die Augen. Sie wollte nicht weichen sein, nicht weinen, und sah dabei sehr schön aus, aber unendlich unglücklich.

Er fühlte, daß er sie schonen müsse, daß ihre Wunden noch keine Berührung vertrugen. Sie mußte sich erst ganz beruhigen. Ein unbeschreiblich inniges Mitleid mit ihr überkam ihn mehr als je zuvor.

Sanft nahm er ihr die Zügel aus der Hand und, sein Pferd neben das ihre lenkend, trieb er beide zu dem ruhigen Schritt an, in welchem er Rosanna daherkommen sah.

Sie ließ es geschehen, dann nahm sie die Zügel selbst wieder, aber er blieb dennoch neben ihr.

So ritten sie eine Weile schweigend miteinander. Rosanna war es wie ein Traum, wie ein berauschend schöner Traum, in welchem das Glück mit Singen und Klingen über ihr schwebte.

„Was führt Dich hieher, Rosanna?“ fragte endlich Graf Igor mit möglichster Ruhe.

Sie gab ihm Antwort, leise, bebend.

Er sagte ihr, dieselbe Absicht habe ihn bewogen, seinen Spazierritt so weit auszudehnen, und dann erzählte er ihr, sein Aloys habe einen bösen Sturz gethan und liege auf Wochen darnieder; des armen Burschen Weib sei gestorben, und Aloys sei vor Trauer und Körperschmerz ganz gebrochen.

Sie kannte seine Diener alle und hörte ihm theilnehmend zu, und dann sagte er ihr, in seiner jetzigen Wohnung gefalle es ihm besser, als in der früheren, und sie erfuhr so erst, daß er dieselbe gewechselt. Er beschrieb ihr diese neue und schilderte die Aussicht auf den Schlosspark; dann sprach er vom König und den Prinzessinnen und den fürstlichen Gästen, und so plauderte er auf sie ein, so sanft und zärtlich, wie man zu einem lieben kranken Kinde spricht. Er nannte sie „Du“ und „Rosanna“, aber er enthielt sich jedes Liebesworts.

Sie antwortete wenig, sie ritt neben ihm, das Haupt gesenkt, den Blick vor sich hin gerichtet, und neben der unaussprechlichen Traurigkeit, die sie erfüllte, wurde ihr mehr und mehr dies wunderselige Glück bewußt, daß er zu ihr sprach, daß er sie liebte, noch liebte, wenn — ja — wenn es nicht Mitleid war.

Er merkte wohl, wie sie schwankte zwischen Glück und Schmerz. Das war so natürlich! Ganz sachte wollte er sie zu innerer Klarheit, zu vollem Frieden mit sich selbst führen, sie sollte sich überzeugen, daß er sie immer gleich sehr geliebt hatte, immer, auch als er fest und entschlossen seine Pflicht that.

„Und nun sage mir, Kosanna, wie lebst Du?“ fragte er dann weiter, obgleich er durch Feldner, den Justizrath und die Kedyewits Alles erfuhr, was Kosanna betraf.

Sie wußte ihm nicht gleich korrekt zu antworten. Er verstand das, und noch mehr, er vermochte es, sie plaudern zu machen, fast wider ihren Willen. Sie erzählte, daß der Inspektor sie, als sie begann, wieder umherzugehen, an ihre gemeinsamen Exkursionen vom vorigen Jahr gemahnt habe, und an ihre Absicht, eine gute Gutsherrin zu werden. Indem sie den tüchtigen und intelligenten Mann pries, der in der That mit seiner Energie bestimmend und leitend auf ihr Leben einwirkte, dadurch, daß er sie zu unausgesektem Interesse und thätigem Eifer für ihren Besitz anregte, ließ sie Igor einen Blick thun in ihr jetziges Leben und auf die Ziele, die sie damit für sich gewonnen.

„Jetzt verstehe ich, warum Du eine Andere, eine Höhere geworden bist,“ sagte er dann herzlich. „Du hast die Passivität abgeschüttelt, Du handelst jetzt, wo Du früher nur duldbend liebtest.“

Es lag in seinen Worten eine freundige Anerkennung, welche ihr sehr wohl that.

Sie waren so bis an die Grenzen von Fürstenbrück gekommen. Die Uhr des Schloßthurmes hatte die zwölfte Stunde verkündet, im Dorfe läutete es zu Mittag.

„Ich habe Vortrag beim Könige,“ sagte er bedauernd und rechnete aus, daß ihn nur ein sehr scharfer Ritt noch rechtzeitig zur Stelle bringen werde.

Sie mußten sich hier trennen. Der flüchtige Schimmer

von Glück in Rosanna's Augen erlosch wieder, ihre Wangen wurden wieder bleich.

Auch Igor war plötzlich ganz fassungslos. Es drängte ihn, Rosanna zu sagen, daß er sie nie und nimmer aufgeben werde, und doch sah er an dem Leidenszug um ihren Mund, dem sich ein Zug von unbeugsamer Festigkeit jetzt zugesellte, daß heute ein solches Wort verkehrt, ganz verkehrt sein würde.

Und sichtlich litt doch sie wie er unter dieser Trennung!

„Rosanna, darfst du mich wiedersehen?“ wollte er sie fragen. Aber seine Lippen bewegten sich, ohne daß sie die Worte bildeten, sein Herz war zu stürmisch bewegt. Er hatte ihre Hand ergriffen, und so, Hand in Hand, wortlos und übermächtig erregt, hielten sie nebeneinander. Vom Dorf her kam ein Hundekarren in wilder Eile auf sie zu, Igor's Pferd wurde unruhig, es bäumte sich wild auf und er hatte Mühe, es zu zügeln. Von der entgegengesetzten Seite trabte auf der Landstraße eine Koppel Pferde daher. Ein leichter Jagdwagen, auf dem ein Herr, die Pferde desselben lenkend, und hinter ihm ein Diener saß, holte die Ersteren ein, rief dem Führer derselben einige Worte zu und sauste vorüber.

Rosanna hatte den Herrn auf dem Jagdwagen erkannt.

„Es ist Ulrich!“ stammelte sie.

Graf Igor hatte eben sein Pferd wieder beruhigt, Rosanna sah — es war ihr Verhängniß, daß sie ihm jeden Gedanken aus der Seele, von der Stirn und den Augen las — wie jener unselige Ausdruck des Mißbehagens und der Abwehr wieder über Igor's Mienen flog. Er warf

einen finsternen Blick auf den Herankommenden. Dann grüßte er Rosanna noch einmal respektvoll, und sein Kopf wendend, flog er in tausendem Galop auf dem Landwege dahin. Er wollte Baron Ulrich nicht begegnen.

18.

Hatte Baron Ulrich den Grafen Igor erkannt? Oder hielt er ihn etwa für den Inspektor? Die Figur der Weiden hatte wohl eine entfernte Ähnlichkeit. Jedenfalls fragte Ulrich seine Schwester nicht nach ihrem Begleiter, als er mit ihr zusammentraf, sondern, ganz hingegenommen von seinen eigenen Interessen, hielt er seine schnaubenden und dampfenden Pferde an und zeigte zurückblickend auf die in der Ferne langsamere folgende Koppel.

„Ich bringe sie Dir, wie sie keine Fürstin besser hat, Rosanna, und Du sollst zufrieden mit mir sein! Prinz Rohan sah sie gestern und war ganz neidisch, daß ich sie ihm nicht lassen wollte, ich bin aber mit ihm im Handel wegen meines ‚Beaufire‘, und denke, das wird ein gutes Geschäft.“

Rosanna war so erregt von ihren eigenen Gefühlen und dem kurzen, unerfreulichen Abschiede Igor's nach dem großen Ereigniß ihres Zusammentreffens, daß sie nur mit Selbstüberwindung sich zwingen konnte, ihren Bruder freundlich zu begrüßen und ein Interesse an dem zu zeigen, was er ihr sichtlich in Freude und in der Hoffnung auf ihren Beifall mittheilte.

Baron Ulrich hatte als eifriger Sportsman sich eine genaue Kenntniß von Pferden angeeignet, und Viele beneideten ihn wegen seines kundigen raschen Blickes und

seines bewundernswerthen Instinkts für die Tüchtigkeit der Pferde. Seit das Unglück ihm den hochmüthigen Stolz gebrochen und ihm den Nacken gebeugt hatte, war er wirklich insofern ein Anderer geworden, als er mit Energie sich beleihtigte, eine geordnetere Haushaltung zu führen. Der Justizrath Schleuderer sogar hatte in letzter Zeit anerkannt, daß der Herr Baron allen Ernstes auf eine reichere Lebensführung zustrebe, und wenn der alte Herr, der seinen bitteren Haß auf Ulrich nie überwinden konnte, dies zugestand, so mußte er dazu schon von seinem Gerechtigkeitsgefühl gedrängt werden.

Ulrich selbst hatte sich darüber gegen Rosanna erklärt, als diese sich erboten hatte, ihm finanziell beizustehen. „Ich bin Dir dankbar für Dein Anerbieten, Kleine! Amosen jedoch will ich nicht; wir haben Dir schlimm genug mitgespielt, ehe ich Verstand genug hatte, darüber mir die Wahrheit zu sagen. Willst Du mir aber das Geld leihen, daß ich Pferde kaufen kann, so hilfst Du mir zu einem Wege, Geld zu verdienen, wie er einem Cavalier offen steht.“

Er nannte sie immer noch „Kleine“, wiewohl er eine Art scheuer Hochachtung vor ihrer stillen Festigkeit bewies.

Seine Bitte hatte Rosanna gern erfüllt, und Ulrich kaufte jetzt Pferde, ritt und fuhr sie ein und verkaufte sie wieder. Er hatte seinen Marstall, er hielt sich Bereiter und Stallknechte, Alles in bescheidenem Maßstabe, aber er bewies offenbares Geschick und Verständniß für diese Art cavaliermäßigen Erwerbes. Es fiel auch keinem seiner Kameraden ein, darin etwas Anderes zu sehen, als eine

Cavalierspassion und einen Zweig des Sports, der für sie Alle das höchste Interesse bot.

War Baron Ulrich schon immer unter ihnen sehr beliebt und in hohem Ansehen gewesen, so steigerte sich diese Anerkennung seiner glänzenden Eigenschaften dadurch noch, und ihm that diese Beachtung, diese Wichtigkeit, die man seinem Urtheil beilegte, und die Beflissenheit, mit welcher man ihn auffuchte, bei der jetzigen Stimmung doppelt wohl.

Mit beinahe kindlicher Selbstzufriedenheit befließigte sich der Baron dabei jetzt gewissenhafter Buchführung über seine Geschäfte, und Rosanna hatte stille Freude daran, daß er pünktlich die Vorschüsse abbezahlte und pünktlich den Zins entrichtete.

Um den Bruder zu fördern, hatte sie ihm Aufträge gegeben, und er kam nun voll Freuden, ihr seine Dankbarkeit durch die herrlichen Thiere zu beweisen, die er zu mäßigen Preisen für sie erhandelt hatte. Er nahm ihre Zerspreutheit für schweigsame Spannung und Beobachtung; sie blickte so unverwandt auf die jetzt vor ihnen hergehenden Thiere, daß er ganz beifällig sagte: „Für Dich zu kaufen ist ein Vergnügen, man sieht doch, daß Du was von der Sache verstehst.“

„Die Thiere sind vortrefflich, ich bin Dir sehr dankbar,“ erwiderte sie mechanisch. Aber er war bestrickt und machte sie nun auf die Vorzüge und Mängel eines jeden Pferdes aufmerksam.

So langten sie im Schlosse an, und dort hatte Baron Ulrich vorerst so viel mit der Unterbringung der Pferde zu thun, daß er gar nicht darauf hörte, als ein Diener

Rosanna meldete, es sei Besuch gekommen. Auch sie fragte nicht, wer es sei. Ihr ganzes Verlangen war auf die Einsamkeit ihres Zimmers gerichtet. Tante Hillberg weilte bei den Gästen, das war genug; sie konnte sich einen Moment der Sammlung gönnen, Rosanna selbst mußte jetzt allein sein, wenn auch eine flüchtige Minute nur, allein mit ihrem Glück, ihrem Zweifel und ihrem Schmerz. Aber mit der Sammlung sollte es nichts werden. Die Gäste hatten erklärt, bleiben zu wollen, zum ersten Male hatte Rosanna einem weiblichen Hausbesuche Quartier zu geben, und sie konnte nicht einmal erfahren, welches der Name dieser Gäste war, da ihr eine Ueberraschung zugebracht sei, wie die Baronin ihr sagen ließ. So ging sie denn nach einer Weile hinüber und blieb ganz starr vor Erstaunen schon im Vorzimmer stehen, denn durch die geschlossenen Thüren erkannte sie deutlich sofort Sidonie Trachsburg's Stimme. Erschrocken stand sie still — aber ein Irrthum war nicht möglich.

Sie hatte an die Comtesse seit vielen Monden nur flüchtig gedacht, ihre mitleidsvolle Theilnahme mit der jüngeren Freundin, deren Herz Ulrich so grausam betrogen, hatte sich verflüchtigt bei den Nachrichten, welche Frau v. Hillberg durch ihre Korrespondenzen über die junge Dame erhielt. Dieselbe war mit Verwandten nach Wien gegangen und lebte dort in einem wahren Strudel rauschender Feste. Von der jungen, vielumschwärmten reichen Erbin erzählten die Bekannten in allen Briefen und die Journale in ihren Festberichten nur zu gern, und wenn es Rosanna auch befremdete, daß die bescheidene und nicht

gerade bedeutende junge Comtesse plötzlich eines der Gestirne der Hofballe geworden, so dachte sie doch immer mit warmer Freundschaft an sie. Wenn Sidonie es über sich vermochte, so schnell die Täuschung zu vergessen, die sie erlebt, um so besser für sie.

Dennoch war heute, da sie sofort Comtesse Sidoniens eigenthümlich scharfe Stimme erkannte, keineswegs Freude das vorherrschende Gefühl in ihr, sondern Schrecken. Ulrich mußte also mit Sidonie zusammentreffen — welche Pein für Beide!

Der Diener hatte ihr die Thüre inzwischen geöffnet, sie trat in den kleinen Salon, der ein Mittelstück zwischen Bohn- und Empfangszimmer war, und in demselben Augenblick geschah, was sie befürchtet, Baron Ulrich erschien in der gegenüberliegenden Thüre und stand Auge in Auge vor der Comtesse.

Rosanna's Herz schlug wie ein Hammer; sie sah, wie ihr Bruder zusammenschrak, wie er die Farbe wechselte, und fassungslos genug für einen Cavalier seiner Art sich zeigte.

Um so überraschter blickte sie dann auf die Comtesse, die nicht das Mindeste von einer Gemüthsbewegung verieth, hatte sie ja doch schon erfahren, daß Baron Ulrich gekommen sei, und sich auch wohl eine derartige Möglichkeit des Zusammentreffens vorherzusagen können.

Rosanna sah nur, daß aus ihren Augen ein fragender, forschender Blick über ihren Bruder hinglitt, der heute in seiner guten Laune über den gelungenen Pferdekauf frischer aussah, als seit langer Zeit. Dann hatte Comtesse Si-

donie sich schon Rosanna zugewendet, und während der herzlichen Begrüßung, welche zwischen den beiden jungen Damen stattfand, konnte Baron Ulrich sich einigermaßen sammeln.

Jetzt wandte sie sich ihm zu.

„Baron Ulrich! Der Himmel führt mir also gleich die alten und liebsten Freunde entgegen. Ich freue mich, Sie wiederzusehen!“ sagte sie mit dem leichten, heiteren Tone der Weltbame und gab ihm die Hand, die er an seine Lippen führte.

Nicht eine Spur von Bewegung war weder ihrer Stimme noch ihrem Lächeln anzumerken; aber Rosanna sah mit dem Scharfblick der Erfahrung eigenen Leids, daß Sidonie blaß geworden war.

Ihr Bruder konnte sich offenbar nicht in eine Unbefangenheit hineinfinden, wie die Comtesse sie zeigte, er stammelte einige konventionelle Redensarten von seinem Entzücken, sie so frisch und wohl zu sehen und redete davon, daß dies eine Jahr sie zur vollen Blüthe entwickelt.

Sie ließ ihm gar keine Zeit, länger verwirrt zu sein. „Ah, Baron, ein volles, langes Jahr ist's, und mehr, seit ich nicht hier war, und Sie müssen mir ganze Bände erzählen von Bekannten und Freunden! Schöne Grüße habe ich dafür auch für Sie. Gräfin Lofly, Angelika Stahr und die Baronin Adlerberg haben Ihrer gedacht, auch Adolays sprachen mehrfach von Ihnen. Ach, ich bin so froh, wieder daheim zu sein, denn so wohl wie hier in den Bergen ist mir's doch nimmer und nirgend gewesen. Mitten in all' der Wiener Herrlichkeit hab' ich immer und

immer wieder gedacht: Wär's nur einmal wieder ein Abend an Rosanna's Theetisch, und Alles wie sonst! Aber stehen Sie nicht so stumm da, Baron, kommen Sie, ich brenne auf ein ‚Geplausch‘. Zuerst sagen Sie mir, Sie haben für unsere Rosanna Pferde gekauft?“

Ob er aber auf diese lebhafteste Rede antworten konnte, hatte sie schon sich wieder Rosanna zugewendet, sah sie lächelnd und staunend an und stellte sich dann mit neckischem Selbstbewußtsein neben sie. „Sieh nur, Rosanna, ich bin ebenso groß wie Du, und wenn Baron Ulrich nicht zugestehet, daß ich mich bis zur Unkenntlichkeit verändert habe, so ist mir's, wie wenn ich in der Schule meine Lektion nicht gut gemacht! Nun, Baron, bin ich verändert? Bin ich noch das kleine ‚Steh‘ in dem Weg‘ wie vorlängst?“

Rosanna traute ihren Augen und Ohren nicht — Baron Ulrich war völlig seiner sonstigen Sicherheit beraubt.

War es denn möglich? Diese fast übermüthig selbstgewisse elegante Blondine mit dem koketten Lächeln war Sidonie, das kleine, einfältige, schüchterne Pensionsfräulein?

Er raffte sich mit aller Kraft zusammen, auf ihren Ton einzugehen, und dabei mußte er sie immer anblicken und sich sagen, sie war in der That schöner und bedeutender geworden.

„Ja,“ meinte sie später lachend, „Sie verwundern sich, wo ich die Worte und Gedanken hernehme, aber ein fertiger Mann macht sich gar keine Vorstellung, wie so ein

kleines Pensionsprodukt sich geistig gebunden fühlt, wenn man es zuerst in die Freiheit stellt. Bis dahin hat es gewissermaßen in Bindeln gelebt, höchstens am Gängelbände sich bewegen dürfen, nun sieht es sich auf einmal einer ihm ganz neuen fremden Welt gegenüber, und alle Menschen darin sind so gar viel klüger und stehen und gehen so sicher auf dem glatten Parquet wie im Leben. Da kommt nun erst recht das ganze erdrückende Gefühl der Hilflosigkeit über Einen, linksch und unbeholfen steht man da, und weiß nur Eines ganz klar: daß man sich als ein rechter Tropf präsentirt.“

Man mußte wohl lachen über Comtesse Sidoniens Bekenntnisse. Und mit ihrer Heiterkeit brachte sie es dann auch fertig, daß die Anderen den Druck und die Befangenheit vergaßen, der auf ihnen lag wie ein Bann.

Baron Ulrich hätte nicht der sein müssen, der er war, um nicht in einer Stunde in vollem Entzücken über die Comtesse zu sein. Mit leuchtenden Augen saß er neben ihr, seine glänzenden geselligen Talente, seine feine spielende Art, die Unterhaltung niemals zu lange auf einem Punkt haften zu lassen, seine Gewandtheit, in Blick und Ton Huldigungen zu legen, welche weit mehr Eindruck machten, als je ein Kompliment, eine Schmeichelei vermochten, alles dies war ihm seit langer Zeit nicht so zu Gebote gewesen, wie heute.

Er fühlte sich plötzlich wie von einem unklaren, schweren Drucke befreit, und klang nicht aus Allem, was Comtesse Sidonie sagte, ihm noch heute ihre Liebe, ihre volle, unversiegte Liebe entgegen, diese Liebe, über die er einst

schönnde gelächelt und die ihm heute plötzlich wie ein köstliches Gut vorkam?

Auch Rosanna hörte, was er aus Sidoniens Worten verstand, sie sah, was er sah.

Konnte denn das möglich sein?

Aber da belehrte ein Blick auf die Tante Hillberg sie, daß auch diese mit sehr zwiespältigen Empfindungen der Unterhaltung der Beiden lauschte, die bald nur noch für einander da zu sein schienen.

Baron Ulrich hatte nie schöner ausgesehen, wie in dem Triumph, den seine Eitelkeit heute feierte.

Und Comtesse Sidonie — ?

Was Rosanna bei jeder Anderen empört haben würde, das konnte sie heute an Sidonie nicht tadeln. Es war klar, die Comtesse liebte Ulrich trotz Allem mehr als je, sie war zurückgekommen, sie wollte Alles vergessen, Alles vergeben.

Und dabei hatte sie neben der in diesem Jahre gewonnenen allzu großen Sicherheit einen Blick, der nichts von solcher Gewißheit sagte, sondern der zuweilen bang und zagend zu fragen schien, ob sie ihm wohl auch nicht mißfalle, und in ihren Worten lag neben dem nichts sagenden Geplauder, welches sie und Ulrich führten, doch eine verhaltene Wärme, ein gewisses Etwas, was ihnen eine tiefere Bedeutung gab.

Was Rosanna zuerst fremd und unverständlich schien, das wurde ihr sehr bald klar. Sidoniens eigentliches Wesen war unverändert geblieben, und all' diese gesellschaftliche Glätte und übermüthige Koletterie war nur äußerlich angenommen.

Sie witzelte und spottete über Menschen und Dinge so kalt und herzlos, wie sie es gewohnt war, Andere thun zu hören, sie lachte über Rosanna's hausfräuliche Würde und ihren Pflichteneifer, von dem Frau v. Hillberg rühmend erzählt, neckte sie mit ihrem Idealismus und behauptete, Rosanna sei eigentlich zu gut für die Welt und müsse auf einem Postament stehen zum An- und Ausschauen für „uns Andere“, aber immer und immer drangen dann Worte und Töne aus ihrem Herzen dazwischen, und dies Herz war kein glückliches.

Der Tag verging so in seltsam gespannter und erregender Weise.

„Ich bleibe bei Dir bis morgen oder noch länger, wenn Du mich haben willst!“ hatte die Comtesse zu Rosanna gesagt. Ulrich mußte endlich zur Stadt zurück, aber Sidonie brauchte nicht Anlaß zu geben, er selbst hatte schon einen Vorwand gefunden.

„Die ‚Miß Turpy‘ frißt nicht,“ sagte er zu Rosanna, „ich muß morgen jedenfalls nach ihr sehen.“

Ein frohes, befriedigtes Aufleuchten in Comtesse Sidoniens Blicken entging ihm nicht.

Rosanna hatte den leidenschaftlichen Wunsch, allein zu sein, sie fühlte sich so mit sich selbst beschäftigt, daß sie die wachsende Vertraulichkeit zwischen Ulrich und Sidonie kaum noch beachtete, wenn ihr dieselbe auch nicht entging, aber diese Letztere hing sich an ihren Arm und bestand darauf, mit Rosanna einen Mondscheinspaziergang zu machen.

Einen Seufzer unterdrückend, ergab sich diese den Pflichten der Gastlichkeit, und Sidonie war so erfüllt von ihrem

eigenen Herzensleben, so der Theilnahme bedürftig und doch gleichwohl nicht im Stande, rückhaltlos offen zu sein, da Rosanna mit wahrer Angst ihr Vertrauen vermied, daß sie lange Zeit schweigend nebeneinander in der großen Allee vor dem Schlosse auf und ab gingen, ehe sie dies Schweigen merkten.

„Erzähle mir, wie es kam, daß Du nach Wien gingst,“ sagte endlich Rosanna, um nur, während Sidonie redete, sich fassen zu können.

„Ich kann nichts erzählen von dem Allen,“ erwiderte indeß die Comtesse erregt. „Du weißt — oder Du weißt's nicht, wie es in einem verzweifelnden Herzen aussieht. Der Dichter sagt's:

„Und manches, das sich blutend schloß,
Schrie laut nach Lust in seiner Noth
Und warf sich in den Strom der Welt!“

Sieh', so war es mir. Doch die Wellen haben mich getragen, und wenn ich wohl öfter unterzugehen meinte, so kamen mein Leid und ich selbst immer wieder in die Höh'! Und so lachte ich und tollte wie die Anderen und merkte schnell, daß eine Millionenerbin gar kein Recht hat zu jammern und den Kopf hängen zu lassen. Du liebe Zeit, wozu auch? Sah ich denn nicht, wie es die Anderen trieben? Was hatt' ich denn erlebt, was da vor mir nicht alle Tage zu sehen war, und kein Mensch that, als hätt' er Augen im Kopfe.

Todtschweigen — ignoriren — leben und leben lassen, das war die Parole! Und dazwischen ging ich in die Predigt, wie ich's gewohnt bin, und hörte eines Tages von der

Liebe reden ‚die Alles überwindet‘. Der Geistliche sagte, wir sollten uns nur umschauen, dergleichen Liebe sei gar nicht so selten auf der Welt, aber freilich, man müßte Augen haben, zu sehen, und ein Verständniß im Herzen für das Höchste und Schönste, was Gott den Menschen gegeben, für die wahre Liebe, die selbst der Hölle ihren Raub streitig macht.

Ja, ja, Rosanna! Es ist ein wunderbar Leben so mitten in dieser Welt! Die guten und bösen Mächte streiten sich alle Tage um die arme Seele, und um die meinige wär's schlimm gewesen ohne die Predigten des alten Pfarrer Stadler von der Marienkapelle. Nun, und so hab' ich gelebt und weiß zuweilen selber nicht, bin ich gut oder schlimm? Aber nun sage Du mir endlich etwas von Dir, Rosanna! Die Leute reden viel, das Gerücht hat tausend Zungen, und jede redet manchmal anders, dennoch weiß ich genug von Dir, sollt' ich denken. Doch Du, Stolze, liebst nicht, daß man Dir nahe tritt! So war's früher, und ich bewunderte Dich darum, heute freilich möcht' ich Dich lieber bitten: steig' herab von Deinem Postament, ich brauche eine Freundin für mein Herz! O Rosanna, sprich zu mir von dem Deinen, das wird mir Muth machen.“

Aber Rosanna war nie weniger geneigt, von sich zu reden, als eben jetzt, und dies Gemisch von wahrer Empfindung und angenommener Leichtfertigkeit, wie es aus Sidoniens Reden jetzt noch mehr als vorhin, so lange Ulrich da war, ihr entgegenklang, diente keineswegs dazu, sie auf Sidoniens Standpunkt zu ziehen.

Und doch, die Kernste liebte Ulrich mit aller Liebeskraft ihres Herzens.

Mußte sie sie nicht warnen? Nicht entschieden ihr entgegengetreten?

Aber war denn nicht Ulrich vielleicht doch noch zu retten?

Mosanna's Gemüth wurde von diesem letzten Gedanken stürmisch bewegt, alle Abneigung, aller Widerwille gegen Jene, welche Ulrich „umgarnt“ hielt, erwachten mehr als je in ihr.

Wenn Sidonie ihm verzeihen konnte, mußte nicht sie, seine Schwester, freudig die Hand bieten zu seiner Rettung aus den Schlingen jenes Weibes?

Und dann war Ulrich ihr zurückgewonnen, ihr und einem ehrenhaften Leben. Er konnte dann den Platz wieder einnehmen, welcher seinen Talenten, seinem Range, seinem Namen gebührte; er konnte dann gut machen und ausgleichen und eine ehrenhafte Zukunft sich begründen!

Eine warme Dankbarkeit erfüllte ihr Herz. Sidonie, ihr gleichgestellt an Rang und Geburt, ihr durch gemeinsame Erziehung, Anschauungen und Empfindungen geistig so nahe verwandt, wie sie ihrem Herzen theuer gewesen als Ulrich's Erkorene — Alles zwischen ihnen Dreien wieder, wie es vor jener unseligen Entführung Dora's gewesen, und nun Ulrich durch die Erlebnisse des letzten Jahres und wahrscheinlich auch durch innere Unbefriedigkeit, durch den Konflikt, der sein Leben zerriß, ernster und reifer gemacht, erschüttert in seinen Thorheiten und geläutert durch die schreckliche geheime Demüthigung, an der sie und er

zu tragen hatten! Ach, nie konnte es einen günstigeren Zeitpunkt für seine Wiedergewinnung geben, und engelgut war Sidonie mit ihrer großen verzeihenden Liebe.

In diesem Gefühle ging für den Moment Alles unter, was Rosanna's persönliches Wünschen und Hoffen betraf. Sie hatte nie so sehr, wie eben jetzt, empfunden, daß sie sich sehnte, Ulrich zu lieben, daß er doch immer ihr Bruder, der einzige Blutsverwandte war.

Lange gingen sie Arm in Arm auf und nieder unter den blühenden Linden, deren Duft süß und balsamisch um sie her wallte, der Mond stand hoch am Himmel und warf seine Strahlen voll auf ihren Weg. Das Schloß hob sich magisch beleuchtet von dem dunklen Hintergrund der Berge, und obwohl Rosanna gebeten hatte: „Lasse unausgesprochen zwischen uns, was wir Beide gleich sehr ersehnen, Sidonie!“ und obwohl diese auch der Mahnung folgen wollte, so ward doch jedes ihrer Worte zum weiten Verräther an ihr.

Ueber sich selbst und ihr eigenstes Empfinden sprach Rosanna kein Wort.

Baron Ulrich kam in der That am nächsten Tage wieder nach Fürstenbrück, aber weder so zeitig, als die jungen Damen ihn erwartet hatten, noch mit so freudigen Mienen, wie sie zu sehen gehofft, sondern so, wie Rosanna ihn jetzt leider gar zu gut kannte; finster, zersahren, zwiespältig im Wollen und Fühlen, und infolge dessen reizbar, empfindlich, voll meist unberechtigter Schärfe.

Aber diese Verstimmung hielt nicht an; die ruhige Liebenswürdigkeit Rosanna's, die neckische Herzlichkeit und

Frische Sidoniens verscheuchten alle finsternen Launen schnell, und wiederum wurde der Tag ein Tag der Freude und harmonischer Eintracht.

Nur einmal brach bei Ulrich der ungezügelte und unvergessene Haß gegen Igor hervor.

„Man geht damit um, mich in das Herrenhaus zu wählen, und ich nehme mit Freuden an. Igor's Herrlichkeit beginnt schon sadenscheinig zu werden, sein Ueberreifer entfremdet ihm den König, der Kronprinz haßt ihn, weil er ihm keinen Einfluß einräumt, sondern Alles allein thun und allein allen Ruhm ernten will. Können wir ihn jetzt dahin treiben, daß er die Gesetze zur Vorlage bringt, die er plant, so wird ein Sturm gegen ihn sich erheben, der uns, seinen geschworenen Gegnern, freie Bahn macht. O ja, die guten Leute, die dem Helden Igor so laut und jubelnd ‚Hosianna!‘ schrien, sie werden ebenso rasch das ‚Kreuzige ihn!‘ anstimmen, wenn es mit den neuen Steuern ihnen an den Geldbeutel geht. Unser Vater wußte das Alles vorher und hat mir's genau so prophezeit. Doch noch ist nicht aller Tage Abend! Unsere Partei ist voll Eifer und Opferwilligkeit. Igor mag sich hüten! Man hat dem Volke in geschickter Weise seinen Charakter enthüllt, Emiffäre gehen überall durch das Land und —“

„Verdächtigen ihn? Das wäre eine Schmach von Deiner Partei! Wer wölte es wagen, den Namen Igor's auf so niedrige Weise in den Staub zu ziehen?“ war Rosanna aufgeflammt.

Baron Ulrich sah sie spöttisch lachend an.

„Liebes Kind, ereifere Dich nicht; er wird gekreuzigt,

ob als Vaterlandsverrätther, ob als Heiliger, darüber laß die Zeitungen sich streiten!“ sagte er heiter und ging auf ein anderes Thema über.

Sidonie hatte Rosanna an dem erregten Auffahren durchschaut. Aber ihre eigene Liebe stand zu sehr im Vordergrund ihrer Gedanken, als daß sie ernstlich Betrachtungen über diese Entdeckung angestellt hätte.

19.

Graf Igor hatte eine seiner Inspektionsreisen unternommen. Er ließ nicht nach in seinem manchmal für Andere sehr unbequemen Pflichteifer, und wenn seine Feinde auch noch so sehr über dies „Kokettiren“ mit seiner Unermüdllichkeit und seinem ruhelosen Fleiße höhnten, wenn auch seine Freunde ihn wiederholt mahnen zu müssen glaubten, er gehe zu weit, man solle nicht Alles selbst thun und sehen wollen, so kümmerte er sich jetzt so wenig um derartige Reden, wie er das früher gethan.

Er wollte selbst sehen, selbst prüfen, er fühlte, daß er dies thun müsse, weil kein Verlaß auf die schriftlichen Berichte oder auf die mündlichen Angaben war, die er allenfalls einziehen konnte.

Und so hatte er begonnen, überall im Lande plötzlich gerade da zu erscheinen, wo man ihn am wenigsten erwartete. Dies System erwies sich nur zu erfolgreich, vorerst im schlimmen Sinne, denn jetzt erst lernte er den ganzen Umfang der Lässigkeit und der unerhörten Unordnungen kennen, welche während des langjährigen früheren Regime's sich überall eingenistet und üppig entwickelt hatten.

Da galt es freilich, mit Umsicht und Sachkenntniß an die Verhältnisse herantreten.

Auch darin bewies Graf Igor sein außerordentliches Genie, daß er es verstand, sich seine richtigen Helfer zu wählen, daß er mit festem, raschem Blick die Ehrlichen, Tüchtigen, Pflichteifrigen herausfand und, sie um sich sammelnd, in kurzer Zeit sich einen Stab bildete, auf den er zählen und dem er zumuthen konnte, was er von sich selber forderte.

Natürlich schrie man nun auch über die zahlreichen Entlassungen, die Versetzungen der bisherigen Beamten, das Heranziehen neuer Kräfte, wo immer Igor sie für seine Zwecke passend fand, die häufigen Revisionen und die damit verbundenen Veränderungen in den alten dienstlichen Gebräuchen. Das Alles machte ihm erbitterte Feinde unter denen, welche unter seinem reformatorischen Eifer zu leiden vorgaben, während sie nur die eigenen Fehler büßten.

Graf Igor sah nicht rechts noch links, sondern ging seinen Weg. Es blieb seiner nächsten Umgebung sehr zweifelhaft, ob er wohl jemals nachdenke über diese ihm nothwendig erstehenden Feinde. Er schien eben in gewisser Weise unnahbar, wie er immer gewesen war, und vielleicht lag darin ein Theil der Macht, die er auf Andere ausübte. Dieser selbstlose Eifer war es, der ihm unter seinen Anhängern ebenso viel warme, hingebende Freunde schuf, indem er ihnen dann und wann Gelegenheit gab, den Menschen Igor in seiner ganzen herzwarmliebend-würdigkeit und all' seinen edlen Eigenschaften kennen zu lernen.

Der heutige Begleiter des Grafen Igor, der neben ihm im Fond des bequemen Landauers lehnt, ist einer dieser Neuen. Er hat ihn aus einer entfernten Provinz in das Ministerium berufen, weil er aus seinen Arbeiten gesehen, daß der pflichttreue Beamte seit Jahren mit Energie und ausgezeichnetem Sachkenntniß das für seine Provinz von Tiefenried vergebens gefordert hatte, was nur das gute Recht war, und was nur Leichtfinn und Unverstand dem Lande vorenthalten konnten.

Die Herren sprachen von den Besichtigungen, welche sie heute vorgenommen, mit großem Eifer. Es gab wiederum viel gut zu machen. Igor fühlte sich dem unermüdblichen Manne an seiner Seite sehr dankbar.

Das wohlgelungene Geschäft des Tages und eine natürliche Ermüdung machten den Grafen empfänglicher als sonst für die friedvolle Ruhe des Spätnachmittags, die sich nach und nach über die ganze Natur breitete.

Die Sonne stand noch ziemlich hoch im Westen; vor ihnen lag ein großes freundliches Dorf, in welchem man ein ländliches Fest feierte, denn auf einer Wiese vor demselben sah man Zelte aufgebaut. Bunte Wimpel und Fahnen flatterten im leisen Winde, und man gewahrte ein fröhliches Durcheinander von sonntäglich gekleideten Gebirgsbewohnern, die sich dort bei allerlei Volksbelustigungen ergözten.

„Wie heißt das Dorf?“ fragte Igor, mit sichtlichem Behagen den Blick auf das sehr schmucke Aussehen desselben richtend.

„Habenhausen,“ gab der Andere Auskunft.

„Ah, war es nicht dieser Ort, von dem neulich die Zeitungen in einem so hübsch geschriebenen Feuilleton berichteten, dieser Ort, wo es keine Diebe, keine Unsitlichkeit, keine Rohheit gibt und wo der Pfarrer einen so seltenen, veredelnden Einfluß auf die Gemeinde geübt hat? Den Mann möchte ich kennen!“ sagte interessirt Graf Igor.

„Es ist mein Bruder, Excellenz!“ hatte, vor Freude erröthend, der Finanzrath geantwortet.

„Ihr Bruder? — Und Sie wollten an ihm vorüberfahren, ohne ihn zu begrüßen?“

„Im Dienst, Excellenz —“

„Ei, das ist auch Dienst! Ich muß den Mann sehen, kennen lernen! Wer es vermag, seine Umgebung so zu beeinflussen, muß ein Gewinn für mich sein.“

„Es ist gewiß, Excellenz, mein Bruder ist ein außergewöhnlicher Mann, aber immerhin, es sind die Menschen auch hier wie aller Orten, die Herren Feuilletonisten tragen ihre Farben zuweilen sehr lebhaft auf!“

„Nun wohl, Sie begrüßen Ihren Bruder, ich lerne ihn bei der Gelegenheit kennen; ein Stündchen Rast bei dem lustigen Völkchen, das seinem Pfarrer so ergeben ist, das Vergnügen dürfen wir uns gestatten, wir kommen eben ein Weilchen später heim,“ hatte Graf Igor entschieden.

„Mein Bruder wird auf dem Festplatze sein, er fehlt dort sicher nicht.“

„Gut, so fahren wir dahin.“

Eine Stunde später hatten Graf Igor und sein Begleiter den Pfarrer des Dorfes Habenhausen gefunden und

saßen mit ihm bei einer Flasche Landwein inmitten der Festgenossenschaft, welche mit Eifer nach der Scheibe schoß, oder in einem der Zelte tanzte, während ältere Mädchen und Frauen an langen Tischen plaudernd und Kuchen essend auf ihre Art ihr Amüsement suchten.

Die Honoratioren des Dorfes, der Richter, der Kaufmann, ein paar Forstbeamte und Andere saßen mit ihren Familien an einem Tische abseits; zwischen den verschiedenen Gruppen war ein ewiges Hin und Her der Jugend vom Tanz zum Schießplatze und zurück.

Graf Igor fand in der That in dem blonden hageren Geistlichen eine hervorragende Natur, und lebhaft angezogen vertiefte er sich mit ihm in eine eifrige Unterhaltung.

Es wurde ihm klar, daß dieser Mann mit seiner tiefen Ueberzeugung und der sanften, hinreißenden Ueberredungsgabe einen großen Einfluß auf seine Gemeinde übte. Der Pfarrer gab dies auch, aber nur bedingt zu. „Wir bleiben immer Menschen, und Sie werden begreifen, Excellenz, daß am wenigsten ein solcher derber Bauer ein leicht bildsames Material ist.“

Vom Honoratiorentische flogen zu dem Pfarrer und seinen Gästen neugierige Blicke herüber.

„Wenn meine lieben Nachbarn und Freunde ahnten, wer Eure Excellenz sind!“ lächelte der Pfarrer.

Igor haßte jedes Bemerkttwerden; so wenig er sich aber auch das Ansehen eines Mannes von Wichtigkeit gab, so war doch immer unverkennbar, daß er ein Herr von hohem Rang war, und demzufolge das Interesse der Leute begreiflich.

Dicht an dem Festplatze vorüber führte ein Weg aus dem nahen Walde nach dem Dorfe.

Von diesem her näherte sich jetzt eine weibliche Erscheinung, die sich, wie Igor zufällig bemerkte, nur zögernd entschloß, an all' den Menschen vorüber zu gehen. Als sie ganz nahe war, sah er, daß es nicht nur eine mit großstädtischer Eleganz gekleidete, sondern auch auffallend schöne, noch sehr junge Dame war, eine ältere Dienerin begleitete sie und trug ihre Malgeräthschaften.

„Also auch hier Sommerfrischler? Wo gibt es wohl ein schön gelegenes stilles Plätzchen, das sie noch nicht gefunden!“ sagte er bedauernd zu dem Pfarrer, indem er mit dem Blicke auf die Dame wies.

Der Geistliche lächelte gutmüthig: „Frau v. Ulrich ist bis jetzt unser einziger Luftkurgast!“

In diesem Augenblicke hatte sich am Honoratioentische eine ältliche Frau, die Gattin des Arztes, nach einigen mit ihrer Gesellschaft gewechselten Worten erhoben und war direkt zu der jungen Dame gegangen.

Was sie, diese begrüßend, sagte, war nicht zu verstehen, es schien aber jedenfalls eine Einladung, auf den Festplatz zu kommen und sich zu ihnen zu gesellen, das sah man an den Mienen und Handbewegungen der Frau.

Die schöne junge Dame war auf die Anrede derselben tief erröthet; sie fühlte sich offenbar sehr erfreut und dankbar, aber sie lehnte dennoch ab. Hatte die gutmüthige ältere Dame indeß vielleicht jenen sehnsüchtigen Blick gesehen, den sie wohl unwillkürlich dahin geworfen, wo Alle mit heiteren Mienen sich der Freude hingaben, oder machte

der Zug von Trauer und Freudlosigkeit, welcher sich in dem schönen jungen Antlitz schon ganz festgesetzt zu haben schien, das Mitleid und die Theilnahme derselben noch lebhafter, genug, sie ließ sich nicht abweisen und zog mit freundlicher Ueberredung die junge Dame über den kleinen trockenen Graben, welcher den Weg von der Schützenwiese trennte.

„Sie müssen ja melancholisch werden, kleine Frau, wenn Sie sich in dieser Weise abschließen. Seit fünf Wochen sind Sie hier und haben mit Niemand geredet, als mit meinem Manne und Ihren Hausleuten!“ sagte die Doktorin.

Noch einmal zögerte Jene unter lebhaftem Farbenwechsel.

„Meine Kinder —“ wandte sie ein, und dabei sah man ihr das sehnüchtige Verlangen an, zu bleiben.

„Ihre prächtigen kleinen Burschen sind ja bestens versorgt, liebe Frau v. Ulrich; kommen Sie nur! Besser, mit einfachen braven Nachbarn verkehren, als so einsam sein, wie Sie,“ entschied jedoch die Doktorin.

„Sie sind so gut! Ich bin Ihnen sehr dankbar —“ Damit gingen die Damen an dem Tische des Geistlichen vorüber; die Jüngere verneigte sich gegen denselben, die Aeltere nickte vertraulicher.

Unterdeß war eine Aufwärterin mit Gläsern und Flaschen dicht an der fremden jungen Frau vorübergestreift, plötzlich blieb das berbe Mädchen stehen, wandte sich, auf das Höchste überrascht, nach Jener zurück, und rief dann, indem ein strahlendes Lächeln über ihr breites, dickes Ge-

sicht flog, in lauter, erkennender Freude: „Jesus Maria, das ist ja die Fräule Dora!“ Und jubelnd ergriff sie dann die Hand der Ueberraschten und rief von Neuem in der lauten Weise ungebildeter Naturen: „Aber wie ich mich freue! Und Sie kennen mich doch noch, Fräule Dora?“

„Trinchen!“ hatte die schöne junge Frau athemlos gestammelt, so leise, daß außer der Doktorin Niemand es hörte, als Trinchen und Mamsell Lotte, welche rasch zu ihrer Dame getreten war.

„Ja, ich bin's, das Trinchen, und lebt denn die Frau Maienbach noch, und — ach, Herr Jesus —“

Das dicke Mädchen stockte in ihrer Lebhaftigkeit und sah mit einem seltsamen Blick des Erschreckens die so freudig Begrüßte an.

Sonderbar! Diese war todesbleich geworden.

„Komme morgen zu mir, Trinchen, ich wohne im Küsterhaus: Frau v. Ulrich!“ stammelte sie in einer Verwirrung und Erregung, welche der Doktorin auffielen.

„Werd' ich! Werd' ich! Sind also doch 'ne gnädige Frau worden, Fräule Dora? Na, Gott behüt' derweil, ich komme morgen, Euer Gnaden!“ hatte Trinchen gerufen und tief eilig weiter.

Die Gesellschaft des Honoratiorentisches hatte die Begrüßung angesehen. Das Blut war wieder in die Wangen der jungen Frau getreten, die jetzt am Arm der Doktorsfrau weiterging.

„Es war unsere frühere Dienerin!“ hatte sie auf eine theilnehmende Frage der immerhin etwas neugierigen Dok-

terin leise geantwortet; aber jedenfalls sah sie schon wieder ruhiger aus.

Graf Igor hatte inzwischen sich dem Pfarrer wieder zugewendet und sich nach den Verhältnissen der jungen, anscheinend sehr vornehmen Frau erkundigt. Der Zug von Trauer und Resignation in dem jungen Gesichte interessirte und fesselte ihn.

Was der geistliche Herr sagte, verstand er nicht, weil ein Ausschauen des Finanzraths ihn aufmerksam machte, daß dort drüben etwas vorgehe.

Er sah wieder hin. Was hieß denn das?

Da stand die junge Frau, starr wie ein Steinbild, leichenblaß, und ihr gegenüber ein modisch gekleidetes Mädchen, welches zwischen den Anderen geseßen hatte. Diese mußte wohl etwas Furchtbares gesagt oder gerufen haben, denn wie wenn der Blick zwischen ihnen nieder- gefahren wäre, so entsetzt und fassungslos starrte die ganze Gesellschaft erst sich einander an, und dann wieder auf die schöne Fremde.

Das nicht mehr ganz junge Mädchen aber, welches jenes Wort gesprochen, war sichtlich über sich selbst und sein Thun erschrocken; es rief, als wolle es sich verthei- digen, wo man es doch gar nicht anklagte: „Fragt sie selbst! Ich — ich — sie ist es und — sie ist ja gar keine Frau —“

Es brauchte Niemand zu fragen. Man durfte die Unglückliche nur ansehen.

Gleichwohl trat der Doktor, ein energisch aussehender, korpulenter Mann mit angenehmen Zügen, zu ihr, wäh-

rend seine Frau mit gefalteten Händen wie ein Bild der Verstörtheit auf eine Bank gesunken war, und sagte höflich: „Es wird ein Irrthum sein, gnädige Frau, eine Verwechslung! Sie sind nur erschreckt und kennen das Fräulein dort wohl gar nicht —“

„Mich nicht kennen? Ich hab' ja Jahre lang neben ihr gegessen im Seminar!“ rief, über diesen Zweifel verlegt, die Andere dazwischen.

Einen Moment schien es, als wolle die Angefochtene etwas sagen, sich vertahren, widersprechen, aber plötzlich schlug sie mit einem dumpfen Schrei die Hände vor das Gesicht und wandte sich taumelnd ab.

Mamsell Lotte, ihre im Dorf bekannte Dienerin, war zu ihr hingespungen, in jeder Miene die Pein der Beschämung; sie führte die Unglückliche, welcher keine Ohnmacht zu Hilfe kam, weg.

Stumm und fassungslos sah die Tischgesellschaft ihr nach.

Was war das? Was war geschehen?

Die Bestürzung des ganzen Kreises war so ersichtlich, und die Anstifterin der Scene fing nun obendrein noch so bitterlich an zu weinen, daß der Geistliche, der vorhin mehr Interesse an der Unterhaltung mit seinem vornehmen Gaste, als an der Fremden zeigte, aufstand und, sich bei Igor entschuldigend, für einen Augenblick zu den Anderen trat.

Er nahm den Doktor bei Seite. Die Beiden redeten lebhaft und ernst zusammen, und dann kam der Pfarrer wieder zurück, ein Bild eben solcher Verstörung, wie die Anderen.

„Sie sehen mich ganz erschüttert, Excellenz,“ erwiderte er auf Igor's Frage. „Eine Dame, welche sich schon seit mehreren Wochen in unserem Dorfe eingemietht hat und welche sich Frau v. Ulrich nennt, ist soeben als eine gewisse Dora Maienbach erkannt worden, die mit einem vornehmen Herrn vom Hofe schon vor längerer Zeit geflohen sein soll.“

„Mit Baron Tiefenried?“ hatte Graf Igor gerufen.

„Das war, glaube ich, der Name. Sie nennt sich Frau v. Ulrich.“

„Richtig! Ganz richtig!“ murmelte der Minister. „Das — das war sie also, diese so viel besprochene Dora Maienbach?“

Die Herren brachen auf.

Als sie zu dem Wagen Igor's zurückkamen, fand es sich, daß das eine Pferd lahnte, man hatte nach dem Thierarzt geschickt, da der Kutscher keinen Rath wußte. Igor ließ die beiden Brüder allein, er wollte einen Spaziergang machen, die schöne Umgebung des Dorfes forderte ihn dazu auf. Der Wagen sollte mit dem Finanzrath nachkommen.

Eine Weile dachte der Graf noch an die eben erlebte Scene und die blonde Frau; er begriff jetzt, daß Baron Ulrich sie so sehr liebte, wie das Gerücht wissen wollte. So streng er auch über sie urtheilen mochte, so gab es doch in seinem Herzen eine Stimme des Mitleids und der Sympathie, welche für die Unglückliche sprach.

Sie sah so fein, so echt weiblich aus, sie machte so ganz und gar den Eindruck einer wahrhaft vornehmen

Natur — war das Alles Blendwerk? Sicher nicht! Und wenn nicht, was mußte die Unglückliche leiden, sich außerhalb des Kreises ehrenhafter Menschen zu fühlen!

Sie war offenbar noch sehr jung! Da hatte ein Tiefenrieb wieder eine Niedertracht begangen.

Vater und Sohn! Es war eben die alte Geschichte, was gab es denn da heute wieder zu seufzen? O Rosanna! Arme geliebte Rosanna!

Und wenn sie nur sich hätte zu ihm flüchten, sich an seinem Herzen bergen wollen! Aber das that sie nimmer, weil er nie anders urtheilen konnte über jene Weiden, als er immer gethan.

Liebe und Bitterkeit und Sehnsucht, alle Regungen des Herzens kamen einmal wieder heute zu ihrem Recht. Graf Igor gestattete sich sehr selten dies schmerzliche Glück; die Arbeit ging vor.

Später holte der Wagen ihn ein, das Pferd ging tadellos, ein feines Steinchen hatte sich in die Weichtheile des Hufes geklemmt gehabt.

Igor fragte nach dem Pfarrer.

„Mein Bruder hat heute einen schlimmen Tag,“ berichtete der Finanzrath. „Die Geschichte hat sich schnell ausgesprochen, und nun war eine ganze Rottte der Bauernweiber vor das Haus der schönen Dame gelaufen, sie zur Rechenschaft zu ziehen. Sie hat sich natürlich eingeschlossen, da begnügten sich denn die empörten Weiber mit Schimpfen und Schreien, aber der Lärm hatte doch auch die Burschen herangezogen, und diese, denen der Pfarrer sehr streng auf die Finger sieht, waren so zornig, daß sie so-

gar ein paar Fenster eingeworfen haben. Wer weiß, wozu es hätte kommen können, wenn mein Bruder sich nicht vor das Haus gestellt und eine donnernde Philippika gegen seine aufrührerische Heerde losgelassen hätte. Sie sind aber gut, die Leute, und er hat in der That eine merkwürdig passende Art, sie zogen also, während ich wegfuhr, schon wieder ganz beruhigt nach dem Schießplatze.“ —

Als Graf Igor, nachdem er spät in der Nacht nach Hause gekommen war, am anderen Morgen bei seiner Arbeit saß, brachte ihm einer seiner Beamten mehrere Schriftstücke, welche ihres merkwürdigen Inhaltes wegen ihn ganz außerordentlich interessirten.

Es war darin zunächst das Ersuchen des englischen Konsulats enthalten, einen dem Schreiben beigelegten Brief an die richtige Adresse zu befördern, oder, falls dies unthunlich sei, Nachforschungen anstellen zu lassen über den Verbleib und derzeitigen Aufenthaltsort der Adressatin, für welche der Brief wichtige Mittheilungen über eine ihr zugefallene und bei dem englischen Konsulate in Kairo deponirte Erbschaft erhalte.

Der beigelegte, fünffach versiegelte und überdem mit dem Konsulatsiegel versehene Brief war adressirt an die Frau Baronin v. Tiefenried, Dora, geborene Maienbach. Es war aus den Poststempeln und an äußeren Vermerken auf der Rückseite des Briefes zu ersehen, daß derselbe nicht hatte abgegeben werden können, „da Adressatin nicht aufzufinden.“ Dann hatten die Postämter von dort und hier eine Korrespondenz, welche beigelegt war, über die Sache geführt, und an das englische Konsulat war berichtet wor-

den, daß eine Frau Baronin Tiefenried, geborene Maienbach, hier nicht existire u. s. w., daß aber der hier lebende Baron Ulrich v. Tiefenried eine Dame seinem Haushalte vorstehen lasse, welche Dora Maienbach heiße, die aber seiner Angabe nach verweist sei. Man wandte sich nun Seitens der übrigen Erben der Miß Laurystone durch Vermittelung des Konsulats an das königliche Ministerium und bat um Auskunft, ob jene Baronin Tiefenried, welche, wie die Familie Laurystone bezeugen würde, als die angebliche Gattin des Baron Ulrich v. Tiefenried, mit Vornamen Dora heiße und eine geborene Maienbach, mit ihnen die Reise nach Kairo gemacht und dort ebenso wie ihr angeblicher Gemahl in ihrem Gesellschaftskreise und ihren Familien Zutritt gefunden habe, ob jene geborene Dora Maienbach in der Residenz existirte und vor dem Jahre 186. den Baron Tiefenried in gesetzlich gültiger Ehe geheirathet habe?

Sei dies Letztere nicht der Fall, so gehe die Hinterlassenschaft der verstorbenen Miß Laurystone an deren gesetzliche Erben über, andernfalls bitte man die Legatarin zu benachrichtigen.

Graf Igor hatte sich nie so verwirrt gefühlt, wie nach dem Lesen dieser Aktenstücke.

Das waren ja verwunderliche Thatfachen, welche dieselben berichteten! Und was lag denn dieser eigenthümlichen Geschichte zu Grunde?

Er war allein und schritt unruhig auf und ab. Es fiel ihm ein, was er ab und zu über diesen Liebeshandel Ulrich's gehört hatte.

Sollte der Mensch —? In der That, er war einmal längere Zeit mit dieser Dora spurlos verschwunden gewesen, bald darauf, als Onkel Walter so entrüstet über den schmählischen Mißbrauch war, den Ulrich mit seiner Gastfreundschaft getrieben. Richtig, zuerst hatte das Paar auf dem Schlosse Dorrich gelebt. Hierauf war es plötzlich verschwunden, und dann hatte man von der Villa geredet, und es bestätigte sich, Ulrich hatte das von ihm entführte junge Mädchen dort eingemietht.

Graf Igor besann sich jetzt ganz genau. Er hatte auch von Schleuderer gelegentlich einzelne Bemerkungen gehört, die von der Verbitterung des alten Herrn und seinem Haß auf Ulrich zeugten.

Aber, wenn er in Kairo getraut war? Und die Namen stimmten doch durchaus.

Unbegreiflich! Es war doch unmöglich, daß Ulrich Tiefenried sein angetrautes Weib hier verleugnete? Nein, nein, jedes Gefühl in Igor's Seele bäumte sich auf gegen diese Annahme.

Er griff immer wieder nach den Schriftstücken, aber da stand es deutlich, Baron Ulrich v. Tiefenried hatte dem Briefträger erklärt, eine Baronin v. Tiefenried gebe es nicht. Vielleicht hatte er diese Erklärung wohl gar auch einem höheren Postbeamten gegeben? Aber den Brief hatte er an Dora Maienbach besorgen wollen?

War er mit Dora Maienbach gesetzlich verheirathet? Es konnte doch sein! Man konnte sich von Ulrich solcher Streiche schon versehen! Nun, man mußte es erfahren. Die Scene von gestern fiel Igor wieder ein. Nein, nein!

Die rechtmäßige Baronin Tiefenried hätte die Schmach nicht auf sich sitzen lassen! Und dann — hatte man ihm nicht gesagt, sie habe zwei Kinder, Zwillingssöhne? Ulrich hätte seinen Söhnen doch wenigstens seinen Namen geben sollen, er, der ihnen sonst nichts zu geben im Stande war.

Beim Himmel! Rosanna's Bruder trug eine schwere Verantwortung auf der Seele.

Es kamen andere dringende Geschäfte.

Das Schreiben des englischen Konsulatsbeamten blieb einstweilen zur Erledigung liegen.

Ein Tag voll Arbeit! Graf Igor fand kaum Zeit, sein bescheidenes Frühstück zu sich zu nehmen. Die Sonne neigte sich schon stark nach Westen, als er endlich aufhörte.

Das letzte Geschäft, welches der angespannte Minister heute vornahm, war die Erledigung des englischen Schreibens. Er ließ im amtlichen Wege dasselbe an den Baron Ulrich v. Tiefenried abgehen und denselben zu einer Erklärung über den Fall auffordern. Zugleich wurde ihm anheimgegeben, eventuell die betreffenden Dokumente zur Identifizierung der Baronin v. Tiefenried vorzulegen, worauf dann anstandslos das betreffende Schreiben in die Hände derselben gelangen würde.

Baron Ulrich v. Tiefenried war am Morgen dieses selben Tages im Begriff gewesen, nach Fürstenbrück hinaus zu reiten, um dort, wie er sich selber einredete, nach Rosanna's Pferden zu sehen, im Grunde aber, um einen jener erfrischenden Tage dort zu verleben, wie er sie, seit Si-

donie auf Fürstenbrück weilte, in rascher Wiederholung öfter genossen. Die Comtesse sprach noch immer nicht von der Abreise, und Rosanna fand so innige Freude an ihrem lieben Gaste, daß sie vielleicht dadurch sich auch weit zuthunlicher und -herzlicher gegen ihn zeigte.

Baron Ulrich meinte bei sich: „Sie ist offenbar ebenso froh wie ich, daß Sidonie ‚die Geschichte‘ vernünftig aufgenommen hat! Man sage aber nur, was in so einem unentwickelten Mädchencharakter liegen kann! Wer hätte das von Sidonie Trachsburg gedacht!“ Dann dachte er weiter, daß Sidonie ihn offenbar noch immer gern habe, und diese neue Bestätigung von seiner Macht über die Frauen schmeichelte seiner Eitelkeit.

Nicht im Traum fiel ihm ein, Rosanna könne ernstere Pläne haben; ebensowenig dachte er, Sidonie könne in dem häufigen Verkehr mit ihm nur neuen Anlaß zu Leid und Herzweh finden. Er ließ sich treiben, es that ihm so wohl, nach all' dem Verdruß des letzten Jahres auch einmal wieder aufzuathmen und zu fühlen, daß er doch noch immer der Ulrich von einst, der „schöne Tiefenried“ sei, den die Männer und die Frauen gleich sehr umwarben.

In dieser freudigen Gehobenheit, welche ihn, seit er Sidonie wieder gesehen, erfüllte, war er in den Hof seiner Stadtwohnung, die er während Dora's Abwesenheit wieder zu seinem Quartier gemacht, getreten. Sein Pferd scharrte ungeduldig mit den Hufen. Das schöne edle Thier blickte ihm klug entgegen und wieherte freudig.

Er saß im Sattel und wollte eben abreiten, als er einen Diener aus der Villa eilig auf den Hof treten sah.

Derselbe brachte zu seinem großen Erstaunen ein Billet von Dora.

„Ich bin seit gestern Abend spät zurück und bitte Dich, unverzüglich zu kommen, da ich Dir viel zu sagen habe,“ lautete der kurze Inhalt desselben.

Der Diener fügte auf Ulrich's Frage hinzu, die gnädige Frau sei gestern bei Anbruch der Nacht ganz unerwartet in einem Bauernwagen vorgefahren, das ganze Haus habe schon im Schlaf gelegen.

„Die Kinder sind doch nicht krank?“ war Baron Ulrich's erste erschrockne Frage gewesen, und er athmete offenbar auf, als der Diener ihm die tröstliche Versicherung gab, dieselben seien so frisch und so kräftig aussehend wie möglich.

„Gut, ich will hinauf reiten!“ murmelte Baron Ulrich, und statt nach Fürstenbrück, machte er sich unverzüglich auf den Weg nach der Villa.

„Was kann sie wollen? Sie schreibt aufgeregt!“ dachte er und freute sich trotz der Sorge, daß er Dora wieder in seiner Nähe haben sollte. Er hatte sie auf des Arztes Rath in das Gebirge ziehen lassen, erst jetzt fühlte er, wie sehr er sie vermißt hatte und wie sie der Mittelpunkt seines Lebens geworden. Nicht einmal ein flüchtiges Bedauern huschte durch seine Seele, daß er Sidonie nun heute wohl nicht sehen würde. Dora war wieder da! Möchte der Grund ihrer Rückkehr sein, welcher er wollte, sie war zurück, er konnte sie und seine herrlichen Jungen täglich wiedersehen, und nie war er freudiger erregt zur Villa hinauf geeilt, als heute, nie hatte er Dora herzlicher

sein geliebtes holdes Weib genannt, sie nie zärtlicher begrüßt, als heute.

Erst dann sah er, wie bleich und krank sie aussah, wie ein fieberndes Feuer in ihren Augen glühte.

Sie zog ihn mit sich in ihr Zimmer, seine unruhigen Fragen, ob sie krank sei, was ihr fehle, nur mit einem hastig herausgestoßenen „Du sollst es hören! Warte nur!“ beantwortend. Aber auf dem Wege mußte er an dem Zimmer vorüber, in welchem er seine Kinder wußte, und mit einem bittenden Blick auf sie, einen Blick, der ihr wohlthat, weil sie seine Vaterliebe daraus las, trat er ein. Sie folgte ihm und sah bleich und mit seltsam starren Mienen zu, wie er die Kinder herzte und sich an ihnen freute.

Dann riß er sich los und ging mit ihr.

In der Stille ihres Zimmers erzählte sie ihm mit einem Flüstern, welches neben der leidenschaftlichen Erregung, von der sie ganz beherrscht wurde, beinahe unheimlich wirkte, was sie erlebt hatte. Er war aufgesprungen. Einen wilden Fluch ausstoßend, schüttelte er die Faust gegen diese Menschen, welche ihr das angethan.

„Die Glenden! Die Schändlichen! Ein wehrloses Weib! Du armes, liebes Herz!“

Er war in einem Zorn, wie ihn Dora noch nicht bei ihm gesehen.

Als er sie aber umarmen, an sich ziehen und sie mit liebevollen Worten trösten wollte, wehrte sie ihn von sich ab.

„Damit ist es nicht mehr genug, Ulrich,“ sagte sie mit funkelnden Augen, „Du mußt mich jetzt anerkennen, ich

trag' es nicht länger, ausgestoßen zu sein von der Gemeinschaft ehrenhafter Menschen! O, wenn Du ein Herz für mich und Deine Kinder hast, so sage es den Leuten, daß, wie hart auch immer meine Flucht aus meiner Mutter Hause beurtheilt werden möge, ich doch unmittelbar nach derselben Dein ehelich angetrautes Weib geworden bin!"

"Mein liebes, theures Herz, das bist Du, aber Du weißt, daß Deine Anerkennung mich zwingen würde, den Abschied zu nehmen. Du weißt, daß ich außer meiner Gage nichts habe. Was quälst Du mich mit dieser Forderung, die ich Dir nicht erfüllen kann? Du hast mir versprochen —"

Er war sehr aufgeregt; die verzweiflungsvolle Lage, in die er sie gebracht, in der er selbst sich sah und die wie ein Alp auf seinem Leben lastete, war ihm noch nie mit ihrer ganzen Qual so vor die Seele getreten, wie eben jetzt.

Sie unterbrach ihn.

"Ich versprach —! O, daß ich's that, daß ich in kindischem Unverstand mir einbildete, das Urtheil der Welt werde mich nicht berühren, so lange Deine Arme mich liebend umfingen! O Ulrich, Ulrich! Du warst klüger, als das unerfahrene Mädchen! Ah, wenn Du geahnt, was es für mich hieß, die Mutter, den Onkel Justizrath, die mich liebten, wie Du mich liebst, von uns gehen zu lassen mit der Meinung, ich sei nicht nur ein leichtsinniges, verführtes Geschöpf, sondern auch die Ehrlose, die sie in mir zu sehen wähten! — Ich habe Alles getragen um Deiner Liebe willen, Ulrich, aber sieh, ich kann nicht weiter, ich breche zusammen unter der Last der Mißachtung, die Du

Deinem Weibe nie hättest auferlegen dürfen. Ach, ich werde ja älter und verständiger, ich habe heiße Sehnsucht nach einem treuen, ehrlichen Menschenlächeln, das mir gilt, nach einem Blick, der mir sagt: Du gehörst zu uns. Willst Du nicht, daß ich sterbe, Ulrich, so gib mir auch vor der Welt das Recht, das mir gehört. Gib mir mein Versprechen zurück, es war ein sündiges. Laß uns die Armuth, die Noth, den Kampf des Lebens auf uns nehmen; wir werden glücklicher sein in einer selbst errungenen Stellung, als wir es waren mit dieser Liebe, welche wie eine Schmach auf mir und auch auf Dir — o, noch mehr auf Dir ruht. Sieh mich nicht so an, Ulrich, ich kann nicht anders, es gilt nicht mir allein, es gilt jetzt auch unseren Kindern!"

Er schwieg und bedeckte stöhnend das Gesicht mit den Händen.

"Sie sind es, die einst für ihre Mutter Rechenschaft von Dir fordern werden," fuhr sie fort. "Und was Du mir gethan, indem Du mich überredetest, den rechtschaffenen Menschen Troß zu bieten, wolltest Du, könntest Du Deine Söhne damit belasten?"

Sie war wie außer sich, die schöne, unglückliche Frau. Und sein ganzes Herz war voll von Mitleid, Schmerz und Reue um sie und seine Knaben.

"Der König ist voll Gnade, Ulrich, er wird Dich nicht verlassen," suchte sie ihn zu ermutigen.

"Immer Gnade! Nur immer Gnade! Aber die Kameraden! Sie können nicht anders, sie werden mich zwingen, den Abschied zu nehmen!" schrie er auf und ihm war

in diesem Augenblick, als werde das der Todesstoß für ihn sein. Dazu trat auf einmal deutlich vor ihm hin, was diese Kameraden, was Sidonie sagen würden, wenn sie hörten, was man von dem Schwiegervater des Baron Ulrich v. Tiefenried erzählen konnte.

Er ächzte in seiner Hilflosigkeit laut auf.

Derselbe grenzenlose Hochmuth, der ihn früher erfüllte, war plötzlich wieder lebendig. Keinen Augenblick dachte er daran, daß es möglich sei, eine Parallele zu ziehen zwischen jenem Sträfling und dem ehemaligen Minister v. Tiefenried.

Es war ihm sehr bitter, sich durch einen fragenden Blick von ihr an seines eigenen Namens zweifelhafte Ehre erinnern lassen zu müssen. Gleichwohl, oder gerade deshalb wuchs sein Hochmuth ihr gegenüber immer höher.

„Es ist Unsinn, was Du da von einer Existenz sprichst, für die weder ich, noch Du geboren sind. Du würdest mir, wenn ich steinklopfend an den Wegen das Brod für die Kinder und Dich verdienen müßte, auch eines Tages antworten, Du habest mir nicht versprochen, in dem Elend, in das Du mich herabziehen möchtest, bei mir auszuharren. Ich habe Dir Alles gehalten, was ich Dir gelobt, frage Dich, wie Du die Prüfung bestanden hast!“

Sein Weib sah ihn blaß wie eine Leiche an, mit großen Augen, starr, wie bewußtlos, und doch brannten diese Augen wie Feuer und eine Art Geistesabwesenheit trat in den Blick.

„Was hast Du? Was willst Du? Sprich! So rede doch, Dora!“ fuhr er sie heimlich erschreckt an.

„Ich habe wohl Zeugen, daß ich Dein Weib bin,“ sagte

sie wie betäubt und doch ganz zusammenhängend. „Hast Du mich nicht der Lady Elliot auf dem Dampfer nach Kairo und der Mrs. Lemarchon und den anderen Damen als Baronin Tiefenried vorgestellt? Und hast Du mich nicht als solcher alle Deine Freunde vorgestellt — Mr. Forestes und Mr. Baldwin — die Herren von der Gesandtschaft —?“ Immer größer wurden ihre Augen, immer überreizter die Nerven. „Ich will sie herrufen, sie sollen Alle sagen, daß ich Deine Gattin —“

„Sie wird krank, sie wird wahnsinnig!“ dachte Ulrich erschreckt.

„O, ich will an die liebe alte Miß Laurystone schreiben, sie war so gut, so —“ murmelte sie.

Er wollte sie in seine Arme nehmen, sie auf ihr Bett tragen.

„Ich bin nicht krank, bin ganz gesund, ich danke Dir. Es ist mir zu viel geworden, Ulrich, mit der Verachtung der Welt, weiter nichts.“ Sie fand Thränen, er schloß sie in seine Arme und verließ sie dann, wohl fühlend, daß sie allein sein müsse, und auch er Nachdenken brauche. Er wollte ihr und sich Zeit geben, sich zu beruhigen, man werde schon einen Ausweg finden, hoffte er. Sie ließ ihn gehen. Ihr war, als sei ihre Liebe zu ihm plötzlich mit der Wurzel aus ihrem Herzen gerissen, und als sei das Einzige, was ihr in der Welt noch zu thun bleibe, zu sterben.

In seiner Erregung hatte Ulrich Dora gegenüber ein Wort fallen lassen, welches ihr verrieth, daß er Sidonie wiedergesehen; ihr Instinkt, oder vielleicht auch sein Ton, seine Mienen verriethen ihr, daß er Sidonie nicht mehr

wie früher bespöttelte, sondern daß er auf die Meinung der Comtesse hohes Gewicht legte, ja, daß sie ihm jetzt bereits werth geworden war.

Nun war also geschehen, was sie so oft in einsamen Stunden sich als das Entsetzlichste vorgestellt, er liebte wohl gar diese Andere — eine Dame seines Ranges?

Eine verzweifelnde Eifersucht packte sie; freilich, es war vorauszusehen gewesen, was kommen mußte! Ulrich schämte von Anfang an und mit gewissem Recht sich ihrer Herkunft, er verweigerte ihr die Anerkennung. Was sollte ihn dazu vermögen, als der Wunsch allein, sich eben von ihr wieder loszumachen, sobald es die Umstände forderten! Und dann? Was wurde dann aus ihr, aus ihren Kindern? Sie selbst hatte nicht das kleinste Beweisstück für ihre Trauung — doch der Kaplan in St. Annen hatte es! Wie oft war es schon erlebt worden, daß ein vornehmer Herr die vertrauende Geliebte betrog, um die Hand einer Erbin zu erlangen, und daß er Helfer fand?

Eine besinnungs- und urtheilslose Angst und Verwirrung ergriff die Unglückliche. „Er muß mich und meine Kinder anerkennen, er muß, er darf nicht anders!“ Das war zuletzt der einzige Gedanke, der sie erfüllte.

Und wie sie einst in schauriger Winternacht herabgeeilt war von der Villa in ihrer Mutter Haus, so ging sie jetzt am späten Sommerabend abermals denselben Weg. Sie glaubte ganz kalt und besonnen zu sein, während sie in äußerster Exaltation sich befand.

Aber nicht nach ihrer Mutter Haus ging sie diesmal, sondern zum Onkel Justizrath. „Er wird meinen Kindern

und mir zu unserem Recht verhelfen, dann mag später kommen, was will!" sagte sie sich und dachte, Ulrich werde sich von ihr scheiden lassen, und sie habe dann wenigstens den Namen einer ehrlichen Frau.

Als sie bei dem Hause des Justizraths ankam, mochte es nahe an zehn Uhr sein; sie hatte mehr als zwölf Stunden der furchtbarsten Aufregung hinter sich und sah krank und bleich aus wie ein Gespenst.

Auf ihr Klingeln wurde sehr bald aufgethan.

"Bist Du's, Justizrath? Sie liegt im Sterben, wir müssen etwas thun!" rief Fräulein Juliane ihr zu. Das alte Fräulein stand auf einer kleinen Leiter und suchte zwischen ihren Fruchtkästen herum, welche in großer Zahl auf einem Schranke standen. „Ich hatte den Wunderbalsam —“

Da sah sie sich um und wäre beinahe mit ihrer Leiter umgefallen.

Ihre Dienerin stand ebenso wortlos und starrte auf die ihr noch wohlbekannte Eintretende.

„Da ist sie ja! Gottlob!“ murmelte Fräulein Juliane inzwischen und kletterte hurtig von ihrem hohen Standpunkt herab. „Wer hat es Ihnen mitgetheilt?“ fragte sie.

Sie nannte Dora „Sie“ und sprach kalt und fremd mit ihr.

Diese hatte jene Reden des Fräulein Juliane von einer Sterbenden gar nicht verstanden; jetzt fragte sie dennoch nicht, eine fürchterliche Ahnung überkam sie und wurde im selben Augenblicke Gewißheit.

„Meine Mutter —?“ stieß sie hervor.

„Kommen Sie!“ sagte Fräulein Juliane. „Ich suchte einen Balsam, der den Sterbenden einen sanften Tod gibt, ein alter Doktor hat ihn meiner Mutter geschenkt; nun Sie da sind, braucht's keinen Balsam, sie jammert sehr nach Ihnen!“

„O Gott! O großer Gott!“ flöhnte Dora.

Fräulein Juliane sagte nichts weiter, als daß sie ihrer Dienerin die Weisung gab, ihr Bruder möge sie, wenn er zurückkehre, von drüben bei Frau Maienbach abholen.

Dann gingen sie den wohlbekanntem Weg durch den Garten und drängten sich durch das Loch in der Hecke. Es war fast zugewachsen und von dem Puppenhäuschen sah man in der Dunkelheit nichts mehr.

Wie war Dora zu Muthe!

Und dann traten sie in das Haus von Dora's Mutter, und ein einziger Blick in das schon vom Tode gezeichnete Antlitz der Kranken genügte, Dora zu sagen, daß hier jede irdische Hoffnung aufhöre.

Die Sterbende wandte mühsam den sehnsüchtigen Blick auf die Eintretenden. Dann erkannte sie ihr Kind und wie Leben flog es über das starre Antlitz.

Sie wollte der Tochter beide Hände entgegenstrecken, aber sie vermochte kaum eine matte Bewegung zu machen. Auch die Sprache versagte ihr schon, aber sie dachte noch ganz klar, das sah man sofort.

„Hier ist sie! Das Mutterherz hat seine magnetische Kraft bewahrt!“ sagte Fräulein Juliane feierlich und führte Dora an der Mutter Bett, legte Beider Hände ineinander und trat dann zurück, ihr Antlitz nach dem Fenster wendend.

Ein herzbrechendes Schluchzen Dora's war das Einzige, was für die nächsten Minuten hörbar wurde.

Dann plötzlich begann sie zu reden, eilig, leise, eindringlich. Fräulein Juliane sah, sich umwendend, wie die Hand der Frau Maienbach gleichsam segnend auf dem blonden Haar ihrer Tochter ruhte, und wie ihre Augen weich und liebevoll an dem Antlitz derselben hingen, aber von Wort zu Wort bei Dora's Rede heller leuchtend.

„Mutter, Mutter, Du willst fortgehen und mich allein lassen jetzt? Gerade jetzt?“ hatte diese geschluchzt. Dann fuhr sie erregt fort: „Aber Du sollst nicht scheiden, Mutter, ohne Eins zu wissen!“ Und dann begann sie mit fliegenden Worten der Sterbenden Alles zu sagen, Alles, ihre kirchliche Trauung, ihren Schwur gegen Ulrich, ihre Qual und Verzweiflung über die Schmach, die auf ihr ruhen blieb; nur Eins erzählte sie nicht: daß Ulrich ihr die Anerkennung verweigerte, sie umschrieb diese Thatsache, indem sie sagte: „Jetzt soll Onkel Justizrath meine Ehe anerkennen lassen.“

Frau Maienbach verstand nur das Beglückende, sie nickte befriedigt. Es war, als ob das glimmende Lämpchen noch einmal hell aufblühte und eine glättende Hand alle Schmerzensspuren aus ihrem Antlitz hinwegnahm. Dora konnte von ihren beiden Knaben berichten, und ein mattes, glückseliges Lächeln irrte um der Mutter Lippen. Ihre Augen fragten — und Dora verstand.

Fräulein Juliane hatte ihr einen Stuhl hingeschoben, und nun saß Dora an der Mutter Bett, hielt die Hände derselben in den ihrigen und drückte tausend Küsse darauf.

„Du vergibst mir, Mutter? Ich wurde gleich nach unserer Flucht sein rechtschaffenes Eheweib, verzeihe nur Du mir, daß ich Dir nicht die Wahrheit sagte, als Du mir Versöhnung bringen wolltest! O, Gott hat mich schwer gestraft, glaube es mir! Unser Herz ist unser unerbittlichster Richter!“

Und dann redete sie wieder davon, daß ihre Knaben ihr ein Unterpfand der Erbarmung Gottes gewesen seien, und wie erst die eigene Mutterfreude sie habe erkennen lassen, wie schwer sie gegen die Mutter gesündigt.

Auch daß sie damals geschrieben, um die Mutter über ihre Flucht zu beruhigen, erzählte sie und jene Lüge Ulrich's, der Brief sei verloren gegangen, gab sie in bestem Glauben für Wahrheit aus.

Und immer wieder kam sie dann auf ihre herzigen Knaben, und wie sie hoffte, sie der Mutter zeigen zu können. Wir glauben, was wir wünschen — Dora redete sich ein, die Mutter könne doch noch gerettet werden. Wie oft hat ja nicht Freude schon Menschen vom Tode errettet! Und nun also wollte sie der Mutter Freude machen, und erzählte immer wieder von den Kindern, wie eine echte junge Mutter, und Frau Maienbach lächelte dazu.

Es war eine seltsam schöne Stunde. Wer zuletzt Dora da sitzen und von ihren Kindern reden hörte, der hätte nimmer gedacht, daß sie mit diesem Geplauder dem Tode die Mutter noch einmal abjuringen hoffte.

Fräulein Juliane sagte kein Wort. Sie saß mit gefalteten Händen und schaute nur auf die Scene vor ihr. In ihr aber war es wie lauter Jubel und Freude. Dora war also keine Verirrte, Verlorene. Wie das mit

dieser Trauung und der Reise nach Egypten war, das kummerte Fräulein Juliane nicht, das würde der Justizrath — wo blieb er nur wieder, der Nachtschwärmer, es war schon elf Uhr! — gewiß in beste Ordnung bringen. Die Kleine sollte schon zu ihrem Recht kommen!

Frau Maienbach schien müde zu werden. Dora beugte sich jätzlich über sie. „Schlase, lieb' Mütterchen, ich bleibe hier und morgen erzähle ich weiter und hole die Jungen,“ sagte sie und küßte die Mutter, die mit seligem Lächeln leise nickte, dann wandte diese den Kopf ein wenig seitwärts, athmete einmal tief auf und schien bereits eingeschlafen.

Dora setzte sich stille ein Weilchen nieder. Sie und Fräulein Juliane bewachten schweigend diesen süßen Schummer, aber nur Dora glaubte an denselben. Fräulein Juliane sah auf den ersten Blick, daß der Tod eingetreten war. Aber warum Dora die kurze Täuschung nicht gönnen?

Und in dieser Stille war es Dora, als ob ein Wunderbalsam sich in ihr Herz ergöffe und es ganz still, aber auch ganz klar und stark machte. Sie hatte nun wieder Frieden mit der geliebten, schwer beleidigten Mutter, sie hatte Vergebung gefunden, in dem Anderen würde Gott helfen!

Erst nach längerer Weile entdeckte sie an der erkalteten Hand der Mutter, daß diese todt war.

20.

Tief verstimmt war Baron Ulrich von der Villa weggeritten. Das Blut war ihm zu Kopfe gestiegen und hämmerte in seinen Schläfen, eine Unruhe und ein Miß-

behagen ohne Gleichen hatten ihn befallen, und wieder einmal sah er sich in das Netz verstrickt, welches sein Leichtsinn — das wenigstens gestand er sich selber ein — ihm gelegt hatte.

„Sie wird sich nicht länger beruhigen lassen! Sie ist im Stande, mir die peinlichsten Unannehmlichkeiten zuzuziehen, und wenn ich sie auch heute beschwichtigte, so wird sie doch immer wieder darauf zurückkommen. Sie hat ganz Recht, sie ist klüger geworden! Um so schlimmer für sie und mich!“ dachte er, indem er einen Weg einschlug, welcher in die Felder und jenseit der Stadt wieder auf die Chaussee führte.

Er mußte allein sein — überlegen.

Sonderbar! Er hatte niemals ernstlich daran gedacht, daß ein Tag wie dieser kommen würde, an welchem Dora ihr Recht forderte.

Was er ihr einst eingeredet von seiner Mißachtung des Urtheils der Welt, hatte sie in ihrer liebenden Verblendung wie eine gelehrige Schülerin, die sie allezeit gewesen, in sich aufgenommen und sich zu eigen gemacht. Es war sehr unbequem, daß so schnell die Zeit kam, wo sie begriff, daß diese Lehre eine Irrlehre gewesen, eine grobe Selbsttäuschung.

Baron Ulrich's Gewissen gab Dora Recht. Er verstand sehr wohl, was sie litt, denn ihre fein organisirte Natur hatte ihn ja eben entzückt und seiner Liebe den höheren Schwung gegeben; freilich, bequem war auf die Dauer solch' eine Natur nicht! Was wollte sie denn in aller Welt? Führte nicht Dora Maienbach jetzt das

Leben einer Dame — sie, deren ganzer einstiger Zukunftsplan eine kleine Schule gewesen! Und war sie nicht in der That Baronin Tiefenried?

Zum ersten Male kam das klare Bewußtsein über ihn, daß er den Schritt bereute, Dora zu seinem Weibe gemacht zu haben, denn wenn sie wollte, konnte sie ihn in der That jetzt zwingen, sie anzuerkennen. Er war in ihrer Hand!

In diesen und ähnlichen Gedanken ritt er vorwärts und überlegte unruhig, wie er nur wenigstens vorderhand Dora hinhalten solle. Man mußte temporisiren, es kam wohl irgend ein Ausweg. Wenn er nur einen Menschen um Rath hätte fragen können! Aber wie er auch an alle seine näheren Bekannten dachte, er fand, daß er zu Keinem das Vertrauen hegen durfte, in dieser „fatalen Affaire“ das „Richtige“ zu finden — nämlich die Umgehung des Rechts und der Pflicht.

Die peinliche Verstimmung nahm unter diesen Erwägungen sehr überhand, und zugleich jene Ungebuld, sich davon um jeden Preis zu befreien. Was sollte er thun?

Ah, zu Rosanna! In Fürstenbrück konnte man wenigstens einmal heiter plaudern und aufathmen.

Etwas wie Sehnsucht nach Sidoniens Unterhaltung und den verrätherischen Anzeichen ihrer stillen treuen Reigung überkam ihn. Sie kannte Alle, die er kannte, sie lebte und webte in seinen eigenen Ideen und Interessen.

„Wie ein blinder Thor habe ich gehandelt!“ sagte Ulrich sich und dann warf er sich das Wort selbst vor und wurde nun noch unruhiger.

Er traf Rosanna allein. Sidonie und Tante Hillberg waren mit Onkel Walter spazieren gefahren. Sie hatte zu schreiben gehabt — was, das sagte sie nicht.

Die Geschwister gingen in den Garten, in Erwartung der Anderen. Sie sprachen bald von Sidonie, Ulrich hatte gefragt, ob sie schon an die Abreise denke.

„Sie redet davon, aber ich glaube, sie ließe sich gern bei uns halten, Ulrich, für immer sogar, und wenn Du jagen solltest, sie darum zu fragen, so wisse, daß ihre Liebe Alles duldet und Alles verzeiht!“ sagte Rosanna.

Baron Ulrich zuckte zusammen. Eine Welt hätte er in diesem Moment darum gegeben, frei zu sein! Er schwieg. Es zog ihm wie ein warmer Strom durch's Herz. Wie schlecht hatte er an Sidonie gehandelt, und sie liebte ihn doch noch, liebte ihn so sehr, daß er nur die Hand auszustrecken brauchte, und sie und ihre Millionen waren sein.

Ein leises Stöhnen drang wider seinen Willen über seine Lippen. Rosanna stand still und nahm seine Hand.

„Ulrich! Du würdest ein glücklicher Mensch mit Sidonie und mich machtest Du fast ebenso glücklich! Reiß Dich los aus den unwürdigen Banden, ich flehe Dich an, und ich glaube, Sidonie erwartet es, daß Du Dich ihr erklärst!“

Jetzt — jetzt hätte er es ihr sagen müssen, daß die Bande, welche ihn an Dora fesselten, im weltlichen wie im kirchlichen Sinne geheiligte waren. Er wollte es auch! Er wollte, wie früher, für Dora, seine Gattin, Partei nehmen, und der Zorn über Rosanna's hartnäckige Verachtung derselben wankte auch flüchtig in ihm auf.

Aber plötzlich bedachte er, was Rosanna — nein, was Sidonie sagen würde, wenn sie erführe, daß er „wahnsinnig“ genug gewesen sei, Dora seinen Namen zu geben.

Und wie Rosanna und Sidonie würde die ganze Welt aufschreien! Seine Welt! Für sie Alle war ja Dora nichts weiter, als die Tochter des Maienbach, der wegen eines gemeinen Verbrechens im Zuchthause gesessen hatte. Und wenn Maienbach der ehrenwertheste Mensch unter der Sonne gewesen, so war und blieb diese Ehe mit Dora doch sicherlich in den Augen der Freunde Ulrich's eine unverzeihliche Absurdität. Der „schöne Tiefenried“ hätte sich damit lächerlich gemacht, er, der hochmüthigste Junker des Landes! Das hatte er immer schon gefühlt und das allein war im Grunde der Beweggrund zu seiner Härte gegen Dora.

Rosanna legte sich sein Schweigen und seine sichtliche Verstörung nach ihren Wünschen aus.

Sie hatte zufällig erfahren, die Villa stehe seit Wochen leer, Ulrich war ja auch heiterer seitdem und liebenswürdigter als je. Sie bedachte nicht, daß er dies nur in Sidoniens Gegenwart war. Er athmete auf — er hatte sich frei gemacht, das waren ihre Schlußfolgerungen gewesen. Mochte er nun heute Zeit haben, nachzudenken, zu einem Entschluß zu kommen, er wußte ja nun, daß er hoffen durfte.

Der Wagen kam zurück. Sidonie erröthete vor Freuden, als sie Ulrich sah. Er begrüßte sie besangen. Es erschreckte ihn jetzt plötzlich, ihre Bewegung zu sehen; Mitleid mit ihr, zärtliches, hochachtendes Mitleid überkam

ihn zum ersten Mal, und dann seufzte er — und dieser Seufzer galt ihm selber.

Wie gut, wie nach jeder Seite hin beglückend und befriedigend hätte Alles werden können, wenn er frei geblieben wäre, wenn er Dora nie gesehen!

Mit diesem inneren Zwiespalt — denn er liebte Dora trotz alledem und konnte auch den Gedanken nicht ausdenken, sich auf immer von ihr zu trennen — vermochte er heute nicht so wie sonst den angenehmen Gesellschafter zu entwickeln und noch weniger es ertragen, daß Sidonie sich im Verein mit Rosanna bemühte, ihn zu erheitern. Er brach plötzlich wieder auf. Sidonie erschrak, Rosanna glaubte sich seine Stimmung sehr wohl erklären zu können. Sie flüsterte ihm beim Abschiede, herzlicher als sie seit Jahren gethan, zu: „Komm' zurück, Ulrich, komm' zurück zu Denen, wo allein Du Glück findest!“

Er warf ihr einen finsternen Blick zu; sie sah denselben aber zufällig nicht.

Baron Ulrich fand in seiner Wohnung jenes Schreiben aus dem Ministerium mit den Beilagen.

Er verstand das Englische nicht annähernd genügend, um den Inhalt der in dieser Sprache geschriebenen Anlagen entziffern zu können. Aber sofort erkannte er jenen Brief an die Baronin Tiefenried, geborene Maienbach, wieder, den man ihm vor Monaten präsentirt hatte.

Er hatte gar nie daran gedacht, daß derselbe zurückkommen würde und die Sache für abgethan gehalten. Die Handschrift der Miß Laurystone war es nicht, das hatte er damals gleich gesehen, sie schickte alle Briefe an Dora

unter seiner Adresse. Wer konnte sonst an Dora zu schreiben haben? Und wer immer es sein mochte —: „Zurück mit dem Briefe!“ hatte ihm damals vorgegeschrieben.

Und nun kam dieser nochmals, und Ulrich sah wohl, daß die englische Oberpostbehörde sich darum bemühte, die Adressatin aufzufinden. Und — das war noch ärger — da stand Igor's Name unter der Aufforderung, sich über den Sachverhalt zu erklären!

Also der wußte nun um die Geschichte, und Andere wohl auch? Er bemühte sich noch einmal, den Inhalt zu enträthseln, aber er sah immer nur, man wollte die Baronin Tiefenried auffinden.

Eine heiße, zornige Gluth wallte in ihm auf. War es nicht, als ob sich alle Dämonen gegen ihn verschworen hätten?

Was sollte er thun? Was konnte er thun? Und wenn er nur ganz sicher hätte erfahren können, was diese Schreiben bezweckten? Es blieb also nichts übrig, als sie zu Dora zu tragen. Und damit wohl gar Oel in's Feuer zu gießen?

Der Abend, welchen Baron Ulrich verlebte, war kein beneidenswerther. Er fühlte sich zuletzt von seinen peinlichen Gedanken so abgehakt, daß er froh war, als noch zwei Herren ihn zu besuchen kamen, welche politische Angelegenheiten mit ihm zu besprechen hatten.

Das lenkte seine Erregung wenigstens auf ein anderes Gebiet. Hier durfte er Igor seiner Empfindung nach hassen, ohne jeden Selbstvorwurf, und die Pläne, die man entworfen, „dem Volksbeglücker die Maske abzureißen,“

Pläne, bei welchen man auf seine Unterstützung, ja auf seine Führung am meisten hoffte, fanden seinen lebhaften Beifall.

21.

In der stillen Giebelwohnung der Frau v. Meybewik gab das Geräusch des Tages nur sehr schwachen Widerhall.

Die heiße Sonnengluth drang nicht ein in das alte, mit der außerordentlichen Festigkeit früherer Jahrhunderte erbaute Haus. Still und kühl blieb es in seinen Räumen, und schon dies ließ Jeden erleichtert aufathmen, der das freundliche Heim der Damen betrat. Einen Garten besaßen sie nicht, aber blühende Topfblumen und Blattpflanzen die Menge, und diese ließen anscheinend niemals nach in Dankbarkeitsbezeugung für die treue Pflege von Mutter und Tochter.

Inmitten dieser Blumen stand Mona zwei Tage nach den vorhin geschilderten Vorgängen und sah selber aus wie eine schöne Blume in dem rosenfarbenen leichten Sommerkleide, frische Rosen im Haar und im Gürtel. Auch die Mutter hatte sich heute mehr gepuht, als es sonst ihre Art war.

Mona behauptete scherzend, die Mama sehe ganz majestätisch aus in ihrem schweren schwarzen Seidenkleid und den spanischen Spitzen in dem noch so vollen grauen Haare.

Es war gegen Abend; die Sonne stand schon ziemlich tief im Westen.

Die beiden Damen warteten auf Oskar, der sie ab-

holen sollte zu einem Gartenfeste bei einer Familie aus der Bekanntschaft der Frau v. Reybewik.

Die bescheidene alte Dame hatte oft Gelegenheit gehabt, während dieses letzten Jahres die Bemerkung zu machen, daß sie merkwürdigerweise in der Erinnerung ehemaliger Bekannten viel lebhafter sich erhalten haben mußte, als es je den Anschein gehabt, denn trotz ihrer Zurückgezogenheit hatte man sie aufgesucht und die Jahre lang fallengelassene Bekanntschaft oder Jugendfreundschaft mit ihr erneuert.

Die kluge Frau war liebenswürdig genug, diese Annäherungen so freundlich aufzunehmen, als seien sie in der That um ihrer selbst willen geschehen, zu Klona aber sagte sie lächelnd: „Es ist die Sonne von Graf Igor's Freundschaft, welche mir diese alten Freunde wieder erwärmt.“

Immerhin trug Klona diesen Menschen, welche sich ihr und ihrer Mama so freundlich erwiesen, und in deren Kreisen Oskar bald eine hervorragende Rolle spielte, aufrichtige Dankbarkeit entgegen, und die bescheidene Lebhaftigkeit und gewinnende Liebenswürdigkeit des schönen Mädchens sicherten ihr bald eine gern gewährte Stellung in dem Kreise der Jugend.

Auch heute kam die Einladung von einer Familie, welche zu den älteren und diesmal in der That näheren Bekannten der Frau v. Reybewik gehört hatte. Oskar blieb lange aus, dünkte es Klona, die in ihrer Ungeduld hin und her trippelte und lachend allerhand Paß als Vorbereitung vor dem Spiegel übte.



Da rollte ein Wagen vor das Haus. „Da ist Oskar!“ sagte die Mutter.

Die junge Dame hatte aufhorchend still gestanden. „Nein, das ist Graf Igor!“ rief sie, ohne sich von der Stelle zu rühren, und helle Rosenröthe flog über das junge schöne Antlitz. „Ich kenne das Rollen seines Wagens und den Hufschlag seiner Pferde!“ setzte sie dann, als die Mutter zweifelte, hinzu und horchte weiter.

Da kam es die Treppe herauf.

„Siehst Du wohl!“ rief sie frohlockend der Mutter zu.

In der That, es war Graf Igor, er trat ein und sah überrascht auf die geschmückten Damen.

Mona war so bildschön in diesem Augenblick, daß Graf Igor hätte blind sein müssen, es nicht zu sehen. Ein freudiges Lächeln, ein schweigendes Kompliment lag auf seinem Gesichte, als er sich in scherzender Anerkennung vor Mona verneigte. Er schien so viel heiterer als sonst. Sie sah ihn an, und wieder hätte Graf Igor blind sein müssen, wenn er in diesem glückstrahlenden Mädchenantlitz nicht gelesen hätte, was jeden anderen Mann glücklich gemacht haben mußte.

„Sie werden ein Duzend Eroberungen heute machen, Fräulein Mona!“ sagte er leichtthin, während ein tiefer Schrecken sein Herz durchbebte.

War es denn möglich, was er da jetzt entdeckte? War er denn blind gewesen all' die Zeit her? Mit einem Schlage sah er rückblickend, daß Mona heute war, wie sie seit Monaten gewesen, und er hatte es nicht geahnt, war völlig arglos und achlos an dieser ihm erblühenden Neigung vorübergegangen.

Der lebens- und welterfahrene Graf Igor, hatte alle seine Selbstbeherrschung nöthig, um nicht die Fassungslosigkeit zu verrathen, die ihm vollständig seine Haltung zu nehmen drohte.

In seinem Antlitze mußte wohl ein flüchtiger Schimmer von seinen Gefühlen sich gezeigt haben, der Scharfblick der Liebe hatte ihn erhascht; Ilona sah ihn erstaunt, in dunkelster Gluth erröthend an. Er hatte sich inzwischen der Mutter zugewendet. Was in ihm vorging, war wie ein Sturm; ein einziger Gedanke trat daraus klar hervor, er durfte diese Liebe nicht annehmen, er mußte Ilona klar sehen lassen. Mit einem Schmerz, wie das junge Mädchen ihn nicht tiefer fühlen konnte, sagte er sich, daß hier nur ein energisches, klares Vorgehen Rettung bringen könne. O, und daß er diesen liebsten Menschen, seinen treuesten, ehrlichsten Freunden weh thun mußte, so bitter weh! Ihm war sehr gedrückt plötzlich zu Muthe, und er war doch so heiter, so glücklich gekommen, um Frau v. Rehdewik zu sagen — ja, das war das Beste, das, was er gewollt, mußte er thun, einfacher konnte diese schmerzliche Nothwendigkeit nicht erledigt werden.

„Ich kam, meinen verehrtesten Freundinnen ein Glück mitzutheilen, welches mich gefunden. Ich habe Rosanna wiedergesehen, liebe Frau v. Rehdewik!“ sagte er halblaut und erschüttert, als wenn dies „Glück“ gar nicht ein solches sei. Im Augenblick konnte er auch kaum anders fühlen.

Frau v. Rehdewik war eine viel zu scharfsichtige Mutter, als daß sie nicht längst Ilona's Gefühle für den

Grafen Igor mit geheimer Sorge erkannt hätte. Bange Zweifel hatte sie schon seit Wochen in sich herumgetragen. Sollte sie warnen? Sollte sie Nona über sich selbst die Augen öffnen? Sie wagte es nicht. Ein gesprochenes Wort konstatirt eine Thatsache, welche, so lange dies Wort nicht fiel, als eine solche nie anerkannt zu werden brauchte.

Sie hatte Nona indirekt zu beeinflussen gesucht, indem sie derselben oft ihre Ueberzeugung aussprach, daß Igor Rosanna immer noch, ja mit derselben Wärme wie früher liebe. Nona hatte erst widersprochen, dann war sie nachdenklich geworden, und Frau v. Reydewit meinte in letzter Zeit, nicht mehr besorgt sein zu müssen, da Doktor Feldner in seinen Aufmerksamkeiten gegen ihre Tochter wieder viel lebhafter geworden war und, wie ihr schien, nicht ohne Erfolg. Nona lobte den ernstesten und verlässlichen Charakter Feldner's und sagte neulich mit warmer Betonung, sie sei gewiß, daß Doktor Feldner ein Mann von seltener Treue sei.

In dieser Wahrnehmung eine ihr so hoch erwünschte Beruhigung findend, hatte Frau v. Reydewit heute die kleine und beinahe stumme Scene, die sich bei Igor's Eintritt abspielte, mit eben solchem Schrecken gesehen, als Igor ihn empfand. Ein rascher Blick auf ihn ließ sie instinktiv errathen, was in ihm vorging, und, was ihr Herz auch für ihr Kind empfand, sie konnte in diesem Moment nur einen Wunsch haben: Nona's Mangel an Selbstbeherrschung — ach, die Mutter fand diesen Mangel so verzeihlich! — durch die eigene Ruhe und Fassung vergessen zu machen.

Einen Moment schienen ihr Igor's Worte eine grausame Härte; im nächsten verstand sie ihn, und was auch an tiefem Mitleid mit Klona in ihrem Herzen aufwallte, sie war doch zu gerecht und zu einsichtig, um nicht nur Igor's Liebe für Rosanna heute wie immer zu würdigen, sondern auch um zu begreifen, warum er vorhin, als er eintrat, so strahlend und jünger ausgesehen hatte, als seit langer Zeit.

Er hatte mit bebender Stimme gesprochen.

Sie gab ihm die Hand mit warmem Druck. „Ich sagte es immer wohl, daß zwei Menschen wie Sie, Graf, und Rosanna, einander für das ganze Leben angehören, nachdem sie sich gefunden!“ erwiderte sie, in diese Worte eine Mahnung für Klona legend.

Sie sah nicht hin nach ihrem armen Kinde, ihr Herz blutete um Klona, aber das durfte diese jetzt nicht wissen. Hier galt es stark sein, jede Weichheit gegen ihr Leid mußte Klona's Selbstüberwindung erschweren.

Auch Graf Igor sah nicht zu ihr hin.

„Und nun erzählen Sie, Graf, wie kam es denn, wie konnte es geschehen, daß sie sich trafen?“ fragte Frau v. Rehdewitz.

Er wollte erzählen; da waren von Neuem Schritte die Treppe herauf gekommen, keines von den Dreien hatte es gehört, so wenig, wie daß unten abermals ein Wagen vorgefahren war.

„Herr Doktor Feldner!“ meldete die Dienerin, und der Eintretende folgte ihr fast auf dem Fuße.

„Sie werden hoffentlich mich nicht mit Ihrer Ungnade

heimsuchen, gnädiges Fräulein, wenn ich statt Oskar's komme, in dessen mich sehr beglückendem Auftrage. Ich soll Ihr Cavalier sein, wenn Sie geruhen, mich als solchen zu acceptiren, Oskar hat eine unaufschiebbare Arbeit."

Mona war dem Freunde ihres Bruders in das Wohnzimmer entgegen getreten. Das arme Kind handelte wie ein Automat, sie hatte nur die eine Empfindung, daß sie sich nichts anmerken lassen dürfe, und daß Igor sie nur nicht gleich jetzt ansehen könne.

„Aber wie bleich Sie sind!“ unterbrach sich erschreckt Doktor Feldner.

„Ballfieber, Herr Doktor! Einfach Ballfieber!“ lachte Mona auf, selbst ihre Lippen waren bleich.

Doktor Feldner sah sie noch einmal an. Es lag eine so warme, sorgende Theilnahme in dem Blick, daß Mona davon die Thränen in ihre Augen steigen fühlte. Aber um Gottes willen, nur nicht weinen!

„Ja, davon wissen die Herren freilich nichts!“ scherzte sie und gab ihm in dankbarer Aufwallung für seine Theilnahme die Hand. Sie wußte so gut, wie es nur je ein Mädchen weiß, wo es geliebt wird, daß Feldner's Herz und Seele ihr, ihr allein gehörten. — Heute kam ihr plötzlich ein Empfinden, als müsse es eine Wohlthat sein, sich an seinem treuen Herzen ausweinen zu dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Ernst Peter Johansen & Compagnie.

Novelle

von

Hanns v. Spielberg.

(Nachdruck verboten.)

1.

„Ernst Peter Johansen & Comp.“ stand in mächtigen Buchstaben an der Vorderfront des alten Hauses am Burstah, und jedes Kind in Hamburg wußte, was das bedeutete. Ernst Peter Johansen & Comp. gehörten zu den ältesten Firmen der Hansestadt, ihre Unterschrift galt seit fast zwei Jahrhunderten als gut für jede Summe auf allen Handelsplätzen der Welt, und es war bekannt, was Ernst Peter Johansen & Comp. anfaßten, das hatte Hand und Fuß und wurde energisch und glücklich zu Ende geführt. Ganz besonders der jetzige Inhaber, der greise Senator Peter Johansen, hatte von jeher eine glückliche Hand. Das war ein Mann von echtem alten Schlage, der Typus des ehrenfesten Großhändlers, streng und gerecht, weitblickend und doch bis auf die kleinste Einzelheit sorgsam, zur rechten Zeit sparsam, zur rechten freigebig. Im Senat wie auf der Börse verfügte kaum ein Zweiter über ein gleiches Ansehen, wie er. Wenn Peter Johansen für eine

Sache eintrat, konnte sie auf allseitigen Beifall rechnen, wenn Peter Johansen „kaufte“, beeilte sich die halbe Börse, ihm nachzueifern, wenn er „abgab“, verstaute die Stimmung.

So angesehen und hochgeachtet der alte Herr war, beliebt im eigentlichen Sinne war er nicht. Er hatte etwas eigenthümlich Ernstes, Finsteres, fast Abstoßendes an sich, und Niemand von der jüngeren Generation konnte sich seinen Freund nennen. Seine Strenge schien jede Annäherung ihm gegenüber unmöglich zu machen; in den weitläufigen Comptoirs schlichen die Commis auf den Zehenspitzen, sobald mit dem Glockenschlage Neun die Equipage des „Alten“ vor das graue Sandsteinportal gerollt war, und selbst Herr Fuchs, der seit fünfzehn Jahren als Procurist für das Haus Ernst Peter Johansen & Comp. zeichnen durfte, stimmte sein Organ um einige Töne tiefer.

Der Senator war seit langen Jahren Wittwer und seit dem Tode seiner Frau noch griesgrämiger geworden. Es war still geworden seit der Wittwerschaft des Senators draußen in der herrlichen Villa auf Uhlenhorst, welche die Familie bewohnte, denn nur die Comptoirs und Lager befanden sich in der Stadt. Peter Johansen hatte keinen Sohn, keinen Nachfolger im Geschäft, und der Gedanke, daß die Firma mit seinem Tode in andere Hände übergehen müsse, war es vielleicht, der ihn am meisten drückte. Wohl liebte er seine Tochter, aber mehr — schien es — mit der ärztlichen Sorgfalt, die man etwa für ein kostbares Kleinod hegt, als mit der wahren vollen Liebe des Vaters.

Elise war ein kränkliches Kind gewesen und hatte lange Jahre im Süden unter der Obhut einer entfernten Ver-

wandten, die der Senator in sein Haus genommen hatte, zubringen müssen. Als sie dann, eine aufgeblühte Rosenknospe, zurückkehrte, waren Vater und Tochter sich fremd geworden. Einmal gelockerte Bande sind schwer neu zu festigen. Wie auch das junge warme Herz des Mädchens sich an den Vater anzuschließen bemühte, der alte Herr vermochte nicht mehr Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ja, wenn Elise ein Sohn gewesen wäre, wie hätte er mit ihm theilen, mit ihm arbeiten, mit ihm noch einmal jung werden wollen! Aber eine Tochter — was konnte er thun, als ihr alle Bequemlichkeit, jeden Luxus bieten, den Reichthum zu geben vermag? Konnte er ahnen, daß die junge Mädchenseele nach allem Anderen mehr verlangte, als nach dem Luxus, mit dem er sie umgab? Zuerst schien es Elise, als könne sie die stille, drückende Einsamkeit in der Villa nicht ertragen, das ewige Gleichmaß der Tage, das gleich dem Räderwerk einer Uhr abrollte, das Sichbeschränken auf den Verkehr mit der alten, allmählig griesgrämig gewordenen Tante und dem wenig gesprächigen Vater. Ein Wort von ihr hatte dann genügt, sie in die Gesellschaft einzuführen; es war gewesen, als ob der Senator sich einer lang vergessenen Pflicht gegen sein Kind erinnerte, so sehr beeilte er sich, ihr die Vergnügungen des geselligen Lebens zu erschließen. Man hatte sie zusammen in den Soiréen, im Theater, auf Bällen gesehen, die reiche, schöne Erbin war umschwärmt und gefeiert worden, aber nach kaum einem Jahr lehnte sie plötzlich alle Einladungen ab und begrub sich auf's Neue in die Einsamkeit.

Erst bedauerte man den Verlust, dann zügte man die

Ächeln und endlich vergaß man sie — den wahren Grund, weshalb sie alle Geselligkeit aufgab, erkannte Niemand, obwohl er der nächstliegende war: Elise hatte bemerkt, daß der Vater im geselligen Verkehr nur eine Last, eine drückende Bürde sah, daß der selbstauferlegte Zwang, sie zu begleiten oder Bekannte bei sich zu sehen, ihm entsetzlich war, sie sah die Kluft, welche sie von dem Vater trennte, sich nur immer mehr erweitern, und verzichtete daher freiwillig auf alle Vergnügungen. Vielleicht wurde es ihr auch nicht allzu schwer — das junge Mädchen fand kaum das in den geselligen Kreisen ihrer Vaterstadt, was sie suchte. Unter dem sonnigen Himmel Italiens erwachsen, fiel der strenge förmliche Ton, der in Hamburg herrschte, wie Mehlthau auf ihre Seele. Wo sie geistige Anregung erwartete, gab man ihr kalte Höflichkeit, anstatt warmer Herzen fand sie kühle Zurückhaltung, wo man ihrer Schönheit zu huldigen schien, glaubte sie eitle Spekulation auf ihre Mitgift zu erkennen — was Wunder, daß ihr schließlich daheim ihre Bücher und ihre Staffelei lieber wurden, als der glänzende Trubel des Ballsaals.

Aber die Hoffnung, die sie leise gehegt hatte, daß der Vater sich, wenn sie alle gesellschaftlichen Ansprüche aufgegeben hätte, näher an sie anschließen und daß sich ein herzlicherer Ton zwischen ihnen finden lassen möchte, erfüllte sich nicht. Wie er vorher ihren Wunsch sofort, aber ohne Aeußerung des Wohlwollens oder des Mißfallens erfüllt hatte, ebenso nahm er auch ihre Entsagung hin. Im Gegentheil, seine Abgeschlossenheit schien sich in der letzten Zeit gesteigert zu haben, er war verdrießlicher,

stillter, als je vorher. Kam er von der Börse nach Hause, so berührte er das Diner kaum und schien die Stunde nicht erwarten zu können, die ihm gestattete, sich auf sein Zimmer zurückzuziehen. Bis spät in die Nacht saß er dann über seinen Privatbüchern.

Hatte der reiche Peter Johansen Sorgen?

Wer ihn so sitzen sah, wie jetzt in seinem einfachen Arbeitszimmer, den Kopf in die Hände gestützt, die Augen auf die grüne Fläche des Pultes gerichtet, gewann allerdings die Ueberzeugung, daß es neben dem unnahbaren, stolzen Senator Peter Johansen noch einen zweiten gleichen Namens geben müsse, dem das Leiden dieser Welt nicht erspart geblieben. Uneröffnet lag seine Korrespondenz vor ihm, er hatte noch keinen Blick auf die Kursnotizen der auswärtigen Börsen gethan, die der erste Buchhalter alltätlich aus den eingegangenen Depeschen für ihn zusammenstellte, nur ein kleines altes Notizbuch hatte er vor sich und warf hin und wieder einen fast scheuen Blick auf die vergilbten Blätter.

Endlich raffte er sich empor, er schien einen Entschluß gefaßt zu haben. Raschen Schrittes eilte er zum Sprachrohr und beorderte Herrn Fuchs, den langjährigen Prokuristen seines Hauses, zu sich. Dann schob er das Notizbuch unter die übrigen Papiere und warf einen flüchtigen Blick in den Spiegel; mit Gewalt zwang er seinem Gesicht wieder den Stempel der eisigen Ruhe auf.

Nach wenigen Minuten trat der Gerufene ein. Fuchs war ein Mann in mittleren Jahren, auf seinem klugen, energischen Gesicht lag das volle Selbstbewußtsein seiner

Stellung. „Erst der Chef, dann ich!“ pflegte er neu eintretenden Angestellten zu sagen, und bezeichnete damit allerdings genau das Maß von Ehrerbietung, das er für sich und seine Stellung forderte. Im Uebrigen galt er als ebenso wohlwollend, wie unbedingt zuverlässig bei dem Prinzipal und den Untergebenen, von der schleichenden, hinterlistigen Natur seines thierischen Namensvetters hatte er nichts geerbt, das bewies schon der erste Blick auf die offenen, ehrlichen Züge seines Gesichts.

Der Chef erwiderte die höfliche Verbeugung des Procuristen verbindlicher als gewöhnlich, und bot ihm nach einigen Erörterungen, die sich auf das laufende Geschäft bezogen, einen Stuhl an.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen, lieber Fuchs,“ begann er, „und zwar über eine sehr wichtige Angelegenheit. Doch zuvor eine Frage: Können Sie eventuell sofort eine längere Reise antreten, eine Reise, die Sie auf Monate fern hält?“

Fuchs bejahte. „Ich bin unverheirathet, wie Sie wissen, Herr Senator, und mein Junggesellentoffer ist, wenn es das Interesse von Ernst Peter Johansen & Comp. erfordert, schnell gepackt.“

„Nun gut. Also hören Sie. Ich werde Ihre Instruktionen zwar noch schriftlich aufsetzen, aber es ist doch gut, wenn wir uns vorher mündlich verständigen, denn Ihre Mission wird eine reine Vertrauenssache sein, sonst würde ich ja auch nicht gerade Sie zu derselben gewählt haben.“

Fuchs verbeugte sich schweigend.

„Sie wissen,“ fuhr der Senator fort, „daß mein Vater zwei Söhne hatte. Mein älterer Bruder übernahm

frühzeitig das damalige Zweigggeschäft unseres Hauses in Lima, starb aber bereits 1824. Kurz vor seinem Tode über sandte er uns gänzlich unerwarteterweise Kimeffen von sehr hohen Beträgen — es waren beiläufig bemerkt zehntausend Pfund Sterling. Mein Bruder hatte jene Kimeffen nur mit einigen geschäftlichen Zeilen begleitet, erst aus seinem später hieher gelangten Nachlaß erfuhren wir Näheres. Es war die Zeit des Unabhängigkeitskampfes Peru's gegen die Spanier, in Lima herrschte der wildeste Aufruhr, alle Bande gesetzlicher Ordnung waren gelöst. Da kam eines Abends in die Privatwohnung meines Bruders einer der am meisten gehaßten spanischen Granden, Sennor Pedro Estrena, der Alcalde der Stadt. Nach einigen einleitenden Erörterungen und nachdem er meinem Bruder das Wort abgenommen hatte, zu schweigen, rückte er mit dem Anliegen heraus, sein flüchtiges Vermögen bei unserem Hause anlegen zu wollen, da ihm ein spanischer Bankier gegenwärtig nicht sicher genug erscheine. Er knüpfte aber an die Hinterlegung so sonderbare Bedingungen, daß mein Bruder sich anfänglich nicht zur Annahme der Gelder verstehen wollte, erst nach längerem Hin- und Herreden einigten sich Beide schließlich über die Formalitäten. Doch ich werde gut thun, Ihnen die Notizen meines Bruders wörtlich mitzutheilen. Er notirte in seinem Notizbuch: „Sennor Estrena erklärte, die Einzahlung nur unter der Bedingung leisten zu wollen, daß von einer eigentlichen Quittung beiderseitig abgesehen würde. Er betonte, daß er bei der politischen Situation in jedem Augenblick ein Opfer der Aufständischen werden

könnte, und daß diese, wenn sie eine Quittung über hinterlegte Summen bei ihm fänden, das Geld sofort erheben und mit Beschlagnahme belegen würden; selbst bei denen, welchen er für den Fall seines Todes das Geld zu vermachen gedachte, sei eine Quittung nicht sicher. Auf meine Frage, ob er mir über seine letztwilligen Dispositionen keine Auskunft geben könne, was mir um so wichtiger erschien, als der Alcalde unverheirathet war, verhielt er sich rundweg ablehnend. Endlich meinten wir eine Form gefunden zu haben, die seinerseits ein hohes Vertrauen in meine Ehrenhaftigkeit voraussetzte, und beide Theile befriedigte. Ein Stück Pergamentpapier wurde im schiefen Winkel in zwei Theile zerschnitten, nachdem ich vorher in deutscher Sprache darauf eine höchst eigenthümliche Quittung vollzogen hatte. Das Ganze hatte — bitte, lieber Fuchs, sehen Sie sich die Aufzeichnung meines Bruders an — folgende Form:

10000 Pfund Sterling, in Worten zehn Tausend Pfund Sterling, zahlen wir dem Überbringer dieses sechs Monat nach Kündigung. Lima, den 14. December 1824.

Ernst Peter Johansen & Comp.

Nur der Vorzeiger der linken Hälfte, die Estrena erhielt, schreibt mein Bruder weiter, sollte die Summe erheben können, die rechte Hälfte behielt ich. Der Alcalde zahlte

mir den Betrag in englischen Noten und ich verpflichtete mich zu einer Verzinsung von vier Prozent. Wir schieden in guter Freundschaft, nicht ohne daß ich ihm für sein Vertrauen gedankt und ihm den Wunsch ausgesprochen hätte, daß seine Befürchtungen grundlos sein möchten. Am nächsten Morgen jedoch kam mein Diener schreckensbleich an mein Bett und meldete mir die Ermordung Estrena's. Eine wüthende Volksmasse sei in den Dämmerungsstunden vor sein Haus gezogen, habe die Wache überwältigt, ihn selbst aus dem Bett gerissen und ihn getödtet, nicht einmal seinen Leichnam sollen die herbeieilenden Spanier gerettet haben, da der Ermordete von dem Volk in den reißenden Rimac geworfen wurde. Wenn das wahr ist, was geschieht mit seiner Einzahlung? Ich habe, da ich das Bett nicht verlassen kann, Werner beauftragt, nach etwaigen Hinterbliebenen Estrena's zu forschen, obwohl ich nicht glaube, daß diese hier am Ort leben. Vielleicht in Sevilla, woher der Aermste stammte. Heute sandte ich den Betrag in Chefs nach Hamburg, der Vater wird große Augen machen. Ob ich ihn noch einmal wiedersehen werde?

Soweit mein Bruder, der allerdings die Heimath, uns Alle nicht wieder sah. Der alte Werner, sein Faktotum, überbrachte uns seine letzten Grüße, dies Notizbuch, die Abschrift des Scheines und unter Anderem auch das halbe Original des durchschnittenen Pergamentblattes, das noch immer dort im Tresor liegt — und seiner anderen Hälfte harri. Es sind natürlich später von uns die umfassendsten Nachforschungen nach dem Verbleib derselben, wie nach etwaigen Erben Don Estrena's angestellt worden, aber ohne

Erfolg. Es mußte uns bald fast zweifellos erscheinen, daß das Pergamentblatt mit dem Leichnam des Alkalde verloren gegangen sei, und daß keine berechtigten Erben seiner Hinterlassenschaft existiren, denn weder in Peru, noch in Spanien ist trotz vielfacher Bemühungen ein Verwandter aufzufinden gewesen. Wir haben daher nach Ablauf der dreißigjährigen Verjährungsfrist und nach Beobachtung des gesetzlichen Aufgebots das Conto Estrena's gelöscht, und ich habe, um mein Gewissen in jeder Beziehung zu entlasten, am Tage der Löschung die Kapitalsumme dem Krankenhaus überwiesen — Sie werden sich dieser beiläufig erwähnten Thatsache erinnern.“

Fuchs nickte. „Und jetzt hat sich plötzlich ein Erbe Estrena's gefunden?“ fragte er.

Der Senator zuckte die Achseln. „Jedenfalls beabsichtigt man von gewisser Seite her Ansprüche auf das Depot zu machen.“

„Aber es kann ja gar keinem Zweifel unterliegen, daß dasselbe längst verfallen,“ warf der Prokurist ein. „Kein ordentlicher Advokat würde eine Klage gegen uns deshalb annehmen.“

„Gewiß nicht. Aber vergessen Sie nicht, lieber Fuchs, daß die ganze Natur des Geschäfts zwischen meinem Bruder und Don Estrena lediglich eine Vertrauenssache war. Und nun frage ich Sie, was würde die kaufmännische Welt dazu sagen, wenn Ernst Peter Johansen & Comp. einem derartig ihrem Hause bewiesenen Vertrauen gegenüber den Einwand des Verjährungsrechtes machen würden, wenn wir die Auszahlung eines uns anvertrauten Gutes, dessen

Erhebung vielleicht nur durch ungünstige Umstände verhindert wurde, verweigern wollten. Davon darf keine Rede sein, aber darum handelt es sich auch nicht. Die Sache liegt ganz anders. Ich glaube nämlich überhaupt nicht, daß die Ansprüche Derjenigen oder Desjenigen, der die Zahlung der Summe jetzt verlangt, einen reellen Hintergrund haben, ich halte das Ganze für einen fein angelegten Betrug. Urtheilen Sie selbst. Vor einigen Wochen erhielt ich folgendes Schreiben:

Callao, den 17. März 1867.

Wir kündigen Ihnen das von Don Pedro Estrena bei Ihrem Kaufe hinterlegte Kapital von 10,000 Pfund Sterling, in Worten zehntausend Pfund Sterling, zur Rückzahlung und werden Kapital und Zinsen sechs Monate a dato an Ihrer Hamburger Kasse in Empfang nehmen.

Hochachtungsvoll und ergebenst
im Namen der Erben Don Pedro Estrena's
Eugenio Fuerto, Rechtsanwalt.'

Sie können sich denken, daß ich beim Empfang des Schreibens im höchsten Grade betroffen war. Indessen stiegen mir doch bald schwerwiegende Zweifel auf. Ich telegraphirte daher an Wilhelm Berg Nachfolger in Callao und bat sie um Auskunft über den Absender der sonderbaren Kündigung. Gestern erhielt ich die Antwort: „Eug. Fuerto renommirter, aber wenig gewissenhafter Advokat. Rathen von Verbindung ab.“

„Ich würde unter diesen Umständen die ganze Sache ruhig an mich herantommen lassen und abwarten, wie sich der Herr am Zahltage legitimirt,“ warf Fuchs ein. „Ich

bin gleich Ihnen überzeugt, Herr Senator, es ist nichts als ein großartiger Schwindel.“

„Wenn sich der Mann nun aber wirklich legitimirt — was doch immerhin möglich wäre — was dann? Rechnen Sie gefälligst nach. Das Depot wäre seit 1824 auf fast dreimalhunderttausend Thaler angewachsen, eine derartige Summe flüssig zu machen, erforderte kolossale Opfer, besonders jetzt, wo unsere Kapitalien in den neuen Plantagen festliegen. Ja, es erscheint mir manchmal wie ein Wahnsinn, eine solche Summe auf keinen anderen Beweis hin, als ein wo möglich nachgemachtes Stück Pergament, einem Betrüger auszuzahlen. Und andererseits können wir uns nicht verhehlen, daß der Mann durch seine Forderung, wenn wir uns zu zahlen weigern, den Kredit unseres Hauses erschüttern kann.“

„Da bin ich anderer Ansicht, Herr Senator. Man würde Ihnen überall Recht geben.“

Der Kaufherr wiegte bedächtig den Kopf. „Sie urtheilen, glaube ich, zu günstig über die Menschen. Aber gleichviel, ich will selbst den leisesten Schein von Unehrenhaftigkeit vermeiden. Deshalb habe ich beschlossen, Sie selbst nach Callao zu senden, und es trifft sich günstig genug, daß morgen der Postdampfer abgeht. Sie sind spätestens in dreißig Tagen an Ort und Stelle und haben genügend Zeit, sich zu informiren, mit dem Advokaten und den Estrena'schen Erben selbst zu verhandeln und zum Verfall zurück zu sein. Vollmacht und Legitimationen werde ich Ihnen heute Nachmittag bei unserem Notar Kastner ausstellen; im Uebrigen liegt es in der Natur der Sache,

daß ich Ihnen keine anderen Verhaltensmaßregeln geben kann, als die: wahren Sie die Ehre, aber zugleich auch die Interessen unseres Hauses. Ich verhehle mir nicht die Schwierigkeit und das Verantwortliche Ihrer Aufgabe, aber ich weiß, daß, wenn irgend Jemand, Sie dieselbe zu lösen im Stande sind.“

Der Prokurist erhob sich und legte langsam seine Hand in die dargebotene Rechte des Kaufmanns. „Ihr Vertrauen, Herr Senator, ehrt mich, und ich will mich selbstverständlich meiner Aufgabe mit voller Hingabe unterziehen; inwieweit ich aber Erfolg haben kann, inwieweit ich schließlich Ihre Intentionen treffen werde, ist mir heute noch durchaus zweifelhaft. Indessen — ich werde mein Möglichstes thun.“

„Das hoffe ich, Herr Fuchs! Und nun treffen Sie Ihre Vorbereitungen zur Abreise. Sagen Sie den Leuten, Sie reisten in meinem Auftrage nach New-York. Nach der Börse auf Wiedersehen bei dem Notar!“

2.

Elise Johansen war früh gereift; von Natur ernst angelegt, hatte ihr Charakter in der Vereinsamung sich noch vertieft. Die Tage, in denen sie eine Freundin bitter entbehrt hatte, waren vorüber, sie wußte sich selbst zu genügen. Aber ihr Herz war darum nicht ärmer geworden, ihr Geist nicht einseitiger: das Fühlen und Denken des jungen Wesens umspannte den ganzen weiten Kreis, der dem weiblichen Herzen erschlossen ist.

Eines vor Allem gewährte ihr Glück und Befriedigung:

daß ihre reichen Mittel ihr eine umfangreiche Wohlthätigkeit gestatteten — eine Wohlthätigkeit nicht im Sinne Derjenigen, die da meinen, eine Versicherungsprämie auf den Himmel zu lösen, wenn sie irgend einer milden Stiftung eine Summe Geldes überweisen und dafür ihren Namen in allen Zeitungen prangen sehen. Elise übte ihre Wohlthätigkeit in echt selbstloser Weise, sie gab nicht nur im Stillen, nicht nur mit der Börse, sie gab auch mit dem Herzen und fand auch Worte des Trostes für die Armen, Worte der persönlichen Theilnahme, des rein menschlichen Mitgeföhls. Eine schwere Aufgabe für ein so junges Mädchen in einer großen Weltstadt, eine Aufgabe, die für Tausende unlösbar, ja oft vielleicht sogar gefährlich und bedenklich gewesen wäre — für Elise war sie es nicht. Draußen in den Vorstädten und in den engen Gassen längs der Fleeten, welche vom Hafen aus tief in das Herz der Stadt hineinföhren und in denen neben den Magazinen und Speichern der großen Kaufhäuser in elenden Baracken der ärmste Theil der Hamburger Bevölkerung wohnt, war sie wohl bekannt. Aber nur Wenige wußten ihren Namen und ihren Stand, und diese Wenigen wahrten, durch innige Dankbarkeit an sie gekettet, das Geheimniß, mit dem sie sich umgab.

Von einer früheren, jetzt von einer kleinen Rente lebenden Dienerin ihres Hauses, Namens Minna Winkelmann, begleitet, die unter dieser Bevölkerung aufgewachsen war und ihre Leiden wie ihre Bedürfnisse kannte, wanderte sie wöchentlich mehrere Male zu ihren Kranken und Armen. Der Senator ließ sie gewähren, er wußte wohl kaum,

welchen Umfang ihre Wohlthätigkeit allmählig gewann, da er ihr ein- für allemal ein sehr reichliches Taschengeld ausgeworfen hatte und, wenn sie irgend weitergehende Ansprüchliche an seine Börse machte, prinzipiell niemals fragte, wozu sie des Geldes bedürfe. Es war das gewissermaßen ein Zug kaufmännischen Vertrauens, den er aus dem Geschäft auf das Haus übertrug.

Etwa eine Woche nach dem Tage, an dem der Senator jene wichtige Unterredung mit seinem Prokuristen hatte, finden wir seine Tochter in der kleinen Stube der Winkelmann unweit des Klostersthors. Sie hatte sich von der alten Dienerin Bericht über verschiedene arme Familien erstatten lassen, die sie verhindert gewesen war, selbst zu besuchen, und wollte bereits wieder aufbrechen, als Jene plötzlich in ihrer lebhaften Weise ausrief: „Aber, Fräuleinchen, da hätt' ich ja fast das Wichtigste vergessen. Unser Spanier ist wieder bei Sinnen und verlangt mit Gewalt zu wissen, wer ihm geholfen in den langen Tagen, da er krank lag. Er spricht ganz verständig und sogar deutsch, wie unsereins, gar nicht das Kludertwelsch, wie im Fieber.“

„Sie haben ihm hoffentlich gesagt, daß Sie diejenige gewesen —“

„Versucht hab' ich's wohl, wie Sie's befohlen hatten, aber da kam ich schon bei ihm an. Proßt Mahlzeit — er wußte ganz genau, daß eine Andere während seiner Krankheit oft Stunden lang an seinem Bett gesessen und ihm die Umschläge um die heiße Stirn gelegt hatte. Was solch' ein Mensch nicht Alles trotz seines Fiebers sehen

kann. Ein Engel — na, Fräuleinchen, Sie brauchen nicht roth zu werden, an dem haben Sie doch wirklich wie ein Engel gehandelt — ein Engel sei's gewesen, hat er mir gesagt, und dabei haben seine großen dunklen Augen ordentlich aufgeleuchtet. Und er müsse den Engel wiedersehen und ihm selbst danken für alle Güte und Barmherzigkeit, sonst —“

„Aber Sie haben ihm doch seine Ideen gründlich ausgeredet, Minna,“ schnitt das junge Mädchen den Redefluß der Alten ab, „ich will seinen Dank nicht hören, verstehen Sie, Minna, ich will nicht. Es ist überflüssig und unnöthig.“

Die Alte schüttelte den Kopf. „Fräulein, nichts für ungut, aber das ist nicht recht. Weshalb wollen Sie dem armen Manne die Herzensfreude nicht gönnen, seiner Ketterin zu danken?“

„Seiner Ketterin? Das sind Sie so gut wie ich — mag er Ihnen danken. Sie haben mir doch erst gesagt, daß der Aermste bei der Frau Mieten hilf- und rathlos liege und dem Sterben näher sei, als dem Leben. Daß ich dann die Mittel zu seiner Pflege gab, daß ich unseren Sanitätsrath zu ihm schickte, ist gar nicht der vielen Reden werth. Das sagen Sie ihm nur.“

„So kommen Sie mir nicht fort, Fräulein, die alte Winkelmann hat auch ihren Kopf für sich, und überdem, der Herr Doktor hat selbst heute gesagt, Sie möchten doch hingehen und dem Spanier einige freundliche Worte sagen, das sei für ihn die beste Medicin. Es ist ja kein roher, ungebildeter Mann, das fühlt selbst unsereins sofort; wenn

er auch arm und verlassen ist, es steckt doch was in ihm, was Vornehmes, Feines. Die Mieten hat's auch gemerkt."

„Dann hätte Ihre kluge Frau Mieten ihn nicht unbarmherzig auf die Straße setzen sollen, als sein Geld zu Ende war und das Fieber ihn schüttelte. Aber ob vornehm oder gering, wenn der Sanitätsrath wirklich gemeint hat, daß ich zu ihm gehen soll, so will ich nicht widerstreben. Es ist ja nicht weit von hier, Minna, hängen Sie Ihr Tuch um, wir wollen gleich gehen, wer weiß, ob ich in den nächsten Tagen Gelegenheit finde, herzukommen.“

„Sie liebes, gutes, herziges Fräulein,“ rief die Ane, „ich wußte ja, daß Sie es mir nicht abschlagen würden.“ Dabei hatte sie bereits ihren Shawl um die Schultern genestelt, die unvermeidliche Tasche an den Arm gehängt und die Thürklinke in der Hand.

Das junge Mädchen folgte zögernd, es widersprach ein wenig ihrem Gefühl, an das Lager des Genesenden zu treten, um seinen Dank entgegenzunehmen, während sie gern am Bett des Schwerkranken geweilt hatte, der ihre heimliche Sympathie erweckte. Es war vor vierzehn Tagen gewesen, als sie durch Minna Winkelmann erfuhr, in der Nachbarschaft liege ein junger Ausländer schwer erkrankt und hilflos, die hartherzige Wirthin habe ihm bereits wiederholt den Stuhl vor die Thüre zu setzen gedroht, da er mit der Miete im Rückstande sei. Sie hatte nicht gezögert, zu helfen. Ihr alter Freund und Berather, der Sanitätsrath Oppen, mußte auf ihren Wunsch die Behandlung des Kranken übernehmen, und sie hatte sich oft selbst überzeugt, ob es nicht an der nöthigen Pflege fehle.

Der Kranke — Pedro Carana hatte er sich der Wirthin gegenüber genannt und seine Heimath sollte eine der spanischen Republiken Südamerika's sein — war von einem bösen Fieber befallen worden. Er gehörte anscheinend dem besseren Handwerkerstande an, vielleicht mochte er ein durch widrige Schicksale herabgekommener Künstler sein, denn so einfach seine kleine Ausstattung war, einige Stücke wiesen auf bessere Zeiten hin, und ein kleines Taschenbuch, das die Wirthin dem jungen Mädchen vorgewiesen hatte, war mit Skizzen und Entwürfen gefüllt. Unwillkürlich hatte Elise ein lebhafteres Interesse an dem Kranken gewonnen, als sie diese Blätter überflog; es sprach ein freier, hochstrebender Geist aus ihnen, ein feines Empfinden für Natur und Menschen. Besonders war es eine der kleinen Aquarellskizzen gewesen, die sie gefesselt hatte. Ein junges Weib aus dem Volke in spanischer Nationaltracht reichte ihrem Manne, der zum Kriege gerüstet schien, noch einmal ihr Kind zum Abschiedskuß. Eine wunderbare Gestaltungskraft lag in den nur flüchtig hingeworfenen Figuren, und in der unscheinbaren Zeichnung, das erkannte das junge Mädchen sofort, offenbarte sich ein bedeutendes, wenn auch noch keineswegs gereiftes Talent. Als sie jetzt mit ihrer Begleiterin die schmalen Stiegen zu dem Zimmerchen des Kranken hinaufstieg, fühlte sie es plötzlich wie eine Eingebung, daß ihr das Schicksal gewissermaßen die Aufgabe gestellt habe, dieses Talent der Menschheit zu retten. Das Blut schoß ihr warm zum Herzen, ihr war's, als ob ihr Leben plötzlich einen Zweck, einen neuen Mittelpunkt erhalten habe, dann kam wieder die natürliche

Mädchenschüchternheit über sie; konnte, durfte sie, die Unerfahrene, in das Leben eines fremden Mannes eingreifen, war er, den sie ja nur in Fieberphantasien gesehen, gewillt, ihre weitere Hilfe anzunehmen, war er deren werth und würdig?

Sie stand an seinem Lager. Er schlummerte. Auf seinen eingefallenen Wangen lag eine leichte Röthe, aber es war nicht mehr die Gluth des Fiebers, es war die gesunde Farbe der Genesung. In dichten Locken kräuselte sich das schwarze volle Haar über die blasse Stirne, seine Brust hob sich in ruhigen, gleichmäßigen Athemzügen. Ein glückliches Lächeln umspielte den feingeschnittenen und doch energischen Mund — er schien zu träumen. Plötzlich schlug er die Augen auf und ehe sie noch zurücktreten konnte, hatte er ihre Hand ergriffen und drückte sie an seine Lippen. Er rang sichtbar nach Worten und konnte sie doch nicht finden.

Endlich entzog sie ihm leise die Rechte. „Ich kam, mein Herr, weil man mir sagte, Sie wünschten es. Ich freue mich, zu sehen, daß es Ihnen gut geht!“

„Meine Retterin, mein guter Engel,“ flüsterte er, „Dank Ihnen, die Madonna wird lohnen, was Sie an mir gethan.“

Wie von einer gewaltigen Anstrengung erschöpft schloß der Kranke die Augen auf's Neue. Noch einen langen Blick warf sie auf das bleiche Gesicht, dann trat sie zurück und verließ leise das Zimmer. Erst draußen fand sie Fassung, der Frau Winkelmann zu sagen: „Es geht gut mit dem Herrn, sagt ihm, daß er sich nicht um

die nächste Zukunft sorgen solle. Mein Vater, versteht mich wohl, Minna, mein Vater habe beschlossen, ihm die Mittel für seine völlige Wiederherstellung vorzuschießen. Alles Uebrige werde ich mit dem Sanitätsrath besprechen!" Und schnell eilte sie die Stiegen hinab, sie fühlte, daß sie des Alleinseins bedurfte.

Aber schon in den nächsten Tagen ließ sie die Frau Winkelmann rufen und sich genauen Bericht über ihren Schülbling erstatten, und als sie erfuhr, daß seine Genesung sichtbare Fortschritte machte, daß er schon auf kurze Zeit das Bett verlassen habe, war sie hocherfreut. Und wieder einige Tage später wußte die Winkelmann zu berichten, daß er nach seinem Skizzenbuch verlangt und mit zitternder Hand versucht habe, den Bleistift zu führen, und bald darauf brachte sie ein kleines Blatt mit, das er für seine Ketterin eigens gezeichnet hatte. Ein Schlachtfeld stellte die Bleistiftskizze dar, der man die Schwäche der Hand noch anmerkte, die der Künstler nur mühsam überwunden haben mochte. Unter Todten lag vergessen und verlassen, an einen Baumstamm gelehnt, ein schwer Verwundeter, über ihm aber schwebte die Charitas, der Engel der Barmherzigkeit und neigte sich mitleidig zu ihm nieder. Der Verwundete trug ein fremdes Gesicht, aber die Charitas hatte die Flüge Elifens. Wahrlich, nur einem großen Talente konnte es möglich sein, ein weibliches Gesicht, das er nur einmal klar geschaut, so formvollendet und so sprechend ähnlich wiederzugeben, wie der Kranke hier den lieblichen Kopf des jungen Mädchens.

Zufällig kam wenige Stunden, nachdem Elise die Skizze

erhalten hatte, der Sanitätsrath in die Villa des Senators. Ihm zeigte sie das Bild, und er war gleich ihr frappirt von dem bedeutenden Talent des jungen Mannes. Sie bat ihn geradezu, sich seiner auch fernerhin anzunehmen; es hieße erbarmungslos sein, ihn jetzt in die Dürftigkeit zurückzustößen; was ihr, dem Mädchen, versagt sei, ihm fördernd und rathend beizustehen, das könne der Rath leicht ausführen. Der alte Herr lächelte freundlich, fast schien es, als mische sich in das aufrichtige Wohlwollen, mit dem er seinen Beistand zusagte, ein klein wenig Sarkasmus. „Beneidenswerther Jüngling,“ rief er schließlich aus, „die holbe Jugend und das erfahrene Alter einen sich zu Deinem Beistand, „wenn aus Dir nichts wird, dann — nun dann ist überhaupt Hopfen und Malz an Dir verloren!“

Aber es zeigte sich bald, daß Pedro Carana nicht der Mann war, sich ohne Weiteres die Hände binden zu lassen, sich der drückendsten aller Lasten, dem Gefühl, von der Barmherzigkeit Fremder zu leben, freiwillig zu unterwerfen. Die holbe Pflegerin an seinem Krankenlager hatte er hingebend verehrt, die freundschaftlichen Anerbietungen des Rathes, so zartfühlend dieser sie einkleiden mochte, wies er mit höflicher Dankbarkeit, aber entschieden zurück.

„Ich hoffe ja Dank Ihrer Güte, Sennor,“ sagte er und in seinen dunklen Augen flammte ein energisches Selbstbewußtsein, „ich hoffe ja Dank Ihrer Güte bald wieder die Kräfte zu besitzen, zu erwerben, und mein Erstes soll sein, die Schuld, die ich Ihnen Allen gegenüber habe, zu tilgen. Darum kann ich aber von Ihren Anerbietungen

nichts annehmen. Ich bin jung und ich fühle meine Kräfte wachsen, und wenn ich mein Brod durch Tagelöhnerarbeit verdienen soll, lieber will ich es thun, als —“

„Regen Sie sich nicht unnöthig auf, junger Mann,“ unterbrach ihn der Arzt, „was Sie sagen, hat einen gesunden Kern, wenn es auch etwas übertrieben ist; hier haben Sie meine Hand, Sie haben sich in dieser Stunde einen Freund an dem alten Oppen erworben und es hat noch Niemand über dessen Freundschaft zu klagen gehabt.“

„Herr — Sennor, Dank, tausend Dank! Und Verzeihung, wenn mein heißes Blut vorhin mit mir durchging. Glauben Sie nicht, daß ich die Schwierigkeit des Vorwärtkommens hier im fremden Lande unterschätze, aber ich habe ja mindestens den Vortheil vor vielen meiner Landsleute, daß ich Ihre Sprache einigermaßen beherrsche, ganz abgesehen von dem Glück, in Ihnen einen väterlichen Berather zu besitzen.“

„Also doch wenigstens meinen Rath wollen Sie nicht ganz verschmähen,“ lachte Oppen, „das ist recht von Ihnen und wir werden schon einen Ausweg finden, der uns Beide befriedigt. Aber sagen Sie mir, Pedro, woher stammt eigentlich Ihre Kenntniß unserer Sprache?“

Das Gesicht des jungen Mannes verdüsterte sich plötzlich, seine Stimme klang trübe, als er nach einer kleinen Pause endlich antwortete: „Meine Mutter war eine Deutsche — ich erzähle Ihnen ein andermal davon, wenn Sie erlauben. Und nun, so lange das Eisen heiß ist, Herr Rath, theurer Gönner, was soll ich anfangen, wenn ich

wieder arbeiten kann, und vor Allem, wie lange kann es noch dauern, bis diese ersehnte Stunde gekommen ist?"

„Das sind zwei Fragen, die ich schwer beantworten kann. Die letztere am allerwenigsten, und was die erstere betrifft, junger Freund, so müssen wir zunächst sehen, was Sie können — Ihre Zeichnungen, das verhehle ich mir ja nicht, zeugen von einem entschiedenen Talent, aber doch auch zugleich von einer noch keineswegs vollendeten Technik.“

Pedro Carana nickte lebhaft. „Glauben Sie nicht, daß ich mich für einen großen Künstler halte, ich weiß selbst sehr wohl, was mir fehlt. Aber ich will ja gern freiwillig — mindestens vorläufig — der Kunst entsagen und zu meinem ersten Beruf zurückkehren und . . .“

„Nun?“ machte der Rath, als jener plötzlich schwieg.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor, ich komme Ihnen gewiß recht sonderbar vor, aber es fällt mir schwer, von meiner Vergangenheit zu sprechen.“

„So lassen wir sie liegen, ich habe ja nicht mit dem ehemaligen, sondern mit dem gegenwärtigen Pedro Carana zu thun und bin alt genug, um zu wissen, daß auch ein Mann mit dem reinsten Gewissen Erlebnisse gehabt haben kann, die sich nicht für fremde Ohren eignen.“

„O Sennor, die Stunde wird kommen, wo ich Ihnen Alles erzählen kann. Für heute muß es Ihnen genug sein, zu erfahren, daß ich bis vor einem Jahre Maschinen-Ingenieur war und erst damals, als ein unerwarteter Umstand mir reichere Mittel zu gewähren schien, ganz meiner Lieblingsneigung, der Malerei, mich voll zuwandte. Ich galt ehedem für einen tüchtigen Techniker — es wird sich also

wohl hier eine bescheidene Stellung für mich in irgend einer Fabrik finden."

Der Rath schüttelte den Kopf. „Offen gesagt, bester Pedro, das entspricht nicht meinen Intentionen. Es hieße Mißbrauch mit Ihrer Begabung treiben, wenn man Sie auf's Neue in einen Beruf hineinzwängen wollte, der Ihnen auf die Dauer doch keine Befriedigung gewähren kann. Aber lassen Sie sich darüber keine grauen Haare wachsen. Und nun fragen Sie nicht, wenigstens heute nicht, sondern lassen Sie sich genug sein, wenn ich Ihnen sage, daß ich schon einen kleinen Plan habe, der bald ausgereift sein wird. Sehen Sie mich nicht so verwundert an, Verehrtester, sondern setzen Sie sich lieber dort an's Fenster, holen Sie fleißig und tief Athem und denken Sie an etwas Unangenehmes, das ist für Sie vorläufig das Beste. Und nun: auf Wiedersehen!"

3.

Die „Titania“, auf der Fuchs sich eingeschifft hatte, machte eine gute Fahrt. Schon seit einer Woche lag der Kanal hinter ihr, und der Kapitän erwartete, wie er nicht unterließ, an der von ihm präsidirten Mittagstafel der ersten Kajüte zu erzählen, in spätestens zehn Tagen Colon anzulaufen. Von hier wollte der Hamburger Kaufmann mit der Panamabahn nach Panama an der Westküste eilen, um von diesem Ort aus einen der Dampfer der San Francisco Steam Compagnie bis Callao zu benutzen. Er konnte so hoffen, schon in der ersten Juniwoche dort einzutreffen. Fuchs hatte die Angelegenheit wiederholt nach allen Seiten hin reiflich er-

wogen, und seine vorgefaßte Meinung, daß das Ganze ein Schwindel sei, befestigte sich dabei immer mehr. Er war fest entschlossen, der Sache energisch auf den Grund zu gehen und, wenn irgend möglich, die Zahlung des hohen Betrages zu verhüten, aber er mußte sich auf der anderen Seite fagen, daß der Senator sicher lieber das größte Opfer bringen, als die an sich ja unantastbare Forderung bestreiten würde.

Die bunte Gesellschaft auf dem Dampfer zog Fuchs wenig an, er liebte das tolle Treiben der Sorte von Weltbummlern nicht, die sich hier im Salon oder auf dem Verdeck breit machten, und deren höchste Kunst es war, einen Tag nach dem anderen möglichst schnell und schmerzlos todzuschlagen, wie ein charakteristischer deutscher Ausdruck lautet. Wenn er nicht mit den Offizieren des Schiffes plaudern konnte, so zog er sich meistens unter eine Ecke des großen auf dem Deck zum Schutz gegen die Sonne aufgespannten Zeltbaches zurück und vertiefte sich in irgend einen der Klassiker, die den werthvollsten — und den unbenutztesten Theil der Schiffsbibliothek ausmachten. Oft auch lenkte er seine Schritte nach dem Vorderkastell und unterhielt sich mit den deutschen Auswanderern, deren das Schiff eine Anzahl im Zwischendeck hatte.

Fuchs fesselte dort noch ein besonderer Magnet unter den einfachen Leuten. Ihm war schon in den ersten Tagen der Fahrt ein junges Mädchen aufgefallen, die ganz allein und ohne Schutz die weite Reise angetreten hatte, und dabei so ganz anders war, als die Frauen der Zwischendeckspassagiere, unter denen sie sich schnell eine sichere Stel-

lung zu schaffen gewußt hatte. Obwohl sie vorzüglich deutsch sprach, ja vielleicht gerade wegen ihrer tadellosen, und im Vergleich zu ihrer Umgebung gewissermaßen geschulten Aussprache, glaubte er doch in ihr sofort die Ausländerin zu erkennen, und der südliche Typus des feingeschnittenen, zarten Ovals ihres ausdrucksvollen Gesichtes bekräftigte seine Annahme. Er erfuhr denn auch bald, daß sie Dolores Carana hieß und eine geborene Peruanerin sei, die aus Deutschland jetzt in die Heimath zurückkehrte.

Wie mochte dies Mädchen, das seiner ganzen Erscheinung nach dazu geboren schien, in den ersten Kreisen zu verkehren, dazu gekommen sein, die lange Fahrt in der niedrigsten und billigsten Klasse zurückzulegen, was mochte sie gezwungen haben, alle die tausend Unbequemlichkeiten in den Kauf zu nehmen, welche die Reise unter diesen Verhältnissen mit sich bringt? Es war für Fuchs das größte Vergnügen, die ruhige, einfache Würde zu beobachten, mit der sie sich unter den Auswandererfrauen bewegte, am liebsten aber schaute er ihr im Verkehr mit der kleinen Kinderschaar zu, die das Zwischendeck bevölkerte und oft genug durch ihr tolles Treiben die Plage aller Uebrigen wurde. Fräulein Dolores hatte jedoch bald mit fester Hand ein geordnetes Regiment über die kleine Welt geschaffen, bald im Spiel, bald durch Ernst wußte sie die Knaben und Mädchen an sich zu fesseln, und es dauerte nicht lange, so improvisirte sie eine kleine Schule und hielt an Deck alle Morgen ihre regelmäßigen Lehrstunden ab.

Fuchs hatte es lange vermieden, sie anzusprechen, er glaubte, daß es für sie etwas Peinliches haben müsse,

wenn er sich unaufgefordert und ohne äußere Veranlassung ihr näherte. Da ergab sich eines Abends diese Veranlassung von selbst.

Ein junger Engländer, der unter der eleganten Damenwelt der Kajüte eine große Rolle spielte und es wohl für leicht halten mochte, dieselbe auf dem Vorderkastell mit gleichem Glück fortzusehen, war auf das schöne Mädchen aufmerksam geworden und hatte in den letzten Tagen wiederholt mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen versucht, obwohl sie ihm geistlich auswich und kühl seine häufige Anwesenheit in ihrer Nähe ignorirte. Fuchs war durch die Tischordnung im Speisesalon zufällig zum Gegenüber des jungen Dandy's geworden und hörte, wie ihn einige seiner Kameraden beim Champagner mit seinen unglücklichen Versuchen im „unteren Stock“ neckten. Nicht lange, und Mr. May hatte eine Wette proponirt, daß er der „kleinen netten Spanierin“ noch heute einen Kuß geben würde, und unmittelbar nach der Aufhebung der Tafel machte er sich denn auch, vom Weine angefeuert, auf den Weg nach dem Vorderkastell, wo Dolores Carana mit einem Buche in der Hand saß.

Fuchs hatte das Alles schweigend beobachtet, jetzt hielt er es aber doch für gerathen, dem kühnen Ritter zu folgen, um das junge Mädchen vor seinen Belästigungen zu schützen. Mr. May schritt etwas schwankenden Schrittes über die weißgeschuerten Planken des Decks und ging gerade auf Dolores zu.

Höflich zog er den Hut und sprach sie an. Fuchs konnte nicht verstehen, was er sagte, er bemerkte nur, daß

sie erlaunt auffah und mit einem kaum bemerkbaren leichten Reigen des Kopfes von seinem Grusse Notiz nahm. Als sich dann plötzlich May einen der Feldstühle, wie sie auf dem Verdeck umherlagen, heranzog, klappte sie das Buch zu; stand auf und wollte sich offenbar einen anderen Platz suchen. Diesen Moment benutzte der Engländer, seinen Arm um ihre Taille zu legen, sie fuhr zusammen, eine glühende Röthe stieg auf ihren Wangen empor. „Unverschämter,“ stieß sie hervor, aber schon war Fuchs an ihrer Seite und bot ihr den Arm.

„Die Dame steht unter meinem Schutze, Herr,“ herrschte er den Gecken an, „ich rathe Ihnen ein- für allemal, sie nicht ferner zu belästigen.“

Einen Augenblick stand Mr. May sprachlos, erst als der Hamburger mit Dolores sich einige Schritte entfernt hatte, schien ihm die Besinnung zurückzukommen. Er eilte ihnen nach und legte seine Hand auf die Schulter des Kaufmanns.

„Sie . . . Sie werden mir Rechenschaft geben,“ lallte er mit schwerer Zunge.

„Erst wenn Sie nüchtern sind,“ entgegnete Jener kurz und wandte sich zu der Dame, die bebend an seinem Arm hing und in deren großen dunklen Augen es feucht schimmerte. Dolores fand noch immer keine Worte, gewaltsam mußte sie die Thränen zurückdrängen, welche ihr die Entrüstung entlockte. Fuchs geleitete sie quer über das Deck bis zu einer Gruppe von Auswanderern, die er näher kennen gelernt hatte. Es waren wohlhabende Holsteiner Bauern, die sich mit ihren Familien jenseit des

Oceans eine neue Heimath suchten; er ging zu dem ältesten heran, erzählte ihm im vaterländischen Platt kurz die Unverschämtheit des Engländers und stellte Dolores unter den besondern Schuß der Frau des Alten, einer würdigen Matrone.

Fuchs täuschte sich nicht, der Bauer hatte das richtige Gefühl. Er streckte dem jungen Mädchen sofort die schwierige Reche entgegen. „Gättet man gleich bei uns bleiben sollen,“ meinte er treuherzig lachend in etwas schwerfälligem Hochdeutsch, „hieher getraut sich der Bengel nicht, er weiß wohl, wir machen kein Federlesens mit so'n Bur-schen.“ Und als Dolores zögernd ihre kleine zarte Hand in seine Faust legte und dabei immer noch leise schluchzte, fügte er hinzu: „Laßt's man gut sein, Fräulein, der kommt nicht wieder, und Sie können ja doch nichts dafür, daß Sie so allein über's Meer müssen. Wir haben schon lang unsere rechte Freude an Ihnen gehabt und werden dafür sorgen, daß Sie in Zukunft sicher sind.“

Fuchs hatte sich, als er Dolores gut aufgehoben wußte, ohne ihren Dank abzuwarten entfernt, er war im Begriff, nach seiner Kojе hinabzugehen, als ihm aus dem Rauchsalon, an dessen Thüre er vorbei mußte, einer der Freunde Mr. May's entgegentrat. Drinnen schien es lebhaft zuzugehen, Fuchs erkannte deutlich die etwas kleinlaute Stimme des Genannten.

„Verzeihen Sie, Herr,“ grüßte der Engländer höflich, „ich hoffe, Ihnen bekannt zu sein: mein Name ist Bedford.“

„Mein Name ist Fuchs. Darf ich fragen, womit ich dienen kann?“

Jener räusperte sich etwas verlegen. „Es ist da eine unangenehme Sache zwischen Ihnen und meinem Freunde May vorgefallen . . . in der That, eine unangenehme Affaire. Ich gestehe offen, Mr. May hat sich nicht richtig benommen . . . Sie wissen . . . der Wein —“

„Ich erlaubte mir bereits, Ihrem Freunde meine Meinung zu sagen, und ich habe derselben nichts hinzuzufügen!“

„Grad' herausgesagt, Herr Fuchs, ich gäbe etwas darum, wenn die Geschichte ungeschehen gemacht werden könnte. Wir sind Alle ein wenig schuld daran, wir haben May geneckt und aufgestachelt, hm, ja . . . Sir . . . was ich sagen wollte: Sie waren gewiß auch einmal jung —“

Fuchs lächelte. „In der That, ja. Aber würden Sie wohl die Güte haben, mir zu sagen, womit ich dienen kann.“

„Wir — May's nähere Bekannte nämlich — möchten die Sache gern gütlich beigelegt sehen,“ kam Bedford endlich zögernd heraus, „würden Sie sich nicht dazu verstehen, Mr. Fuchs, May eine begütigende Erklärung zu machen?“

„Ich wüßte eigentlich nicht, wie ich dazu kommen sollte?“ entgegnete der Hamburger. „In Unbetracht der jugendlichen Jahre des betreffenden Herrn und Ihrer Anerkennung, daß er sich ungehörig benommen hat, will ich ihm jedoch ein freundliches Wort sagen, dessen Einkleidung ich mir aber durchaus vorbehalte und dessen erste Voraussetzung ist, daß Mr. May morgen früh in Ihrer Begleitung sich nach dem Zwischendeck begibt und Fräulein Dolores Carana in Gegenwart einer holsteinischen Familie, unter

deren Schutz sie steht, und meiner Wenigkeit um Verzeihung bittet! Damit mag dann die Sache abgethan und vergessen sein. Ich darf Ihrem Bescheid wohl noch heute entgegensehen. Guten Abend, Sir!"

Mr. May erklärte sich denn auch zu Allem bereit und schien selbst bei nüchternem Sinne das Unanständige seines Benehmens einzusehen. Wenigstens trug er am andern Morgen seine Entschuldigungen mit so unzweifelhafter Wärme vor, daß Fuchs sich herbeiließ, bei Tisch ein Glas Wein mit ihm zu trinken und damit das Einvernehmen wieder herstellte.

Zwischen Dolores und unserem Hamburger Freunde hatte sich dadurch ein herzliches Einverständnis angebahnt, Beide fühlten, daß sie verwandten Geistes seien, und das junge Mädchen sah bald in dem älteren Manne einen erfahrenen, weltklugen Berather und Freund, dem sie ihr Herz ausschütten und ihre Hoffnungen und Sorgen unbefangen anvertrauen konnte. Sie fing von selbst an, ihm die Geschichte ihres Lebens zu erzählen, als sie eines Tages zusammen auf Deck saßen.

„Wie wunderbar das Leben doch ist,“ sagte sie, „den Einen, dessen höchster Wunsch es ist, die Welt zu schauen, hält es an der Scholle fest, den Anderen wirkt es rücksichtslos von einem Kontinent zum nächsten und fragt nicht nach Begehr und Willen. Gewiß empfindet jedes fühlende Gemüth die Schönheit der Natur, aber wie schwer ist's doch gerade für ein allein stehendes Mädchen, das von dem Schicksal aus der Heimath gerissen und in die Fremde geführt wird, dieser Genüsse recht froh zu werden.“

Wie unendlich viel lieber wäre ich zum Beispiel unter der Obhut meiner Mutter im engen häuslichen Kreise geblieben, anstatt in die weite, ungewisse Ferne hinausz wandern zu müssen. Aber hören Sie selbst, Herr Fuchs, wie das Schicksal meine bisherige Laufbahn bestimmt hat."

"Liebes Fräulein," entgegnete Fuchs, "wenn Sie mir Vertrauen schenken wollen, so nehme ich es gern und dankbar an."

"Ich bin in Lima geboren," begann Dolores, "meine Eltern hatten ein kleines Geschäft an der Plaza major. In den Adern meiner Mutter rollte deutsches Blut, sie stammte von den Ufern der Weser, ich kann mich aber ihrer kaum erinnern, sie starb, als ich fünf Jahre alt war. Der Vater ließ uns — meinem Bruder Pedro und mir — die bestmögliche Erziehung geben, war dies doch das einzige Kapital, wie er zu sagen pflegte, das er uns hinterlassen konnte. Und sein Wort sollte nur zu bald wahr werden; es ist jetzt vier Jahre her, daß das Fieber, die schreckliche Plage meiner schönen Heimath, ihn plötzlich auf das Krankenlager warf, nach wenigen Tagen standen wir an seinem Grabe. Es stellte sich heraus, daß es unmöglich war, das Geschäft zu halten, die Gläubiger nahmen uns Alles, wir waren vollkommen mittellos. Mein Bruder, den eigentlich seine Neigungen und sein Talent auf die Malerei hinwies, der jedoch dem energischen Wunsche meines armen Vaters nachgegeben hatte und Ingenieur geworden war, mußte seinen Kursus auf dem Polytechnikum unterbrechen und froh sein, eine armselige Stellung bei einer der benachbarten Bergwerksunternehmungen zu erhalten. Ich

konnte und wollte ihm nicht zur Last fallen, so gern der Gute sein Letztes mit der Schwester getheilt hätte. Ich sprach außer meiner Muttersprache Französisch, Englisch und Deutsch, war zu dem etwas musikalisch beanlagt, und so half ich mir durch Unterrichten über die nächsten Monate hinweg, und fand dann eine Stellung in der Familie eines deutschen in Lima ansässigen Kaufmanns als Gesellschafterin der Frau vom Hause. Es waren glückliche Tage, die ich dort verlebte. Herr Bertram wie seine Gattin behandelten mich bald nicht mehr wie eine Fremde, sondern fast wie ihr eigenes Kind. Vor drei Jahren zwangen ihn geschäftliche Angelegenheiten, nach Deutschland, nach Berlin zurückzukehren; er forderte mich auf, meine Stellung beizubehalten und mit ihnen nach Europa überzusiedeln, und so schwer mir der Abschied von meinem Bruder wurde, ich konnte in meiner Lage das Anerbieten nicht zurückweisen. So kam ich über den Ocean, und ich hatte es zuerst nicht zu bereuen. Dann aber brachen Unglücksfälle über die Bertram'sche Familie herein. Wir waren kaum ein Jahr in Berlin, als der alte Herr zu kränkeln anfang und nach längerem Siechthum starb; Frau Bertram mußte ihr Hauswesen einschränken, denn die Vermögensverhältnisse waren keineswegs so glänzend, als man allgemein angenommen hatte, ich fühlte, daß meine Anwesenheit ihr keine Stütze mehr, sondern eher eine Last war, und ich war im Begriff, mir eine andere Stellung zu suchen, da traf ein Brief meines Bruders ein, der mich zur sofortigen Rückkehr nach Peru betrug.

Ich habe das Schreiben bei mir, und will Ihnen,

wenn Sie es gestatten, die bezüglichen Stellen vorlesen. Pedro schrieb also: Ein plötzlicher Umschwung in unseren Verhältnissen, liebe Dolores, ist eingetreten, oder bereitet sich wenigstens vor, eine unerwartete und sehr bedeutende Erbschaft ist uns zugefallen. Zwar liegt noch ein weiter Weg zwischen heute und dem Tage, wo wir sie realisiren können, und ich verhehle mir nicht die Schwierigkeiten, welche sich uns entgegenstellen werden, aber ich bin überzeugt, wir werden sie überwinden. Die ganze Angelegenheit ist so verwickelt, daß ich sie Dir brieflich nicht genau auseinandersetzen kann, genug damit, daß ein Advokat in Callao, Eugenio Fuerto . . .“

Der Hamburger sprang auf und eine lebhaftere Erregung malte sich in seinen Zügen. Er bedurfte einiger Augenblicke, um seine Selbstbeherrschung zurück zu gewinnen, endlich faßte er sich. „Es ist eine sonderbare Fügung des Zufalls, daß ich hier aus Ihrem Munde plötzlich diesen Namen höre,“ sagte er. „Ich habe mit jenem Herrn geschäftlich zu thun. Aber bitte, fahren Sie fort. Ihre Erzählung interessirt mich ungemein.“

Das junge Mädchen sah ihn erstaunt an. „Es wird wohl ein bekannter Jurist sein, dieser Sennor Fuerto,“ meinte sie dann, „und ich kann wohl nichts Wunderbares darin finden, daß Sie zufällig mit ihm zu thun haben. Gute, zuverlässige Advokaten sind selten in meinem Vaterlande. Aber hören Sie, was Pedro weiter schreibt: ‚Genug damit, daß ein Advokat in Callao, Eugenio Fuerto, unsere Ansprüche entdeckt und die nöthigen Beweismittel gefunden hat. Er ist derart von der Unanfechtbarkeit derselben über-

zeugt, daß er keinen Anstand nahm, mir einen kleinen Vorschuß auf die Erbschaft zu gewähren, und ich sende Dir daher anliegend einen Wechsel auf fünfzig Pfund mit der Bitte, sofort hieher zurückzukehren. Ich werde Dir nach Panama an die dortige Firma Estevan & Comp. hoffentlich einen weiteren und größeren Betrag senden können. Jedenfalls findest Du bei Estevan einen ausführlichen Brief von mir vor.“

Sie können sich denken, welche Empfindungen Pedro's Brief in mir wachrief. So unsicher und phantastisch mir seine Ausführungen zum Theil vorkamen, so schien die Thatsache, daß ein Advokat einen Vorschuß auf die Erbschaft gegeben hatte, andererseits doch dafür zu sprechen, daß etwas Wahres an der Sache sei. Plötzlich erwachte eine unnennbare Sehnsucht nach meinem Bruder in mir, mir war, als müsse ich zu ihm, um ihn vor einem großen Unglück zu behüten, die Verhältnisse im Bertram'schen Hause thaten das ihre, kurz, ich entschloß mich zur Reise. Daß ich mir dieselbe so billig wie irgend möglich einzurichten suchte, werden Sie natürlich finden. Ich habe es nicht bereut, das Zwischendeck gewählt zu haben — Sie wissen am besten, daß die einzige Belästigung, welche ich erfuhr, mich von der anderen Seite des Schiffes her traf.“

Fuchs hatte schweigend zugehört. Ihm schien es unzweifelhaft, daß die Erbschaft, welche Dolores Carana und ihrem Bruder bevorstehen sollte, identisch mit der Hinterlassenschaft Estrena's sei; war aber nun jener Fuerto wirklich der Betrüger, für welchen er ihn bisher gehalten, wollte er zugleich das Hamburger Haus und die Caranas

überlisten, galten ihm die Letzteren vielleicht nur als vorgeschobene Werkzeuge seines Planes? Und andererseits: sollte er dem Mädchen, das sich vertrauensvoll an ihn gewendet hatte, mittheilen, in welchen Beziehungen er selbst zu jener Erbschaft stand, daß seine Mission, wenigstens wie er sie bisher aufgefaßt, ganz entgegengesetzte Interessen, wie die Fuerto's, vertrat?

Er fühlte, daß die Augen des jungen Mädchens fragend an ihm hingen, daß sie eine Entgegnung erwartete, aber er konnte sich nicht entschließen, ihr zu sagen, was seinen Geist bewegte. Der reflektirende, sorgsam abwägende Kaufmann gewann in ihm die Oberhand; erst mußte er Fuerto, mußte er Pedro selbst sehen und sprechen, mußte die Beweismittel für die Erbschaft prüfen, dann war es immer noch an der Zeit, aus seiner abwartenden Stellung hervorzutreten.

Sie klangen ihm selbst so gleichgiltig, so unendlich armselig, die Worte, mit denen er endlich die Erzählung seiner Nachbarin beantwortete und ihr Glück zu dem bevorstehenden Umschwung ihrer Verhältnisse, zu dem nahen Wiedersehen mit ihrem Bruder wünschte, und doch nahm Dolores sie sichtlich als vollgiltige Beweise herzlicher Theilnahme des älteren Mannes auf. Ja, sie legte mit kindlicher Einfachheit ihre Hand in die seine und bat ihn, ihrem Bruder und ihr selbst auch in Callao seinen Rath nicht vorzuenthalten.

„Mir ahnt,“ sagte sie, „daß unser Weg durchaus noch kein glatter und geebener sein wird, daß Pedro mit dem sanguinischen Sinn der Mehrzahl unserer Landsleute Hoff-

nungen als Gewißheiten, Erwartungen und Pläne als fest greifbare Erfolge angesehen hat; mir graut vor den Verwickelungen, die uns bevorstehen können, vor dem Neid und den Verdächtigungen, denen wir nicht entgehen werden. Es mag unbescheiden und anspruchsvoll klingen, wenn ich Ihnen sage, Herr Fuchs, daß ich zu Ihnen ein Vertrauen gefaßt habe, wie noch nie zu einem anderen Manne; werden Sie mir, werden Sie uns Ihren Rath, Ihre Theilnahme bewahren, wenn wir ihrer am meisten bedürfen? Werde ich mich an Sie als einen wohlmeinenden Freund wenden können?"

Sein Herz wurde warm bei den Worten des jungen Mädchens, er empfand ein Gefühl, das ihm seit vielen, vielen Jahren fremd geworden war, über das er aber nur bitter lächeln mußte, als er gleichzeitig seiner ergrauenden Haare und seiner gefurchten Stirne gedachte. Fast mit Gewalt rang er die Antwort seinen Lippen ab: „Ja, Dolores, zählen Sie auf mich, ich will Ihr wahrer Freund, Ihr väterlicher Berather sein!“

4.

„Also Sie fühlen sich wohl in Ihrem neuen Wirkungskreise, Bester?“ fragte der Sanitätsrath, indem er Pedro freundschaftlich auf die Schulter klopfte. „Das freut mich. Ist's auch nur ein Anfang, so ist's doch immerhin ein Unterschlupf, der Ihren Neigungen mehr entsprechen muß, als irgend eine Thätigkeit in einem Fabriketablissement. Und nun schütten Sie mir einmal Ihr Herz aus. Sie sehen mir ganz danach aus, als ob Sie mir große Enttäuschungen zu machen hätten.“

Pedro, dessen Aussehen kaum noch die eben überstandene Krankheit verrieth, war gekommen, dem Sanitätsrath zu danken. Oppen's Fürsprache und Empfehlung hatte ihm eine leidliche Stellung in der artistischen Abtheilung einer großen technischen Anstalt verschafft, eine Stellung, die ihm mannigfache künstlerische Anregungen und zugleich die Möglichkeit weiterer Ausbildung bot. Aber der Rath hatte sich nicht geirrt, den jungen Mann führte noch eine andere Absicht her. Er fühlte das Bedürfniß, dem älteren, erfahrenen Manne seine Vergangenheit zu enthüllen und zugleich seinen Rath zu erbitten.

Dem Leser wird es kein Geheimniß mehr sein, daß Pedro und Dolores Geschwister waren, die Vorgeschichte Beider bis zu dem Augenblick, wo die Schwester ihr Vaterland verlassen mußte, ist ihm bekannt. Pedro erzählte dieselbe kurz und fuhr dann fort: „Einsam flossen mir die Tage, die Wochen unter wenig zusagender Thätigkeit dahin, als Dolores mich verlassen hatte. Das Leben schien mir bisweilen unerträglich, nur meine Zeichnungen erheiterten meine wenigen Mußstunden. Da, eines Tages, es mag jetzt etwa vier Monate her sein, ließ sich zu meiner größten Ueberraschung bei mir ein Advokat aus Callao melden, ein gewisser Fuerto, der mir gänzlich unbekannt war.

„Sennor Carana,“ begann er und musterte mein ziemlich ärmliches Wohnzimmer mit fast verletzend spöttischem Blick, „ich bin kein Freund von langen Worten, ich liebe die Thaten: haben Sie Lust, ein reicher Mann zu werden?“

Ich lachte laut auf, aber mein Lachen mochte wohl etwas gezwungen klingen.

„Haben Sie Lust, ein reicher Mann zu werden?“ fragte er nochmals und blickte mich mit seinen kleinen, stechenden Augen an.

„Wenn es auf ehrliche Weise geschehen kann, möchte ich das wohl ebenso gern, wie jeder Andere!“ entgegnete ich endlich, noch nicht wissend, ob der Mann im Ernst redete, oder nur seinen Spott mit mir treiben wollte.

„Nun, dann erlauben Sie mir, Ihnen den Weg zum Reichthum zu weisen, Sie sollen mit mir zufrieden sein. Hören Sie mich an: Vor ungefähr fünfzig Jahren gab der Alcalde der guten Stadt Lima, Don Pedro Estrena, einem europäischen Hause, das hier ansässig war, eine Summe von zehntausend Pfund Sterling zur Aufbewahrung. Don Pedro mußte wohl eine etwas stark vertrauensfelige, um nicht zu sagen leichtsinnige Natur sein, es ist auch vielleicht möglich, daß er besondere Gründe für seine Maßnahmen hatte, kurz und gut, er gab die große Summe dem braven Bankier fast lediglich auf Vertrauen und Glauben hin, nur eine höchst sonderbare, eigentlich wenig geschäftsmäßige Formalität sicherte ihm oder seinen Rechtsnachfolgern die Möglichkeit, sie wieder zu erheben. Ich komme darauf später zurück. Das Schicksal, das bekanntlich seine eigenen Wege zu wandeln liebt, wollte nun, daß Don Pedro Estrena am Morgen nach der Uebergabe der zehntausend Pfund getödtet wurde. Das Geld blieb bis zum heutigen Tage unerhoben und Sie, Sennor Carana, und Ihre Schwester Dolores sind die rechtmäßigen Besitzer!“

Das Blut flog mir heiß empor, ich befand mich in einer unbeschreiblichen Verwirrung und vermochte nur mühsam einige Worte hervorzustoßen. Der Advokat weidete sich sichtlich an der Wirkung seiner Eröffnung, in seinen kleinen wimperlosen Augen blickte und funkelte es fast unheimlich, als er lächelnd fortfuhr: „Ja, ja, Sennor, mögen Sie es nun glauben oder nicht, Sie sind der Erbe jenes Don Estrena — ich aber bin, beiläufig bemerkt, der einzige Mensch, der Ihnen zur Hebung Ihres Schazes verhelfen kann. Sie sehen, ich will mein Licht nicht unter den Scheffel stellen. Die Sache selbst hängt, eigentlich ziemlich einfach, so zusammen: die ältere und einzige Schwester Don Estrena's war Ihre Großmutter väterlicherseits. Gegen den Willen ihres Bruders heirathete sie einen Anhänger unserer nationalen Freiheitsbestrebungen und theilte willig mit ihm das harte Loos der Verbannung. In Bolivia wurde Ihr Vater geboren, Sennor Pedro, dort verlebte er seine Jugend und reiste zum Manne heran; erst nach dem Tode ihrer Großeltern und Jahre nach der Vertreibung der spanischen Despoten schlug er in Lima seinen Wohnsitz auf. Aber das Alles müßte Ihnen ja eigentlich selbst bekannt sein, ich hebe es nur hervor, um Ihnen zu erklären, warum Ihrem Vater jede Kenntniß der Hinterlassenschaft des Großohms fehlte. Die gänzliche Entfremdung der Familie, die sich durch die politischen Gegensätze bis zum Haß gesteigert hatte, die lange Abwesenheit von Peru that das ihre. Als Ihr Vater nach Jahrzehnten wieder heimathlichen Boden betrat, dachte längst kein Mensch mehr an den Alkalden, und die Aufrufe jener Firma nach den

etwaigen Erben des Alkalben waren vergessen. Man vergißt schnell bei uns, und besonders jene unruhigen Zeiten waren wenig dazu angethan, die Interessen Einzelner zu wahren.“

„Und wie heißt die Firma, bei welcher das Depot hinterlegt ist?“ fragte ich fieberhaft erregt.

Der Advokat lächelte höhnisch. „Sie belieben zu scherzen, werther Sennor. Halten Sie mich für ein Kind, daß ich Ihnen dies — mein Geheimniß verrathe. Hören Sie zunächst weiter. Es ist eine lange Reihe von Jahren her, daß ich in den Besitz des ersten Anhaltspunktes für Alles das kam, wovon ich Ihnen soeben erzählte; beim Durchblättern eines spanischen Journals fiel mir der Aufruf einer gewissen Firma in die Augen, welche behufs Erhebung einer bei ihr lagernden hohen Summe nach den Erben des Alkalben Pedro Estrena, gestorben im Dezember 1824 zu Lima, suchte, und ich begann hier in den Kirchenakten Ihre Familienverhältnisse zu erforschen. Sehr allmählig nur konnte ich einen Stein an den anderen fügen und feststellen, daß Ihr Vater der einzige Erbe des Sennor Pedro sei. Vor Kurzem aber spielte der Zufall mir erst das Mittel zur endgiltigen Lösung der Frage in die Hand. Ich wurde an das Krankenbett eines alten Negers gerufen, um einen Notariatsakt aufzunehmen. Geschwählig, wie diese Leute sind, erzählte der schwarze Bursche mir seinen ganzen Lebenslauf, und ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß er der Sklave und, wie er sich rühmte, der Kammerdiener Ihres Großheims gewesen war. Es durchzuckte mich plötzlich wie ein elektrischer Schlag, ich

forſchte weiter und weiter, ich ließ mir die Geſchichte der Ermordung des Malkden in allen Einzelheiten erzählen, und ſchließlich kramte der Burſche allerlei ‚Andenken‘ an ſeinen ehemaligen Herrn heraus, von denen ich ſtark vermuthe, daß er ſie im Wirtwarr jenes Tages einfach geſtohlen hat. Unter dieſen Stücken war eine alte, leere und ſchmutzige Brieffaſche, ihr Futter iſt gelockert, ich greife mechanisch unter daſſelbe und finde ein Stückchen Pergament, das für jeden Anderen werthlos ſein mußte, für mich, oder vielmehr für Sie und mich, aber faſt eine halbe Million bedeutet! Es war augenſcheinlich die Hälfte des Depotscheines über jene Summe, welche Eſtrena hinterlegt hatte, und für mich gehörte keine übermäßige Kombinationsgabe dazu, um aus ſeiner Form zu erkennen, daß die zweite Hälfte im Beſitz der Firma ſein und meine Hälfte zur Erhebung der ganzen Summe ermächtigen mußte. Ich hätte vielleicht die Summe auf jenen Schein hin für mich erheben können, aber es wäre immerhin möglich, daß ſeine andere Hälfte die Auszahlung auf Sennor Eſtrena oder deſſen Erben beſchränkt. Deſhalb komme ich zu Ihnen und mache Ihnen das Anerbieten, Ihre Vertretung in dieſer Angelegenheit zu übernehmen.“

Ich fand kaum den Muth zu der Frage: „Und welche Bedingungen ſtellen Sie mir, Sennor Fuerto?“

Er lächelte. „Die billigſten: unbeſchränkte Vollmacht und fünf und zwanzig Prozent des Betrages.“

„Ich will bahingestellt ſein laſſen, ob ich darauf eingehen kann,“ entgegnete ich, „mir ſcheint die ganze Sache aber vorläufig überhaupt durchaus phantaſtiſch. Vor

Allen bestehen doch in allen Staaten Verjährungsgesetze und —“

„Aber dieselben existiren nicht für große, anständige Firmen. Eine Schuldforderung bleibt für alle Zeit eine Schuldforderung, die man nur durch Zahlung löst. Im schlimmsten Fall können wir uns auf Zweidrittel, auf die Hälfte einigen, es bleibt für uns immer noch genug, und das in Frage stehende Haus ist so durchaus solide, daß es sicher zahlen wird. Damit Sie aber sehen, daß ich der festen Ueberzeugung bin, daß dem so ist, will ich Ihnen sogar einen kleinen Vorschuß auf die Erbschaft gewähren, sobald ich Ihre Vollmacht in Händen habe!“

„Und er drängte und redete so lange, bis ich wirklich unterschrieb. — Verzeihen Sie, lieber Herr Rath, ich langweile Sie?“

„Im Gegentheil,“ entgegnete Oppen, „im Gegentheil, lieber Pedro, Ihre Erzählung interessirt mich auf's Höchste; nur weiter, weiter!“

„Das Nächste, was ich that, als ich eine kleine Summe in der Tasche hatte, war natürlich, daß ich meiner Schwester Geld zur Rückreise schickte und mich dann mit voller Lust meiner geliebten Kunst hingab. Aber leider sollte mir nur eine kurze Frist bleiben, ich wurde zum Opfer einer Schurkerei sonder Gleichen. Eines Abends, als ich von einem kurzen Ausflug nach Callao zurückkehrend durch eine der engen Straßen der Vorstädte ging, überfiel mich eine Schaar wüster Gesellen, ich erhielt einen Schlag über den Kopf, der mich bewußtlos niederstreckte und dessen Spuren Sie noch sehen können —“

„Aber das ist ja unerhört,“ rief der Sanitätsrath, „ich ahne schon, wie Alles weiter kam: man brachte Sie an Bord eines Schiffes und Sie waren in bester Form ‚gepreßt!‘“

„Sie haben es errathen. Als ich am nächsten Morgen mit einem wüthenden Schmerz im Kopfe erwachte, lag ich in einer finsternen Koje, und ein fortgesetztes Schaukeln verrieth mir bald, daß ich auf einem in der Bewegung befindlichen Fahrzeug sei. Es dauerte auch gar nicht lange, so öffnete sich über mir eine Fallthüre, ich wurde von vier kräftigen Armen ergriffen und zu einem Manne geschleppt, der mich sofort als Alfons Cabello begrüßte und sich in Zukunft ‚eine derartige Trunkenheit‘ energisch verbat. Mein Remonstriren half nichts und wurde nur mit Hohn beantwortet, ja der Kapitän zeigte mir sogar lächelnd den angeblich von mir als dem Leichtmatrosen Alfons Cabello unterschriebenen Vertrag — er mußte gut bezahlt worden sein, der vortreffliche Führer der ‚Serpiente‘. Alles in Allem, ich war an Bord einer Brigg für lange Fahrt; Herr Fuerto hatte mindestens ein halbes Jahr für sich, und dazu meine Generalvollmacht, er konnte das Depot in aller Ruhe erheben und mit dem Betrage verschwinden — die Träume von Glück und Reichthum waren erloschen. Am schrecklichsten aber war mir das Bewußtsein, daß meine Schwester, meine arme Dolores, auf dem Wege nach Peru sei, daß sie dort rettungslos dem schurkischen Advokaten in die Hände lief. Indessen wollte mir nach allem Unglück das Schicksal doch noch einmal wohl, und die feinen Berechnungen Fuerto's hielten nicht ganz Stich. Unsere Brigg

kollidirte auf der Höhe der Azoren mit einem Hamburger Dampfer und sank, der Steamer nahm mit wenigen anderen Geretteten auch mich auf; so kam ich hieher, den Keim meiner Krankheit im Körper, und außer meinem Skizzenbuch thatsächlich ohne jedes Hilfsmittel und fast ohne Geld. Mein Erstes war, meiner Schwester nach Berlin zu schreiben, der Brief kam mit dem Vermerk zurück, daß die Adressatin ausgewandert sei. Ich besaß noch die Kraft, ihr nach Panama unter der Adresse einer Firma, die ich ihr früher bezeichnet hatte, Nachricht zu senden, aber ich zweifle, daß sie den Brief rechtzeitig erhält — dann brach das Fieber aus. Das Uebrige kennen Sie ja, mein lieber, gütiger Freund, dem ich nächst ihr Alles, Alles verdanke!“

Der Sanitätsrath hatte sich in seinen Sessel zurückgelehnt und spielte nachdenklich mit den Ringen seiner Uhrkette. Pedro blickte erwartungsvoll zu ihm hinüber, aber der alte Oppen pflegte sich nicht zu übereilen, wenn er ernstlich mit seinen Gedanken zu Rathe ging. Es dauerte geraume Zeit, bis er sich zu einer Entgegnung entschloß.

„Lieber Pedro,“ sagte er endlich, „es ist ein ganzer Roman, den Sie mir da erzählt haben. Da Sie meinen Rath wollen, so soll er Ihnen nicht vorenthalten werden. Vor Allem müssen wir an Ihre Schwester denken und umgehend sowohl nach Panama, wie nach Lima an sie telegraphiren. Zu diesem Zwecke werden Sie mir wohl einen kleinen Kostenvorschuß gestatten. Ueber alles Andere aber wollen wir zunächst den Rath eines ehrlichen Advoca-

laten hören — eines anderen Herrn, wie Ihres biederen Sennor Fuerto — und seiner Einsicht die weiteren Bestimmungen überlassen. Und da frische Fische gute Fische sind, hier aber sicher Eile nothwendig ist, so wollen wir sofort zu Freund Kastner gehen, er wohnt nur wenige Häuser von mir entfernt. Kopf hoch, Pedro, und frischen Muth, es ist noch nicht aller Tage Abend, und Herr Fuerto soll doch noch ein Härchen in der Suppe finden, die er so fein angerührt hat.“

5.

Dolores hatte bei Estevan & Comp. keinen Brief ihres Bruders vorgefunden; Fuchs, der sie nach dem Geschäftshause der Firma begleitete, beobachtete, wie das junge Mädchen sichtbar mit Thränen kämpfte, als sie vor dem Pult des Comptoirs die kühle, geschäftsmäßige Auskunft in Empfang nahm.

„Muth, Fräulein Dolores, Muth! Wir Kaufleute wissen, wie häufig selbst in unserer Zeit ein Brief verloren geht oder sich verspätet.“

Sie sah dankbar zu ihm auf und ließ sich nach dem Hotel zurückführen. Es hatte sich ganz wie von selbst gemacht, daß sie sich für den letzten Theil der Reise unter seinen Schutz stellte; die braven Holsteiner nahmen schon am Hafen von Colon herzlichen Abschied, ihr Weg führte sie nordwärts an den See von St. Juan, wo ihr Agent große Ländereien für sie gekauft hatte.

Auf den Rath ihres Beschützers entschloß sich Dolores, ohne auf Nachricht von Pedro zu warten, sofort die Reise

fortzusetzen. Die Hauptsache blieb ja doch immer, Callao schnell zu erreichen. Außerdem war es für Fuchs eine wirkliche Beruhigung, Dolores unter seinem unmittelbaren Schutz zu wissen, er kannte die Verhältnisse in diesen central-amerikanischen Republiken zu gut, um eine Dame allein zurückzulassen, die seinem Herzen nahe stand.

Er erschrak selbst, als er sich darüber klar wurde. Ja, das war es, Dolores stand wirklich seinem Herzen nahe. Wie er sich auch sträuben und wehren, wie er sich selbst verspotten mochte, wenn er die jugendfrische Mädchen-gestalt vor sich sah und dabei seiner vierzig Jahre gedachte, er konnte seine erwachende Liebe nicht gewaltsam zurückdrängen! Mühsam nur gelang es ihm, Dolores selbst gegenüber die Rolle des väterlichen Berathers weiter zu spielen, während sein Herz in jugendlicher Leidenschaft glühte.

Die Stunde schlug, in der die Reise sich ihrem Ende nahte. Schon zeichneten sich in nebligem Grau die Kirchtürme von Callao am Horizont ab, hoch überragt von der gigantischen Kette der schneebedeckten Andenhäupter. Ein Regierungsdampfer hatte vor einigen Stunden den Lootsen an Bord gebracht und die Postfächer, sowie die Passagierliste abgeholt. Pedro mußte, wenn er überhaupt in Callao war, jetzt bereits die Nachricht haben, daß seine Schwester an Bord des einlaufenden Schiffes sei; das Herz klopfte dem jungen Mädchen in gewaltiger Erregung und Freude über das bevorstehende Wiedersehen.

Fuchs lehnte neben ihr auf der Brüstung, als der Dampfer in den Hafen einfuhr. Zahllose Boote um-

schwärmten den Oceanriesen, Bestellungen in Empfang zu nehmen und Grüße auszutauschen, am Ufer harrte eine dicht gedrängte Menschenmenge, aus der die bunten Käppis der Zollbeamten hervorlugten. Auf dem Verdeck des Dampfers herrschte wirres Durcheinander; Alles rüstete sich zum Ausbruch, Collis jeder Form und Größe rollten über die weißgeschuerten Planken. Lärm und Getöse hüben und drüben.

Dolores schien nichts von alledem zu sehen und zu empfinden. Ihre großen Augen ruhten forschend und spähend auf der Landungsbrücke.

„Wird er dort sein?“ flüsterte sie. „Wie habe ich mich gefreut auf diesen Augenblick, und nun er da ist, mein Freund, krampft sich mein Herz in namenloser Angst zusammen. Wie, wenn Pedro ein Unglück zugestoßen ist, wenn meine Ahnungen begründet wären?“

Er zwang sich zu einem Lächeln. „Ist das die tapfere Dolores?“ entgegnete er. „Warum machen Sie sich unnötige Sorgen? In einer Viertelstunde ruhen Sie an der Brust Ihres Bruders und aller Kummer, alle Beschwerden der Reise liegen hinter Ihnen und fallen der Vergessenheit anheim. Wird es auch mir so gehen?“

„Herr Fuchs — mein lieber, lieber Freund, womit habe ich das verdient?“

„Werden Sie wirklich gern Ihres Reisegefährten gedenken, wenn Sie an Pedro's Seite einer neuen, glänzenden Zukunft entgegengehen? Werden Sie mir auch ferner Ihr Vertrauen schenken, Dolores, mir erlauben mich auch jetzt noch Ihren Freund zu nennen?“

Sie blickte voll und warm zu ihm auf: „Mehr als je, hoffe ich —“

„Wie Alles auch kommen mag? Treu und unbewegt?“

Die Stimme des ernstesten Mannes bebte leise, Dolores sah erstaunt einen feuchten Schimmer in seinen klaren Augen. Bewegt bot sie ihm die Rechte dar. „Wie Sie nur so fragen können. Hier meine Hand zum Pfande, mein Vertrauen zu Ihnen soll durch nichts erschüttert werden.“

„Und ich, Dolores, will Ihnen stets eine wahre Freundschaft ohne jeden selbstsüchtigen Gedanken bewahren — wenn Sie meiner bedürfen, ich bin zu Ihrer Hilfe bereit!“ entgegnete er.

Endlich lag der Dampfer an der Landungsbrücke, die Schranken fielen, herüber und hinüber stuthete der Menschenstrom. Dolores Carana stand todesbleich da, ihre Augen irrten rastlos durch das Gewirr.

Fuchs fühlte, was sie bewegte; er sprach ihr Muth zu, wie leicht war es möglich, daß Pedro ihren letzten Brief ebensowenig erhalten hatte, wie sie den seinen, wie leicht konnte in der Passagierliste ihr Name übersehen worden sein? Sie fand keine andere Antwort, als ein stilles, verzweiflungsvolles Schütteln des schönen Hauptes.

Da schritt plötzlich der Kapitän des Dampfers auf die junge Dame zu. „Sennorita Carana,“ sagte er, auf einen Herrn deutend, der die junge Dame schon längere Zeit beobachtet und sich dann wie Auskunft suchend an den Schiffsoffizier gewandt hatte, „Sennor Eugenio Fuerto wünscht Ihnen vorgestellt zu werden.“

Der Hamburger drehte sich scharf um, das also war sein Gegner! Er fühlte beim Anblick dieses Mannes sein altes Mißtrauen mit erneuter Kraft auftauchen. Dies Gesicht mit den kleinen, wimperlosen Augen und dem unaufhörlichen, höhnischen Lächeln war allerdings nicht dazu angethan, Vertrauen zu erwecken, es flöste Fuchs im Gegentheil eine intensive Abneigung ein, die von Minute zu Minute wuchs, als er den Advokaten sprechen hörte. Glücklicherweise beherrschte er das Spanische hinreichend, um die süßlichen, aber allerdings landesüblichen Floskeln verstehen zu können, mit denen Fuerto das junge Mädchen begrüßte.

„Ihr unterthänigster Diener schätzt sich glücklich, Madonna,“ begann Fuerto, „als Erster die lang Erwartete und Ersehnte von Angesicht zu Angesicht zu schauen und im Vaterland willkommen heißen zu dürfen. Die allerheiligste Jungfrau leite Ihren Fuß, schönste Herrin, von dem Augenblick an, da Sie seinen Boden betreten! Und nun, Sennorita, gestatten Sie, daß ich mich und mein ganzes Haus zu Ihren Befehlen stelle, ich darf wohl hoffen, daß mein Freund Pedro des allezeit dienstwilligen Fuerto erwähnt hat, dessen höchstes Glück —“

„Wo ist mein Bruder?“ unterbrach Dolores den schnell hervorgesprudelten Wortschwall in unsagbarer Angst. „Sagen Sie mir vor Allem, Sennor, ist Pedro krank?“

Der Advokat lächelte. „Nicht doch, Sennorita, nicht doch! Ihr Herr Bruder ist so munter, wie je ein Mann war, dem das Glück plötzlich lächelte; mein theurer Freund ist aber seit einigen Wochen in dringenden Geschäften, ich

brauche Ihnen wohl kaum zu sagen, in welchen, verreist und es wird leider noch eine kurze Zeit vergehen, ehe er seine geliebte Schwester in die Arme schließen kann!"

"Pedro verreist? Jetzt, wo er wußte, daß meine Ankunft bevorstand?"

"Geschäfte, Sennorita, Geschäfte! Aber er hat mich beauftragt, Sie zu empfangen, ich bitte, kommen Sie, mein Wagen steht bereit, Sie in mein Haus zu führen, wo Sennora Fuerto sehnsüchtig des Moments harrt, als Ihre Dienerin Ihrer Winke gewärtig zu sein."

"Und Pedro hat keinen Brief für mich zurückgelassen?" forschte das junge Mädchen mit bebender Stimme, und ein Blick voll bitterer Sorge suchte zu Fuchs hinüber, in dessen Zügen es schon seit Minuten seltsam arbeitete. Er hielt sich offenbar nur mit Mühe von einer Einmischung zurück.

"Seine Abreise war überaus eilig. Ich werde die Ehre haben, Ihnen das Alles genauer auseinanderzusetzen, doch darf ich vielleicht, obwohl hier kaum der Ort dazu ist, schon jetzt betonen, daß ich seine Generalvollmacht in Händen habe, die mich wohl auch Ihnen, schöne Herrin, gegenüber genügend legitimirt und natürlich zu Ihren Diensten steht."

Der Peruaner witterte Mißtrauen, und daß er dies zeigte, bestärkte Fuchs in seiner vorgefaßten Meinung. Er konnte sich nicht entschließen, Dolores schutzlos diesem Manne zu überlassen, dessen ganzes Auftreten ihm verdächtig schien.

"Stellen Sie mich dem Advokaten vor," sagte er ihr in deutscher Sprache, "ich traue dem Manne nichts Gutes zu."

Fuerto wandte sich erstaunt zu dem bisher von ihm nicht beachteten Sprecher, einen Augenblick schien er aufbrausen zu wollen, dann besann er sich schnell eines Besseren und zog höflich den Hut.

„Der Herr ist Ihr Gemahl, Sennora? Ich wußte das nicht —“

Das junge Mädchen erröthete bis unter die Haarwurzeln. „Sie irren, Sennor,“ entgegnete sie kurz und machte beide Herren bekannt. „Herr Fuchs ist mein väterlicher Freund und Rathgeber,“ setzte sie erklärend hinzu.

Das Gesicht des Advokaten verzog sich zu einem höhnischen Grinsen, das aber sofort wieder der Maske süßer Freundlichkeit Platz machte. „Ich hoffe, auch Sie, mein Herr, betrachten mein Haus als das Ihre und erweisen Ihrem gehorsamen Diener recht bald die Ehre Ihres Besuches. Darf ich nun bitten, Sennorita?“

Fuchs hatte einen Entschluß gefaßt, er sah in dem erregten, schwankenden Ausdruck seiner Reisegefährtin, daß sie ihn billigen würde.

„Sennorita Carana zieht es vor, vorläufig im Hotel zu bleiben,“ sagte er höflich, aber entschieden, „und dankt Ihnen verbindlichst für Ihr liebenswürdiges Anerbieten. Ueber alles Geschäftliche werden wir morgen sprechen können und ich werde nicht verfehlen, Ihnen zu diesem Zweck in den Morgenstunden meine Aufwartung zu machen.“

Gleichzeitig bot er Dolores den Arm. Sie blickte ihn erstaunt, aber wie von schwerer Angst erlöst an. Der Advokat schäumte innerlich vor Wuth, seine grauen Augen funkelten.

„Ich hatte erwartet, Sennorita,“ stieß er endlich hervor, „daß meine Einladung —“

„Ihre gütige Einladung ehrt mich sehr, mein Herr,“ antwortete die junge Dame, jetzt wieder völlig gefaßt, „aber ich muß Sie leider bitten, Ihrer verehrten Gattin meine Entschuldigungen zu übermitteln. Herr Fuchs —“

Fuerto hatte längst wieder die glatte Maske angelegt. „Ich konnte nicht ahnen, Sennorita Carana, daß Sie Ihre Dispositionen bereits getroffen hatten und möchte um Alles in der Welt nicht aufdringlich erscheinen. Darf ich fragen, wo die Herrschaften absteigen werden?“

„Im Hotel Bolivar, Sennor,“ übernahm Fuchs die Antwort und führte nach einigen ebenso kühlen, wie höflichen Abschiedsworten seine Dame nach der Wagenreihe. Der Advokat sah ihnen zähneknirschend nach. „Hütet Euch,“ flüsterte er giftig, „hütet Euch vor Eugenio Fuerto.“

Raum war Dolores im Hotel angelangt, so brach ihre mühsam behauptete Ruhe zusammen. „Um aller Heiligen willen,“ stieß sie schluchzend hervor, „was ist mit Pedro? Rathen Sie, helfen Sie, mein lieber treuer Freund — mir ahnt das Entsetzlichste; der Schurke hat ihn umgebracht, um die Erbschaft allein zu erheben, und mir hätte das gleiche Schicksal bevorgestanden, wenn Sie nicht an meiner Seite gewesen wären!“

Fuchs suchte sie zu beruhigen, obwohl er im Innern ihre Meinung zu theilen kaum umhin konnte. Das Ausbleiben des Briefes in Panama, die plötzliche Abreise Carana's schien auch ihm in hohem Grade verdächtig. Aber auf der anderen Seite sagte er sich doch auch wieder,

daß sich alle diese Umstände vielleicht noch auf die einfachste und natürlichste Art aufklären konnten, und beschränkte sich daher darauf, Dolores die ausführlichsten Nachforschungen zuzusichern. Er schrieb in der That noch an demselben Tage nach Lima an einen dortigen Geschäftsfreund von Peter Johansen & Comp. und beauftragte ihn mit Erkundigungen, wann Pedro Carana, dessen letzte Adresse Dolores glücklicherweise kannte, zuletzt gesehen und was über seine Reise oder seinen Verbleib bekannt sei, indem er um telegraphische Antwort nach Callao, Hotel Bolivar, bat. Gleichzeitig aber machte er Dolores mit seiner eigenen Mission bekannt und bat sie herzlich um Verzeihung, daß er ihr nicht früher den Zweck seiner Reise mitgetheilt hatte. Gegen sein Erwarten nahm sie seine Eröffnungen in größter Ruhe hin — jedes Mißtrauen lag dieser reinen Seele fern.

„Warum machen Sie soviel Worte von einer Sache, die der Erwähnung kaum werth ist,“ entgegnete sie wehmüthig lächelnd, als sie eine kleine Verlegenheit in seinen Zügen zu bemerken glaubte, „Ihre Gründe, mir erst jetzt zu sagen, was Sie hieher führt, sind doch wahrhaftig einleuchtend genug, und daß Ihnen noch über den Interessen Ihres Hauses die Gerechtigkeit steht, lieber Freund, bedarf für mich keines Beweises. Ich fürchte nur, wir haben in Puerto einen gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen.“ —

Der Advokat empfing den Kaufmann am nächsten Morgen mit kriechendster Höflichkeit, aber er schreckte doch momentan zusammen, als dieser sich ihm als Vertreter von Johansen & Comp. legitimirte.

„Sie vertreten also gleichzeitig die Interessen des Hamburger Hauses und der Sennorita Carana?“ fragte er lauernd.

Fuchs nahm keinen Anstand zu bejahen.

„Ich zweifle, ob diese Vereinigung nach peruanischem Geseze angängig ist.“

„Das kommt wohl kaum in Frage, da ein bezüglichlicher Rechtsstreit ja ausschließlich im Domicil unserer Firma, also in Deutschland, zum Austrag kommen würde,“ entgegnete Fuchs kühl. „Im Uebrigen hat diese Erörterung Zeit — ich möchte zunächst um Einsicht in Ihre Vollmacht und in die Erbeslegitimation der Geschwister Carana bitten.“

Und nun entspann sich ein Wettstreit zwischen beiden Parteien, in dem Jeder mit dem höchsten Aufwand von Geistesstärke seine Ansichten vertrat. Freilich erkannte Fuchs bald, daß sein Gegner die rechtliche Bedeutung seiner Einwände sehr wohl würdigte und vor Allem sich klar bewußt war, daß gegen die Forderung sehr wahrscheinlich Verjährungsrechte geltend gemacht werden könnten, aber auf der anderen Seite machte Fuerto gar kein Hehl daraus, daß er von der Firma Johansen & Comp. diese Einwendung nicht erwarte. Vor Allem war jedoch der Nachweis der Erbesberechtigung der Geschwister Carana in untadelhafter Ordnung, und das einfache Willigkeitsgefühl des Hamburgers hätte eine Schädigung ihrer Interessen unter diesen Umständen nicht mehr zugelassen, er sah in einem Vergleich die beste Lösung der Frage und offerirte dem Advokaten schließlich das ursprüngliche Kapital.

Fuerto lachte laut auf. „Sie haben mit keinem Kinde zu thun,“ sagte er kurz. „Damit Sie aber sehen, daß ich auch einem langwierigen Prozeß einen guten Vergleich vorziehe, erkläre ich mich für die von mir vertretene Hälfte der Forderung mit 120,000 Dollars befriedigt und halte mich an dieses Anerbieten bis morgen Abend für gebunden. Mit Sennorita Dolores wird es Ihnen ja ein Leichtes sein,“ setzte er höhniſch hinzu, „ein billiges Abkommen zu treffen.“

Als Fuchs nach dem Hotel zurückkehrte, war Dolores ausgegangen. Er erschrak zuerst, aber der Portier überreichte ihm eine Karte von ihr, die ihn beruhigte. „Ich bin in wenigen Stunden zurück,“ schrieb sie. „Nachricht von Pedro! Seien Sie nicht böse Ihrer Freundin Dolores.“ Der Hotelbediente erklärte ihm auf Befragen, daß sich eine ältere Dame bei der Sennorita habe anmelden lassen, Sennorita habe dann einen Wagen befohlen und Beide seien ausgefahren.

Endlos dehnten sich ihm die Stunden, Mittag war längst vorüber, Dolores kehrte nicht zurück. Anstatt ihrer liefen zwei Depeschen ein, deren Inhalt wenig dazu angethan war, ihn zu beruhigen. Die erste, von Camillo Kunnez, dem Geschäftsfreund in Lima, lautete kurz:

„Wohnung leer. Nachbarn geben an, daß Pedro seit Monaten verschollen. Polizeirecherchen eingeleitet.“

Das zweite Telegramm war für Fuchs vollständig räthselhaft. Der Senator Johansen depeschirte:

„Angelegenheit hier mit Pedro Carana geordnet. Fuerto

Betrüger. Sehen Sie sich sogleich mit Ministerresidenten, der behufs gerichtlicher Verfolgung informirt, in Verbindung. Nach Dolores Carana forschen, für welche Telegramm dort Hauptpostamt lagert."

6.

„Das ist ein höchst merkwürdiges Zusammentreffen, mein lieber Rath!“ sagte der Rechtsanwält Kastner zu dem Sanitätsrath, als Pedro seine Schicksale beiden Herren noch einmal in allen Einzelheiten erzählt hatte. „Halten Sie es für möglich, daß ich vor wenig Wochen hier, an diesem Tische Notariatsakte aufnahm, welche Sie, Herr Carana, und Ihre Angelegenheiten auf das Einschneidendste berühren?“

Pedro fuhr erstaunt auf, und selbst Oppen blickte verwundert den Freund an.

„Aber wie ist das möglich?“

Kastner lächelte. „Mein Amt verbietet mir, Ihnen heute mehr zu sagen. Wenn Sie, Herr Pedro Carana, aber morgen nach der Börse sich zu mir bemühen wollen, dürften Ihnen Eröffnungen von größtem Interesse bevorstehen. Im Uebrigen haben Sie sehr zweckmäßig gehandelt, indem Sie Ihrem Fräulein Schwester nach Panama und Callao depeschirten. Morgen werden wir noch mehr und Besseres für die junge Dame thun können.“

Als Pedro am nächsten Tage bei dem Rechtsanwält erschien, war außer diesem noch ein alter Herr gegenwärtig, der ihm als der Senator Peter Johansen vorgestellt wurde. Der junge Mann suchte zusammen: Johan-

sen — Peter Johansen war ja der Vater des Mädchens, der er sein Leben verdankte, zu der er in scheinbarer Liebe, wie zu einem Engel aufschaute! Und Peter Johansen hier, der Mann, dessen Wohlthaten ihn, wie Minna Winkelmann erzählte, während der langen Wochen seiner Krankheit und seiner Rekonvalescenz erhalten hatten? Er theiligt an seiner Erbschaftsangelegenheit? Wie war das möglich?

Kastner war heute ganz Geschäftsmann. „Die Firma Peter Johansen & Comp.“ begann er zu Pedro gewendet, „deren alleiniger Inhaber der hier anwesende Herr Senator ist, ist diejenige, bei welcher Ihr Großohm, der Alcalde der Stadt Lima, die Summe von zehntausend Pfund Sterling deponirte. Es ist nun nach deutschem Recht durchaus unzweifelhaft, daß die Firma Ihnen, respektive der Forderung selbst gegenüber Verjährungseinwände erheben könnte, der Herr Senator verzichtet aber auf dieselben, im Fall ihm ein annehmbarer Vergleich angeboten wird.“

Pedro Carana suchte nach Worten, er war in größter Verwirrung. „Wenn unsere Forderung nicht gerechtfertigt ist, können wir auf sie überhaupt keine Ansprüche erheben,“ sagte er endlich, „vor Allem aber hat Eugenio Fuerto noch immer meine Vollmacht und alle Beweismittel in Händen, und ich weiß nicht, ob und wie ich ihm dieselben entziehen kann.“

„Eine Vollmacht,“ belehrte Kastner, „kann jeder Zeit zurückgezogen werden, ebenso wie Sie die Herausgabe jenes halben Pergamentblattes und der Erbeslegitimation verlangen können, deren es zu jeder Zahlung ja unbedingt

bedarf; der Theil der Umstände, durch welche Sie Fuerto bisher in der Hand hatte, indem nur er den Namen der Firma kannte, bei welcher die Summe deponirt wurde, hat sich jetzt zu Ihren Gunsten verändert, und Sie brauchen daher den Schurken nicht länger zu schonen. Ueberlassen Sie mir die bezüglichen Schritte. Was aber den ersten Satz Ihrer Entgegnung betrifft, so erkennen Peter Johansen & Comp. die Forderung an sich ja an, meines Erachtens sprechen aber einfache Willigkeitsgründe unter den eigenthümlichen Verhältnissen für einen Vergleich."

Der Peruaner wurde erst roth, dann blaß. „Ich kann an den Herrn Senator keine Forderung stellen, zu welcher ich, wie ich jetzt wohl einsehe, streng genommen gar nicht berechtigt bin; in wie weit meine Schwester sich meiner Anschauung anschließen wird, vermag ich heute noch nicht zu sagen, obwohl ich nicht zweifle, daß sie dieselbe theilt. Ich fühle mich viel zu tief in der Schuld des Herrn Johansen, als daß ich —“ Er stockte und blickte fragend bald auf den Notar, bald auf den Senator.

Beide Herren verstanden aber offenbar nichts von alledem, was Carana ihnen sagte. Endlich nahm der Senator, der bisher lediglich schweigender Zuhörer geblieben war, aber das offene Gesicht seines jugendlichen Gegenüber mit sichtbarem Wohlgefallen betrachtet hatte, selbst das Wort.

„Herr Carana, hier liegt augenscheinlich ein Mißverständniß vor. Erstens kann gar nicht die Rede davon sein, daß ich jetzt, nachdem die Estrena'schen Erben sich wirklich gefunden haben, nicht Zahlung leiste, und ich offerire

Ihnen und Ihrer Schwester, um weiteren Auseinandersetzungen aus dem Wege zu gehen, freiwillig hunderttausend Thaler, zahlbar dreißig Tage nach Beibringung der nöthigen Beweisdokumente, deren Vorhandensein, wie mir Herr Rechtsanwalt Kastner sagte, ja außer Zweifel steht. Zum Anderen aber ist es mir vollkommen unverständlich, in wie weit Sie in meiner Schuld sein wollen. Ich muß Sie daher um eine nähere Erklärung bitten. Ich betone zugleich, daß ich heute zum ersten Male von der Existenz eines Herrn Carana hörte, denn Ihr Advokat kündigte mir lediglich ‚im Auftrag der Estrena’schen Erben‘ das bewußte Depot.“

Hatte Pedro recht verstanden? Der Senator wußte nichts von den Wohlthaten, die er bisher ihm zu danken geglaubt hatte. So mußte also Alles von ihr herühren, von seinem Schutzensel — sie hatte ohne Wissen ihres Vaters gehandelt. Durfte er dies jetzt offen aussprechen? Er sah, wie die Augen beider Herren fragend auf ihn gerichtet waren, er mußte antworten.

„Sie wissen, meine Herren, daß ich mittel- und hilflos in Hamburg ankam und fast sofort von einer schweren Krankheit befallen wurde. In dieser höchsten Noth nahmen sich meiner edle Menschen an, sie sorgten nicht nur für meine körperliche Pflege, sie hatten auch warme Theilnahme und freundliche Worte für den Genesenden! Fragen Sie mich hier nicht, in wie weit ich befugt war, den Namen des Herrn Senator damit in Verbindung zu bringen — fragen Sie meinen väterlichen Freund, Herrn Sanitätsrath Oppen. Genug, daß ihnen Allen mein Herz in treuer

Dankbarkeit entgegenschlägt und daß ich, solange ich lebe, ihrer gedenken werde, nicht nur, weil sie mir mein Dasein erhielten, sondern mehr noch, weil sie es mir erst des Lebens werth erscheinen ließen!" Pedro hatte erregt gesprochen, seine Augen glänzten, als er fortfuhr: „Was nun die geschäftliche Angelegenheit anbetrifft, so erkläre ich mich zugleich im Namen meiner Schwester mit dem gütigen Anerbieten des Herrn Senators einverstanden. Sie, Herr Rechtsanwalt Kastner, haben wohl die Freundlichkeit, dieser Erklärung die rechtlich bindenden Formen zu geben und das Nöthige zur Erlangung der Dokumente gegen Fuerto zu veranlassen.“

Der Notar neigte zustimmend das graue Haupt. „Gewiß, mein junger Freund! Ich darf Ihnen nun mit Bewilligung des Herrn Senators wohl auch mittheilen, daß ein Abgesandter seiner Firma augenblicklich bereits in Callao weilt, um mit Ihrem Advokaten zu verhandeln — wenn es Ihnen recht ist, können wir Jenen, eine durchaus geeignete Persönlichkeit, telegraphisch beauftragen, nach Ihrem Fräulein Schwester zu forschen und dieselbe, wenn es nöthig sein sollte, unter seinen Schutz zu nehmen.“

Garana blickte die Herren freudig überrascht an. „Ob ich damit einverstanden bin? Ich weiß nicht, wie ich Ihnen für diesen Ausweg, der mir eine schwere Last vom Herzen nimmt, danken soll!“ sagte er erregt. „Der Himmel gebe, daß es noch nicht zu spät ist, denn ich traue dem Schurken Fuerto das Schlimmste zu.“

Die geschäftlichen Formalitäten waren schnell erledigt und die Herren trennten sich. Ehe aber Peter Johansen

in seinen Wagen stieg, reichte er zum Erstaunen Kastner's, dem der alte sonst so steife Herr wie verwandelt vorkam, Pedro noch einmal die Hand. „Ich hoffe Sie bald wieder zu sehen, junger Mann,“ sagte er mit dem Ausdruck herzlichsten Wohlwollens.

Dann fuhr der Senator zur großen Verwunderung seines Kutschers und zum ersten Male seit zwanzig Jahren nicht nach dem Comptoir, sondern zum Sanitätsrath Oppen, mit dem er eine lange Unterredung hatte. Als die beiden Herren schieden, schüttelten sie sich herzlich die Hände und der Kaufmann nahm sogar keinen Anstand, dem Arzte noch in der Thüre zu sagen: „Sie haben Recht, Oppen. Sprechen Sie noch heute mit dem jungen Manne!“

Und das verfehlte der Rath denn auch nicht zu thun. Er erzählte, daß Peter Johansen ihm auf den Kopf zugefagt habe, daß Elise die Wohlthäterin Pedro's sei, daß er sich ferner derartige Heimlichkeiten mit Oppen's Unterstützung ein für alle Male verbitte. Aber es sei dem Senator sichtlich nicht recht Ernst mit seinem Zorn gewesen und er habe sich merkwürdig schnell besänftigen lassen, als er, Oppen, ihm alle Einzelheiten noch einmal genau berichtet hätte. „Sie scheinen bei dem alten Herrn schnell in Gunst gekommen zu sein,“ schloß der Rath seinen Bericht, „er hat mich schließlich sogar beauftragt, Sie aufzufordern, ihn persönlich aufzusuchen. Bei Peter Johansen ist das, wie Ihnen ganz Hamburg erzählen kann, keine Kleinigkeit, denn der Senator ist ein ziemlich verschlossener, wenig zugänglicher Mann, und wenn er für irgend Jemand die Thüre seiner Villa öffnet, muß er schon ein ganz be-

sonderes Wohlwollen für den Betreffenden im Herzen tragen!“

Inzwischen hatte sich aber in jener Villa selbst eine merkwürdige Scene zwischen Tochter und Vater abgespielt. Der Senator betrat niemals das Zimmer Elisens, heute zum ersten Male suchte er sie dort auf. Er fand das Zimmer leer und sah sich mit eigenthümlichen Gefühlen in dem kleinen Raum um, in dem er die glücklichsten Stunden seines Lebens genossen hatte. Es war ehemals das Zimmer seiner Frau gewesen. Dort stand noch ihr kleiner Arbeitstisch, hier der von der Zeit gebräunte Schreibtischsekretär. Er trat leise an das alterthümliche Möbel heran, auf dessen breiter Fläche Elise nach Mädchenart ihre kleinen Reliquien aufgebaut hatte: im schlichten Immortellenrahmen das Bild der Mutter, sowie sein eigenes Porträt, das er ihr einst nach Italien gesendet, daneben Ansichten, bunte Muscheln oder Steine, an welche sich wohl diese oder jene Erinnerung knüpfen mochte. Aber was bedeutete diese meisterhaft ausgeführte Kreidestizze: Elise als Charitas über einem Schlachtfeld schwebend? Er hob das Bild empor, um es näher zu betrachten, da fielen ihm in der einen Ecke die Initialen des Künstlers in's Auge, und ein leises, wehmüthiges Lächeln überzog seine ernstern Züge, als er die kleine Zeichnung zurückstellte.

In diesem Augenblick trat Elise ein. Sie zuckte zusammen, als sie den Vater hier, vor ihrem Schreibtisch sah, eine helle Röthe stieg in ihrem feinen Gesichtchen auf.

„Papa — Du hier?“ fragte sie bellommen und freudig zugleich.

Der Senator nickte schweigend; er reichte ihr die Hand und zog sie an seine Seite auf das Sopha. Und dabei überkamen ihn alte Erinnerungen, die er längst überwunden meinte: das Andenken an die einst so innig geliebte dahingeschiedene Gattin.

„Elise,“ begann er endlich mit bewegter Stimme, „ich habe Wichtiges mit Dir zu besprechen und bitte Dich, in mir den wohlwollenden Vater zu sehen, der nur Dein Glück im Auge hat und dem Du ganz vertrauen kannst. Ich bin Dir vielleicht bis heute kein Vater gewesen, wie ihn ein junges Mädchenherz erträumt, aber in meinem Herzen, mein liebes Kind, galtest Du doch stets als mein höchstes Juwel und mein größtes Glück.“

„Vater,“ hauchte Elise leise und küßte seine Hand, „ich habe nie daran gezweifelt.“

„So höre denn. Der Zufall hat mir heute ein Geheimniß verrathen, welches Du vor mir verborgen hast: ich meine Deine Art, Wohlthätigkeit zu üben! Oppen hat mir Alles gebeichtet, und wenn ich auch dahingestellt sein lassen will, ob Du ganz richtig handeltest, indem Du mich gar nicht zu Rathe zogst, so hast Du doch hier meine Hand darauf: ich tadle Dich nicht, sondern ich schätze und liebe Dich nur noch mehr um Deines edlen Herzens willen. Jener Zufall aber, der Alles zur Sprache brachte, wurde durch eine geschäftliche Unterredung mit einem jungen Peruaner, mit Pedro Carana, herbeigeführt. Ich erfuhr, daß Du ihn, man darf wohl sagen, gerettet hast. Hätten es mir nicht die glänzenden Augen des jungen Mannes verrathen, mit welcher innigen Dankbarkeit er

an Dir hängt, so würde das Bild dort, das ich vorhin zufällig betrachtete, mir dasselbe . . . und vielleicht noch mehr gesagt haben. Und das ist es, was mich heute zu Dir führt, Elise. Lebte Deine gute Mutter noch, so würde sie mit Dir sprechen, sie würde den rechten Ton zu treffen wissen — mir, dem Manne, wird dies schwerer und ich muß daher doppelt auf Dein Entgegenkommen, Dein Vertrauen rechnen. Willst Du mir das beweisen, mein Kind?"

Elise lauschte seit dem Beginne der Eröffnungen des Vaters in steigender Erregung. So hatte er noch nie mit ihr gesprochen, solch warme Töne niemals für sie gehabt. Sie hätte ihm um den Hals fallen, sich an seiner Brust ausweinen mögen, wenn ihr namenloses Angstgefühl sie nicht zurückgehalten haben würde. Als er dann aber von Don Pedro sprach, meinte sie, ihr Herz müsse stehen bleiben, bebend schlug sie die Hände vor das Gesicht und vermochte kaum ein zitterndes „Ja!“ zu flüstern.

Der Vater zog ihr leise die Hände herab und behielt sie fest in den seinen, seine Augen ruhten mit dem Ausdruck unendlicher Liebe auf den ihren, ihm war es selbst, als erkenne er erst heute seine höchste, seine heiligste Pflicht.

„Ich muß nach den Eröffnungen Oppen's annehmen und Deine Mienen bestätigen es mir, daß in Dir für Pedro Carana allmählig ein wärmeres Gefühl erwachsen ist. Elise, mein Kind, sage mir offen: liebst Du den jungen Mann?"

Sie zögerte mit der Antwort, im jähen Wechsel wich das Blut aus ihren Wangen, um sogleich mit doppelter

Gewalt zurückzuschießen. Aber es durchdrang sie doch die Empfindung, daß von diesem Augenblick das Glück ihres Lebens abhinge; was sie kaum nur zu denken gewagt hatte, jetzt wurde es ihr plötzlich klar.

Der Senator lächelte und küßte sie herzlich. „Antworte mir nicht, mein liebes Kind, Deine Augen sagen mir Alles auch ohne Worte. Und nun höre weiter. Ich staune selbst, welche Wandlung in den letzten Stunden in mir vorgegangen ist, auch Du wirst Dir gewiß sagen, daß ich Dir noch gestern kaum ohne Weiteres meinen Segen und meine Zustimmung gegeben hätte. Aber das Herz ist ein wunderbarer Pfadfinder in den Irrwegen des Lebens. Als ich Pedro sah, empfand ich plötzlich die lebhafteste Sympathie, die wärmste Theilnahme für ihn, als ich dann seinen Lebenslauf erfuhr und den Namen seiner Mutter nennen hörte, wußte ich, was mich sofort für ihn eingenommen hatte. Seine Mutter — Du weißt ja, daß sie eine Deutsche war — stammt aus Bremen, dort lernte ich sie, die Tochter einer einfachen, aber geachteten Familie, vor fast fünfunddreißig Jahren kennen und gewann ihr Herz.“ Johansen war sehr ernst geworden, seine dichten grauen Augenbrauen zogen sich enger zusammen, als er langsam und mit sichtlicher Ueberwindung fortfuhr: „Meine einzige Entschuldigung für das, was kam, war meine Jugend, meine Unerfahrenheit. Ich verlobte mich heimlich mit Marie Keller, mußte aber, den Wünschen meines Vaters folgend, unmittelbar darauf auf zwei Jahre in's Ausland gehen, nach meiner Rückkehr hoffte ich die Geliebte mit oder gegen den Willen der Eltern heimzuführen

zu können. Wir wechselten fleißig Briefe, und anfangs entzückte mich der einfache, kindliche Sinn, der sich in jeder Zeile aussprach — langsam erst, allmählig lernte ich die Klust empfinden, die zwischen ihr und mir bestand. Was mir im persönlichen Verkehr als rührende Naivetät erschienen war, geschrieben, Satz an Satz gereiht, kam es mir bald kindisch, bald beschränkt vor; wenn der reine Adel ihres Herzens mich einst über all' die Lücken ihrer Bildung fortgetäuscht halte, so traten jene jetzt schärfer und immer schärfer hervor. Da begegnete ich Deiner Mutter, Elise, und vor dem stolzen Ideal edler Weiblichkeit mußte die kleine Blume erbleichen, die ich zu lieben gemeint hatte. Ich schrieb ihr nach schweren Kämpfen Alles und bat sie, mir mein Wort zurückzugeben. Marie antwortete mir nur: ‚Sei glücklich!‘ Dann habe ich lange, lange Jahre nichts von ihr gehört und an der Seite Deiner Mutter dachte ich ihrer kaum noch. Erst als dann die Zeit der Prüfungen kam, als Deine Mutter starb und Du selbst, ein sieches, kränkliches Kind, dem Vaterhause fern bleiben mußtest, überkam mich — nicht die Reue, das hieße freveln gegen die theure Gattin, die das höchste Glück meines Lebens geworden war — aber die Sorge um Marie und ihr ferneres Loos. Ich zog Erkundigungen ein und erfuhr, daß die Familie nach Südamerika ausgewandert sei, Weiteres vermochte ich nicht in Erfahrung zu bringen. Diese Erinnerung, Elise, lastete drückend auf meinem Herzen lange Jahre hindurch, mehr und mehr verschärfte sich das Bewußtsein, in ein holdes, jugendfrisches Menschenleben eingegriffen, es schwer verlegt zu haben — da führt

mir das Schicksal ihren Sohn in den Weg und er und meine Tochter lernen sich kennen und lieben! Mein Kind, ich bin ein alter Mann geworden und habe viel Freuden und Schmerzen in meinem Leben kennen gelernt, aber solche Bewegung hat mein Herz kaum je erfahren, als in der Stunde, da mir klar wurde, daß Euch vereinigen, das Glück ihres Sohnes im Glück meiner Tochter begründen, die Vergabung Mariens noch über den Tod hinaus erringen heißt!"

Elise brach in Thränen aus. Aber es waren nicht Thränen des Schmerzes, sondern Freudenperlen. Diese Stunde gab ihr nicht nur den Geliebten — sie hatte ihr auch das Herz des Vaters erschlossen.

7.

Die alte Frau, welcher Dolores aus dem Hotel gefolgt war, hatte ihre Rolle vortrefflich gespielt, und vor Allem, sie war von Fuerto auf das Beste instruirt. Es war eine artige Räubergeschichte, die sie dem jungen Mädchen vortrug.

„Ihr Bruder, Sennor Pedro, lebt,“ begann sie ohne Einleitung, nachdem es ihr gelungen war, vorgelassen zu werden, „aber er ist schwer verwundet, unfähig zu schreiben oder selbst zu kommen. Wir, mein Mann und ich, sind ehrliche Leute aus der Vorstadt St. Augustin und erfuhren erst heute Ihre Ankunft, obwohl wir uns nach dem Wunsch des Kranken täglich im Hafen erkundigen mußten. Ich eilte sofort, nachdem ich Ihre Wohnung in Erfahrung gebracht, zu Ihnen, schon in Sorge, daß Sennor Fuerto mir zuvorgekommen sei.“

Erst dieser Name rüttelte Dolores aus der Apathie

auf, in die der Schrecken sie gestürzt hatte. „Fuerto?“ stieß sie hervor. „Was ist's mit ihm?“

„Ja so, Sennorita, Sie wissen noch nicht? Er ist es ja, der den armen Herrn Bruder auf dem Gewissen hat. Seine Helfershelfer, so glaubt wenigstens der Sennor, der erst seit zwei Tagen wieder recht bei Besinnung ist, haben ihn überfallen und so arg zugerichtet, daß wir zuerst gar kein Leben mehr spürten, als Juan, mein Mann, ihn auf der Gasse fand. Zwei Dolchstiche in der Brust, einen in der Schulter, o, es war schrecklich anzuschauen! Und im Fieber hat er nur immer Ihren Namen — Dolores, nicht wahr? — geflüstert, und dann wieder dem Advokaten geflücht und von einer großen Erbschaft oder etwas Aehnlichem gesprochen.“

Die Angst um den Bruder raubte dem jungen Mädchen jede Besinnung, Fuerto hätte kaum nöthig gehabt, sie dadurch sicherer zu machen, daß er sich selbst als den Missethäter hinstellen ließ. In fliegender Eile warf sie die wenigen Worte an Fuchs auf das Papier und rief nach einem Wagen. Die Alte zögerte einen Augenblick, einzusteigen, dann gab sie dem Kutscher aber schnell eine Adresse an, die Dolores nicht verstand, und der Wagen rollte davon.

Das junge Mädchen achtete in ihrer Aufregung kaum der Straßen und Gassen, durch die der Fiaker in schnellem Tempo fuhr; sie lehnte apathisch in einer Ecke des Wagens und schreckte erst empor, als derselbe plötzlich vor einer schmalen Querstraße hielt.

„Sennorita müssen aussteigen,“ sagte die Alte, „unser Gäßchen ist zu eng, der Wagen kann nicht hindurch.“

Mechanisch gehorchte sie, mechanisch folgte sie der Begleiterin. Endlich machte diese vor einem schmutzigen Häuschen Halt. „Wir find zur Stelle, beliebten Excellenza nur einzutreten.“

Eine dumpfe, feuchte Luft drang Dolores entgegen und sie zögerte einen Moment, die Schwelle zu überschreiten.

„Sennor Pedro wartet,“ mahnte die Alte, faßte das Mädchen am Arm und schob sie durch die Thüre. Krachend schlug dieselbe hinter Beiden in's Schloß, gleichzeitig fiel Dolores eine dunkle Kappe über den Kopf, sie hörte noch, wie eine harte Mannesstimme lachend rief: „Bringst Du das Täubchen?“, dann verließen sie die Sinne und eine Ohnmacht umfing sie.

Als Dolores endlich erwachte, fühlte sie, daß sie in einem schnell dahinrollenden Wagen saß. Instinktiv griff sie nach dem Kopfe, der immer noch mit der Kappe verdeckt war, aber eine Stimme neben ihr, deren Klang sie schauern machte, sagte höhniisch: „Bemühen das stolze Fräulein sich nicht. Ich wartete nur die Rückkehr Ihrer Besinnung ab und will Ihr schönes Gesicht jetzt selbst von der häßlichen Hülle befreien.“

Unmittelbar darauf fiel das Tuch, Fuerto saß neben ihr in dem verschlossenen Wagen, dessen Vorhänge heruntergelassen waren.

„Schurke —“ brauste sie auf.

„Bitte, Sennorita, geniren Sie sich nicht. Wenn Ihre Ruhe zurückgekehrt ist, haben wir immer noch Zeit, unsere Angelegenheit zu besprechen.“

Dolores preßte krampfhaft die Hände ineinander, sie

erkämpfte sich mit Gewalt die Fassung zurück, denn sie fühlte, daß dies die einzige Chance ihrer Rettung war. Nach einer Weile begann der Advokat auf's Neue:

„So, schönste Sennorita, jetzt scheint es mir eher möglich, mit Ihnen vernünftig zu reden. Darf ich mich nach Ihrem werthen Befinden erkundigen? Meine braven Burschen haben hoffentlich die Pflichten der Galanterie nicht veräußert?“

„Wo ist mein Bruder?“ entgegnete sie kurz.

„In meiner Gewalt, oder sagen wir lieber unter meiner väterlichen Obhut, gleich Ihnen, Verehrteste. Von Ihnen aber wird es abhängen, wann er und Sie ihre Freiheit wiedererlangen. Der gute Pedro hat sich bereits sehr willfährig gezeigt, indem er mich mit allen nöthigen Vollmachten ausstattete, und ich hoffe von Ihrer Klugheit das Gleiche. Einige Unterschriften, und Sie haben nach kurzer Zeit, das heißt, sobald das Geld gezahlt ist, Ihre Freiheit zurück; bis dahin werde ich Sie allerdings ersuchen müssen, mein Gast zu sein. Ich wäre ja ein jammervoller Geschäftsmann, wenn ich mich mit lumpigen fünfundzwanzig Prozent begnügen wollte.“

„Und wenn ich mich weigere?“

„Sennorita, Sie würden mich untröstlich machen. Meine Burschen haben bisweilen eine Art und Weise, mit Damen umzugehen —“

Sie schauderte, aber sie fühlte, es galt vor Allem, Zeit zu gewinnen. „Sie sind Advokat, Sennor,“ sagte sie, „Sie müssen sich selbst sagen, daß Herr Fuchs diese Vollmachten als erzwungen nicht anerkennen, daß er sofort auf Sie

Verdacht werfen und alle Hebel in Bewegung setzen wird, mich zu befreien.“

Fuerto lächelte höhnisch. „Sicher wird der biedere Deutsche dies thun, aber Sie wissen, Sennorita, diese Deutschen haben so warme Herzen, und Herr Fuchs, wie mir gestern scheinen wollte, ganz besonders. Wenn er ahnt, daß Sie in meiner Gewalt sind und ein Wink von mir genügt — Sie verstehen mich, Madonna! — dann wird er weich werden und in Alles einwilligen, um diese holde kleine Hand aus der meinigen zu befreien.“

Schluchzend schlug Dolores die Hände vor das Gesicht, und die mühsam erkämpfte Fassung erstickte in einem Strom von Thränen.

Der Advokat ließ seine Taschenuhr repetiren. „Es ist fast Mittag,“ sagte er gemessen, „und ich muß noch heute nach Callao zurück, damit Ihr Freund nicht allzu früh Verdacht schöpft. Wir sind übrigens gleich am Ziel, und Sie haben kaum noch zehn Minuten Zeit, um mir Ihre Einwilligung zu erklären.“

„Nie — niemals!“

„Gut! Ich warte!“

Dann hielt der Wagen plötzlich still und Dolores fühlte auf's Neue die Kappe über ihrem Haupte. Sie hörte noch einmal die Stimme Fuerto's: „Gestatten Sie mir, mich Ihrer Huld zu empfehlen. In wenigen Tagen werde ich mir erlauben, Ihre Einwilligung in Empfang zu nehmen, bis dahin: auf Wiedersehen!“ Zwei kräftige Arme hoben sie aus dem Wagen, und als man sie endlich von der ihr fast den Athem raubenden Hülle befreite, befand sie sich

allein in einer kleinen einfach ausgestatteten Stube, deren vergitterte Fenster nach einem engen, schmalen Hof hinauszu-
gehen schienen. Die Aussicht versperrte eine hohe Garten-
mauer gänzlich.

Also eine Gefangene — die Gefangene des erbärmlich-
sten, gewissenlosesten Schurken! Dolores war eine ener-
gische Natur, der Schreck hatte sie wohl momentan über-
wältigen können, dauernd blieb er ihrer nicht Herr; sie
machte sich schnell ihre Lage klar, und all' ihr Sinnen
konzentrierte sich auf die Wiedererlangung ihrer Freiheit.

Aber es mischte sich in dieses Sinnen, angeregt viel-
leicht gerade durch Fuerto's freche Worte, unwillkürlich
der Gedanke an Fuchs. Was sie sich bisher nicht zu ge-
stehen gewagt hatte, daß das Maß ihrer Zuneigung für
ihn über das Gefühl der Freundschaft längst hinausging, daß
er sich ihre Liebe errungen habe, kam ihr jetzt plötzlich zum
Bewußtsein. Was kümmerte es sie, daß sein Haar grau
war? Blieb er ihr nicht doch das Ideal eines Mannes:
stolz und treu, willenskräftig und zuverlässig, bestimmt
und selbstbewußt in der Verfolgung seiner Ziele! Ihr
Herz pochte, als sie daran dachte, daß er jetzt für sie ein-
treten, mit rastloser Thätigkeit ihre Spur verfolgen würde!
Auf ihn baute, auf ihn allein vertraute sie. —

Fuchs hatte sich nach Empfang der Telegramme trotz der
späten Abendstunde sofort zu dem Hamburger Ministerresi-
denten begeben, der in der That ebenfalls bereits telegraphisch
von der Polizeibehörde der Hansestadt auf Vermittelung
Kastner's benachrichtigt war — es war nicht schwer, sich aus
den einzelnen, den beiden Herren jetzt zu Gebote stehenden

Details ein Gesamtbild der schurkischen Machinationen Fuerto's zu entwerfen, und es wurde Fuchs vor Allem zur Gewißheit, daß Dolores in eine Falle des Advokaten gerathen sei.

Wider Erwarten zeigte sich der Polizeidirektor der Stadt sehr gefügig, Sennor Fuerto erfreute sich augenscheinlich nicht des besten Renommée's.

„Daß die Sennora vom Hotel aus einen Wagen benutzte, kommt uns zu Statten,“ sagte der Beamte, nachdem er den Bericht angehört, „wir werden den Kutscher leicht wiederfinden, und durch ihn weitere Anhaltspunkte über den Verbleib der Dame erhalten können. Gegen Fuerto möchte ich nicht sofort vorgehen; wenn ein Verbrecher merkt, daß man ihm auf der Spur ist, wird er gar zu leicht unsichtbar — ich werde ihn aber auf Schritt und Tritt beobachten lassen.“

Der Hamburger schloß sich dem mit der Untersuchung betrauten Kriminalisten an und verfehlte nicht, den Eifer desselben durch reichliche Prämien anzuspornen. In der That wußte der Hotelportier die Nummer des Fiakers, welchen Dolores benutzt hatte, es gelang, des Kutschers noch in später Nachtstunde habhaft zu werden und durch seine Aussage wenigstens die Straße festzustellen, an welcher die Sennorita ausgestiegen war. Der Beamte schüttelte den Kopf — die Fährte führte in die ver-rufenste Gegend der Stadt. „Wir müssen sofort unsere Nachforschungen an Ort und Stelle fortsetzen,“ meinte er nach kurzem Ueberlegen, indem er dem Kutscher einen Wink gab, als Führer zu dienen. „Kommen Sie, mein Herr!“

Schweigend schritten sie durch die stille Nacht der Vorstadt zu. Endlich blieb der Kutscher stehen. „Hier war es, wo die Damen ausstiegen,“ sagte er bestimmt. „Dort in die Gasse gingen sie hinein.“

Der Kommissär blickte forschend um sich. „Und Du hast nicht bemerkt, in welches Haus sie eintraten?“ fragte er dann.

„Nein, Sennor, ich habe nicht darauf geachtet. Das Einzige, was ich sagen kann, ist, daß die Damen nicht weit gegangen sein können, denn ich hörte gerade als ich abfahren wollte, daß ihre Tritte verstummten. Sie wissen, wie sehr es in der engen Gasse schallt, Herr Kommissär.“

„Schön, mein Vester, vielleicht verschafft Dir schon diese Mittheilung eine kleine Belohnung, wenn sie uns nämlich etwas nützt. Kommen Sie, Sennor Fuchs, ich kenne hier in der Straße fast jedes Haus und beinahe alle ihre Bewohner, wir müssen Schritt für Schritt die elende Gasse auf ihre Verdächtigkeit prüfen.“

Sie waren kaum fünfzig Schritte die menschenleere, schmale Straße hinabgegangen, als der Polizist plötzlich stehen blieb und sich vor die Stirne schlug. „Bei Gott,“ sagte er dann, und ein Strahl hellen Triumphes glitt über seine energische Stirne, „daß ich nicht früher darauf kam. In diesem Hause dort“ — er deutete auf eine kleine, schlechtgehaltene Spelunke — „hat der Advokat seinen Raub untergebracht — dort oder nirgends!“

„Und weshalb, Sennor?“ stieß Fuchs freudig bewegt und doch voll Zweifel hervor.

„Das Haus wird von einem bei uns schlecht beleumun-

deten Ehepaar bewohnt, das erst vor zwei Monaten wegen Fehlerei vor Gericht stand und seine Freiheit nur der raffinierten Schlaueit Fuerto's verdankt. Er hat die Leute sicher vollkommen in der Hand, sie müssen thun, was er will, und sie sind zu jeder Schandthat fähig. Sie sind bewaffnet, Sennor?"

Der Hamburger bejahte. „Gut,“ fuhr Jener fort, „dann brauchen wir keine Unterstützung zu holen, was nur Zeit verlieren hieße.“

Er schritt rasch über die Straße und klopfte energisch an die Thüre des bezeichneten Hauses. Es vergingen einige Minuten, bis sich ein kleines Fensterchen oberhalb des Thores öffnete; ein schmaler Lichtstrahl fiel auf die Straße, und eine heifere Frauenstimme fragte nach dem Begehr.

„Im Namen des Gesetzes, öffnet sofort!“

Das Fenster wurde zugeschlagen, man hörte drinnen zwei Stimmen leise flüstern, dann drehte sich kreischend ein Schlüssel und die Thüre öffnete sich langsam. Ein alter Mann mit einer Laterne in der Hand stand im Korridor und fixirte die beiden späten Gäste scharf. Er erkannte augenscheinlich den Beamten sofort, trotz der Civilkleidung; einen Augenblick schien er zu erschrecken, aber er faßte sich. „Was wünschen Sie, Herr Kommissär?“ fragte er gedehnt, „Sie wissen, wir sind ehrliche Leute.“

Der Polizist trat schnell über die Schwelle, Fuchs und der Kutscher folgten. „Ruft Eure Frau, Capezzi, aber rührt Euch nicht von der Stelle,“ sagte er energisch und zeigte seinen Revolver. „Bei der geringsten verdächtigen Bewegung schieße ich Euch nieder.“

Bitternd gehorchte der Alte. Als aber auf seinen Ruf scheltend und zeternd aus dem Hintergrunde sein Weib hervortrat und der Strahl der Laterne auf ihr Gesicht fiel, zuckte der Kutscher plötzlich zusammen und stieß den Beamten leise an. „Sie ist's, Herr!“ stieß er hastig hervor.

Der Kommissär faßte sie scharf in's Auge. „Wo ist die Dame, die Ihr heute hiehergeloct habt,“ herrschte er die Alte an. „Wagt nicht zu leugnen, es ist Alles entdeckt und Ihr könnt Eure Strafe nur verschlimmern, wenn Ihr Umstände macht. Euer guter Freund, der Advokat Fuerto, ist bereits in unseren Händen, in dem Kutscher hier, der Euch vom Hotel Bolivar aus fuhr, steht der beste Zeuge gegen Euch auf. Heraus also mit der Sprache!“

Dem Weibe hatte augenscheinlich eine freche Lüge auf der Zunge gelegen, als sie aber Fuerto's Namen hörte und den Kutscher sah, suchte sie mit echter Verbrecherschlaueit der Sache sofort durch volle Nachgiebigkeit die beste Seite abzugewinnen.

„Wir sind unschuldig, Herr, ganz unschuldig,“ rief sie, und preßte mit Gewalt einige Thränen hervor. „Der Sennor Fuerto ist an Allem schuld, er hat —“

„Schweigt mit Eurem Geplärre! Wo die Dame ist, will ich wissen, alles Andere wird die Untersuchung feststellen.“

Die beiden Alten wechselten einen schnellen Blick des Einverständnisses. „Die Sennorita ist nur wenige Minuten hier im Hause gewesen, Fuerto hat die arme ohnmächtige Dame dann in einem Tragkorb sofort wieder abholen lassen.“

„Wohin ist sie gebracht worden? Zu Eurem eigenen Vortheil, und wenn Ihr wollt, daß ich für Euch ein gutes Wort einlege, besinnt Euch auf die geringste Kleinigkeit. Kanntet Ihr die Träger?“

„Herr Kommissär, damit Sie sehen, daß wir die Wahrheit sprechen: ich kannte einen von den beiden Leuten. Es war der Besitzer der Locanda an der Straße nach Bogado.“

Der Beamte wandte sich an Fuchs. „Ich glaube, die Leute sprechen in der That die Wahrheit, es ist ein feiges Gesindel, das seine Spießgesellen sofort preisgibt, wenn es dabei den geringsten Vortheil sieht. Ich werde die Leute verhaften und von der Wache Mannschaft herfenden, um das Haus selbst durchsuchen zu lassen, obwohl ich überzeugt bin, daß wir nichts finden.“

„Und Dolores . . . die Sennorita?“

Jener zuckte die Achseln. „Herr Fuchs, bedenken Sie, wir sind erst im Beginn unserer Fährte. Wenn ich aber meine persönliche Ansicht aussprechen soll, so geht dieselbe dahin, daß die Sennorita von dem geriebenen Advokaten aus der Stadt fortgeführt sein wird, es ist sehr leicht möglich, daß er sie in der Locanda des Pistori untergebracht hat, dessen die Leute soeben erwähnten, aber ich möchte Sie bitten, sich keine vorzeitigen Hoffnungen zu machen.“

„Wie weit ist jene Schenke von der Stadt entfernt?“

„Kaum eine Wegstunde!“

„Herr Kommissär, wenn es irgend möglich ist, lassen Sie uns sofort dorthin aufbrechen. Mir sagt eine Ahnung, daß es nicht vergeblich sein wird!“

Der Beamte wandte sich an den Kutscher. „Kannst Du in einer halben Stunde mit zwei Wagen vor der Polizeiwache sein?“

„Ja.“

„Nun, dann vorwärts!“ Er zog die Uhr heraus. „Es ist jetzt drei Uhr Nachts. Ehe der Morgen graut, Herr Fuchs, haben wir Gewißheit.“

Zwei Stunden später umzingelte eine kleine Schaar Polizisten das einsame Haus an der Straße nach Logabo, Fuchs selbst drang an ihrer Spitze ein, und der erschrockene Wirth gestand nach kurzem Widerstreben Alles zu. Den Revolver in der Hand zwang ihn der Hamburger, den Weg nach dem kleinen Gartenhaus zu zeigen, in dem Dolores gefangen gehalten wurde.

Knarrend drehte sich der Schlüssel im Schloß.

„Dolores!“

„Mein Freund — mein Retter!“

Und in der Erregung des Augenblickes warf sich das junge Mädchen an die Brust des treuen Mannes, der bebend vor seligem Empfinden erkannte, daß er das höchste Glück auf Erden, ein liebend Herz gewonnen hatte!

Das glückliche Paar blieb nur noch kurze Zeit in Peru, nur so lange, bis das gerichtliche Verfahren gegen Eugenio Fuerto eingeleitet war. Den schurkischen Advokaten erteilte sein langverdientes Schicksal. Er wurde zu vieljähriger Galeerenstrafe verurtheilt. Inzwischen hatte Dolores aus der für sie lagernden Depesche und den bald nachfolgenden Briefen ausführliche Nachrichten über das

Schicksal ihres Bruders erhalten, Pedro schrieb nicht nur selbst, er legte auch einen Brief seiner Braut bei, die in den Worten warmer Zärtlichkeit die schöne Schwägerin begrüßte.

Ein Jahr später finden wir alle unsere Freunde in Hamburg in der Villa auf Uhlenhorst vereinigt. Der Senator hat Fuchs als Compagnon aufgenommen und die Firma Ernst Peter Johansen & Comp. florirt unter ihrer gemeinsamen Leitung nach wie vor. Der alte Herr ist im Verkehr mit seinen Kindern, zu denen er auch Dolores und ihren Gatten rechnet, wieder jung geworden. Nur einen Schmerz verbarg er ihnen Allen: daß nämlich sein Schwiegerjohn Künstler und nicht Kaufmann war, konnte er nur schwer überwinden; selbst als Pedro Carana für sein erstes großes Gemälde, das jene Skizze ausführte, die er einst seiner Charitas gewidmet hatte, die goldene Medaille erhielt, hatte er kaum ein beifälliges Lächeln.

Als ihn dann aber Oppen, der treue Hausfreund, an die Wiege des ersten Enkelsohnes führen konnte, da leuchtete sein Auge auf.

„Elise, Pedro!“ rief er, „der Junge muß Kaufmann werden, wie unsere Ahnen! Was, Kinder, das verspricht Ihr mir?“

Und er hat es noch erlebt, daß er den Enkel selbst in die Geheimnisse des Hauptbuches einführen und jenes Conto Estrena erklären konnte, das so tief in die Schicksale des Hauses eingegriffen hatte.

Ein königlicher Sonderling.

Biographische Skizze

von

Klara Reichner.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Jahre 1682, am 27. Juni, als zu Stockholm im königlichen Schlosse ein Thronerbe zur Welt kam, dessen Geburt — so sagte man — von allerlei eigenthümlichen Vorzeichen begleitet wurde, bedeutungsvoll genug, um schon im Voraus die künftige Bestimmung des Knaben zum kriegerischen Helden darzuthun.

Dieser Prinz — der spätere König Karl XII. von Schweden — hatte als der älteste Sohn Karl's XI. und seiner Gemahlin Ulrike Eleonore von seinen königlichen Eltern die Hinneigung zu allerlei phantastischen Dingen geerbt, so daß er, was gar nicht so allgemein bekannt ist, einer der wunderlichsten Menschen wurde, die je eine Krone getragen haben.

Wenn man den Lebenslauf dieses originellen Königs verfolgt, so erscheint es fast, als sähe man einen mittelalterlichen Helden, voll romantischen, abenteuerlichen Ritterthums vor sich, verbunden mit einem Gemisch verständiger Nüchternheit, welche die wunderliche Zusammensetzung hervorbringen half, die ihn zum Sonderling stempelte.

Die Erziehung und erste Jugendzeit Karl's XII. verlief ähnlich wie die anderer Prinzen seiner Zeit. Er wurde streng religiös erzogen und behielt dadurch sein Leben lang theologische Neigungen; außerdem erlangte er eine allerdings etwas mangelhafte Kenntniß des Lateinischen, Französischen und seiner Muttersprache, welche er keineswegs in mustergiltigem und korrektem Styl zu schreiben wußte. Dagegen regte sich schon frühe in dem Knaben die Vorliebe für alles Heldenhafte und Abenteuerliche, ebenso wie für das soldatische Leben. Erst vier Jahre alt, wußte er bereits seinen Pony fest im Zügel zu halten, und mit zwölf Jahren erlegte er auf der Jagd den ersten Bären.

Kein Glück mag es für ihn gewesen sein, daß in einem Alter, wo im gewöhnlichen Leben noch die Zeit des Lernens ist, der königliche Knabe bereits zum Herrscher wurde, denn mit fünfzehn Jahren, als 1697 sein Vater starb, bestieg Karl XII., vom schwedischen Reichstag für mündig erklärt, Schwedens Thron.

Es war am 14. Dezember 1697, als die feierliche Krönung des jugendlichen Königs stattfand, und schon damals zeigte der fünfzehnjährige Monarch die Hinneigung zu einem gewissen Starrsinn und zu jenen Sonderbarkeiten, die ihn sein ganzes Leben lang nicht verließen, und die auch seinen Tod veranlaßten. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, nicht — wie es sonst in Schweden Sitte — „gekrönt“, sondern nur zum Könige „gesalbt“ zu werden, da das Herrschertum ihm schon durch die Geburt verliehen sei. So ritt er denn zur „Salbung“ in die Ritterholmkirche zu Stockholm auf seinem Fuchse, dessen Hufeisen

von Silber waren, und trug dabei die Krone bereits auf dem Kopfe.

Werfen wir bei dieser Gelegenheit gleich einen Blick auf die äußere Erscheinung des jugendlichen Königs.

Eigentlich schön an ihm waren nur die glänzenden blauen Augen, denn ein anderer Vorzug, seine ursprünglich sehr feine Gesichtsfarbe, war ihm schon in früher Jugend so unerwünscht, daß er nicht ruhte, als bis sein Antlitz gebräunter, das heißt nach seiner Meinung männlicher und soldatischer geworden war. Auch die Perrücke verschmähte er — dem herrschenden Zeitgebrauch entgegen — sehr bald, und zeigte sich fortan nur noch in seinem natürlichen, dunkelblonden Haar, das kurz geschoren und nach aufwärts gekämmt war. Sein Wuchs war schlank und schwächlich, womit die eigenthümliche Art, mit der er sich zu kleiden liebte, in starkem Mißverhältniß stand. Seine Tracht war stets von großer Einfachheit: sie bestand aus einem schlichten, militärischen Rock von blauer oder grüner Farbe, der keinen anderen Schmuck als Knöpfe von Kupfer hatte; dazu aber trug er mächtige Reiterstiefel mit übergroßen Sporen und ebenso unförmliche Ritterhandschuhe, sowie ein nicht minder kolossales Schwert an der Seite.

Auch seine Lebensweise war von ausgesuchter Einfachheit; es lag ebenfalls in seinem Gang zum Redenhaften, daß der junge Karl XII. Dünnbier und gerösteten Speck für seine Lieblingskost erklärte, daß er in kalten Nächten gern auf einem Heuboden statt in seinem Bette schlief, und sich zuweilen Nachts, nur mit einem Hemd bekleidet, auf den harten Fußboden seines Zimmers niederlegte.

Ebenso eigenthümlicher Art waren auch seine jugendlichen Heldenthaten. So vollführte er z. B. in Gemeinsamkeit mit seinem Schwager, dem Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorp, die tollkühnsten Streiche: wilde Ritte, rasende Wettfahrten, gefährliche Jagden, und diese tollen Streiche steigerten sich nicht selten bis zum unberechenbaren Uebermuth, indem nicht nur die Straßen der Hauptstadt bei Tag und Nacht der Schauplatz dafür, sowie für das Zerschlagen von Thüren und Fenstern oder Schildern waren, sondern indem auch die Säle des königlichen Schlosses gar häufig von dergleichen Kraftübungen widerhallten. So liebte es der jugendliche Schwedenkönig z. B. nach vollendetem Mahle sich Bewegung zu verschaffen durch das Zerschlagen von Kronleuchtern und Stühlen, sowie durch Pistolenschießen nach den Bildsäulen von Marmor, welche die Säle zierten.

Es wurde allgemein angenommen, daß es der herzogliche Schwager sei, der die tollkühnen Neigungen des jungen Königs in so absonderliche Bahnen lenkte, weil Schwedens Krone ein gar Lockendes Ziel für ihn selber wäre, man nannte deshalb diese oft geradezu lebensgefährlichen Kraftleistungen: „Die gottorpiſchen Raſereien,“ und allerdings erscheint es sonderbar genug, wenn ein Landesfürst z. B. mit seinem Roß einen losen Bretterhaufen hinansprengt, oder auf einem wilden Hirsch reitet. So geschah es auch auf Anstiften des Herzogs von Gottorp, daß der junge Schwedenkönig sich etliche Tage hindurch damit beschäftigte, in einem Saal der königlichen Residenz seine Kraftleistungen zu üben und zu erproben, indem er

mit einem einzigen gewaltigen Säbelhieb Ziegen, Schafe und Kälber enthauptete und deren Köpfe dann durch die Scheiben der Fenster hinaus auf die Straße warf.

Diese „Kraftübungen“, von deren Ausführung er nur selten abzubringen war, bildeten die ersten Lieblingsbeschäftigungen des jungen Monarchen, mit welchen er den größten Theil des Tages ausfüllte; außerdem nahmen Jagd und militärische Dinge seine Zeit in Anspruch, sowie das Studium seines Lieblingsbuches, eines alten Ritterromanes, betitelt: „Gideon von Maribrandar.“ Es war dies ein Foliant von über hundert gedruckten Bogen, dessen Held Gideon dem jugendlichen Karl als ein Vorbild aller wünschenswerthen Tugenden erschien.

Dagegen pflegte er die eigentlichen Staatsgeschäfte möglichst schnell in seinem Schlafgemach mit den Ministern zu erledigen, so sehr beschäftigten ihn seine Lieblingsneigungen. Von denselben war der Verkehr mit Frauen gänzlich ausgeschlossen, denn für zärtliche Empfindungen hatte König Karl weder Lust noch Zeit, und so hat er sich denn sein ganzes Leben um die Frauen nie gekümmert und sich nie zu einer Heirath bewegen lassen. So blieben auch die Anstrengungen einer damals weltberühmten Schönen, ihn zu bekehren, erfolglos. Es war dies die Favoritin des Königs von Sachsen und von Polen, August des Starken, die als unwiderstehlich geltende Aurora v. Königsmark, welche von dem Letzteren zu Neujahr 1702 in diplomatischer Mission in's schwedische Hauptquartier entsendet wurde, um Karl XII. günstiger zu stimmen. Umsonst aber wendete sie alle diplomatische Feinheit an,

umsonst besang sie ihn und seine Heldenthaten in wohlgesetzten Versen und schönen Liedern — er ließ sie einfach gar nicht vor sich und wich ihr beharrlich aus. Ebenso waren einige Jahre später, 1706 in Leipzig, ihre Anstrengungen, ihn zu ihren Gunsten umzustimmen, vergeblich, er blieb dabei, ihr seine Mißachtung zu zeigen.

Diese mehrmaligen Versuche der Gräfin Aurora v Königsmark, sich ihm zu nähern, fallen in eine Zeit, in welcher Karl XII. schon begonnen hatte, seine welthistorisch Rolle zu spielen. Die Regierung eines Jünglings schien den Nachbarstaaten dazu geeignet, um unter allerlei verschiedenen Vorwänden Schweden an seinem Gebiet zu schädigen; da aber zeigte ihnen der junge König, daß mit ihm nicht zu spaßen sei, trotzdem er während der bis dahin verfloßenen wenigen Jahre seiner Regierungszeit das, was sein Vater zusammengespart, für seine tollen Streiche aufgebraucht hatte. Aus dem romantischen Knaben entpuppte sich zum Schrecken seiner Gegner plötzlich eine Heldengestalt.

Allerdings hat er sich in dem großen „nordischen Kriege“ (1700 bis 1711), welchen er gegen die verbündeten Russen, Dänen und Polen führte, mehr als tapferer und abgehärteter Soldat, denn als großer Staatsmann oder Feldherr bewiesen, und durch diesen Krieg über Schweden viele Leiden heraufbeschworen; denn seiner Siegeszeit, die nur von kurzer Dauer war, folgten lange Jahre des Unglücks.

Es ist hier nicht unsere Absicht, den in der Geschichte verzeichneten Kriegszügen Karl's XII. Schritt für Schritt

zu folgen, sondern vielmehr nur den Lebenslauf desselben im Großen und Ganzen zu überblicken.

Als der jugendliche Schwedenkönig im Jahre 1700 in der Schlacht bei Narwa mit etwa 8000 Schweden an 50,000 Russen schlug, da mag er sich freilich für unbesiegbar gehalten haben; er meinte die Russen verachten zu dürfen und unterschätzte ihren großen Zaren Peter I. „Es sei gar kein Vergnügen, mit ihnen sich zu schlagen,“ äußerte er, „weil sie nicht Stand hielten, sondern davonliefen wie die Hasen.“

Ueberhaupt bewies König Karl während seiner gesammten Kriegsführung ein Gemisch von menschlich-ritterlicher Großmuth, von heldenkühner Tapferkeit und wunderlicher Abenteuerlichkeit, wie vielleicht kein anderer Herrscher vor oder nach ihm, und zahlreich sind infolge dessen die Anekdoten, die über ihn erzählt werden.

„Was ist das für ein Sausen in der Luft?“ soll Karl XII. vor Beginn des ersten Kampfes, dem er beiwohnte, einen alten Soldaten gefragt haben, und als dieser erwiderte: „Das Pfeifen der Kugeln, Majestät!“ sagte der König: „Wohl, das soll künftig meine Leibmusik sein.“

Thatsache ist, daß er, mit tollkühner Verachtung aller persönlichen Gefahr, Wunder von Tapferkeit verrichtete, wenn er, den Degen in einer Hand, eine Pistole in der anderen, seinen Schweden voranstürmte mit dem Rufe: „Frisch drauf los, Ihr blauen Burschen!“

Seine in Schweinsleder gebundene Bibel pflegte ihn bei allen seinen Zügen zu begleiten, und als später das

Unglück über ihn hereingebrochen war, schrieb er in sein Notizbuch den Vers:

„Was jaget Ihr doch
Gott und Ich leben ja noch!“

womit er im Geiste sein hart bedrängtes Volk trösten wollte.

Von der großen Einfachheit und Anspruchslosigkeit des Königs wird folgende Geschichte erzählt. Es war im Jahre 1708, also noch bevor die Schlacht bei Pultawa (1709) seine Unglücksperiode eröffnete, als während seines russischen Zuges unterwegs auf polnischem Gebiete in einem dortigen Hause für ihn Quartier angefragt wurde. Während die ganze Familie mit allen möglichen Zurüstungen für den königlichen Gast auf's Eifrigste beschäftigt war, erschienen in der Mittagsstunde plötzlich zwei Offiziere mit einem Soldaten, die man für des Königs Adjutanten hielt und deren ärmliches Aussehen man auffallend fand. Nachdem der Hausmeister sie im Vorsaal empfangen hatte, fragten sie nach dem Herrn des Hauses, und der Jüngere der beiden Offiziere richtete sehr höflich in deutscher Sprache an denselben die Anfrage, ob die Zimmer für den König in Bereitschaft seien. Darauf erklärte der Hausherr, daß sein ganzes Haus dem König zur Verfügung stehe, worauf der noch sehr jugendlich aussehende Offizier erwiderte, daß dem König ein Zimmer genüge, daß er aber außerdem um noch zwei weitere Gemächer für die Kanzlei und Adjutantur bitten würde. Der Quartiergeber ersuchte, ganz nach Belieben verfahren zu wollen, und fragte dann, wann wohl der König eintreffen würde, damit die ganze

Familie ihn entsprechend empfangen könne. „Sie haben ihn bereits empfangen — ich bin der König!“ erwiderte der jugendliche Offizier in der ärmlichen Kleidung. Und in derselben Weise fuhr er fort, drei Tage hindurch, in dem Hause seiner Wirthin sich zu bewegen, sehr genügsam und dankbar für Alles. Er, der „Eisentopf“, zeigte sich äußerst sanft und fügsam, speisete am allgemeinen Familientische mit und war die Freundlichkeit und Anspruchslosigkeit selber.

Auch zu jener Zeit soll seine äußere Erscheinung eine mehr sonderbare, als schöne gewesen sein: auf dem ziemlich hoch und schwächlich gewachsenen Körper ein verhältnißmäßig kleines, poekennarbiges Gesicht, aus welchem die blauen Augen lebhaft funkelten. Die Uniform blau mit gelbem Futter und rothem Kragen, die Stiefel übermäßig groß, ebenso die Sporen daran, wie das Schwert und die Lederhandschuhe.

Mit der Schlacht bei Pultawa im Jahre 1709 war Karl's Schicksal für die Zukunft entschieden; sein Heer war vollständig vernichtet, er selbst entging mit Mühe durch die Flucht der Gefangenschaft. Zar Peter der Große von Rußland triumphirte als Sieger, und der „nordische Alexander“, wie man Karl XII. in Folge seiner ersten glänzenden Erfolge getauft hatte, mußte mit einigen hundert Reitern über den Dnieper bis nach Bender in türkisches Gebiet entfliehen.

Sein mehr als fünfjähriger Aufenthalt bei den Türken, fern von seinem Lande und Throne, gehört mit zu den abenteuerlichsten Episoden im Leben des königlichen Son-

berlings. Immerfort bemüht, seine Gastfreunde zum Kriege gegen Rußland zu bewegen, machte er ihnen mit seinem nach Hunderten zählenden Gefolge durch seine Sonderbarkeiten und durch die nicht geringen Kosten, die sein Aufenthalt verursachte, genug zu schaffen, und nur die große Ehrfurcht der Mohammedaner vor dem „Eisenkopf“, wie sie Karl XII. nannten, vermochte diese, dem unbequemen und kostspieligen Gaste so lange Schutz und Unterkunft zu gewähren.

Der inzwischen Seitens der Türken erfochtene Sieg über die Russen am Pruth im Jahre 1711 hätte dem Zaren Peter und seinem ganzen Heere zum Verderben gereicht, wenn nicht der türkische Oberfeldherr durch Bestechung zum Abschluß eines Vertrages mit dem Zaren veranlaßt worden wäre, worauf im nächsten Jahre der fest abgeschlossene Friede mit Rußland folgte, dessen Feind die Türken nun nicht länger beherbergen konnten.

Den Schwedenkönig zu entfernen, war aber nicht so leicht, wie der Sultan sich dachte. Karl hatte kein Reise-geld, sondern sogar Schulden, und das Ende vom Liede war, daß zu Anfang des Jahres 1713 ernstliche Anstalten getroffen werden mußten, um den nordischen König gewaltsam zu vertreiben, der sich in seinem Hause zu Warniza bei Bender mit seinen 700 Schweden stark verbarrikadirt hatte.

Ueber 15,000 Türken mit 14 Geschützen schritten nun zum förmlichen Angriff. „Sie sollen nur kommen,“ hatte der ‚Eisenkopf‘ gesagt. „Ich fürchte mich nicht, und werde Gewalt mit Gewalt vertreiben!“ Ebenso unzugänglich

blieb er gegenüber allen Versuchen für Unterhandlungen behufs eines gütlichen Ausgleichs. „Jetzt ist nicht Zeit zum Schwäzen, sondern zum Fechten!“ rief er. „Wenn die Kerle sich nicht fortmachen, lasse ich ihnen die Bärte abfengen!“

Somit blieb den Muselmännern nichts Anderes übrig, als den Löwen aus seiner Höhle zu verjagen, das heißt, sie fingen ihn mit List und Gewalt, und führten den verwundeten „Eisentopf“ nach einem türkischen Lustschloß als Gefangenen. Dort legte sich Karl 43 Wochen, ohne krank zu sein, freiwillig in's Bett, und stand erst wieder auf, als aus Schweden äußerst beunruhigende Nachrichten einliefen.

Diesem sonderbaren Krankenlager folgte nun sein berühmter Ritt vom Jahre 1714. In 21 Tagen kehrte er zu Pferde auf dem Umwege durch Ungarn und Deutschland nach dem schwedischen Gebiete zurück, um Stralsund zu vertheidigen, das von einem dänisch-sächsisch-preußisch-russischen Heere belagert war; obwohl aber Karl wahre Wunder von persönlicher Tapferkeit verrichtete, mußte er doch die Festung schließlich übergeben.

Der Plan, mit dem Zaren Peter dem Großen, seinem schlimmsten Feinde, sich auszusöhnen, kam nicht zur Ausführung, denn den tollkühnen Karl ereilte ein plötzlicher Tod in den Laufgräben vor der Festung Frederikshald, auf seinem Eroberungszuge gegen Norwegens Hauptstadt Christiania. Man hat mehrfach angenommen, daß die Kugel, die ihn sofort tödtete, nicht von Feindes Seite, sondern von einer meuchelmörderischen Hand gekommen sei, doch

haben neuere Forschungen die völlige Unhaltbarkeit jenes Gerüchtes überzeugend nachgewiesen. Jedenfalls aber war sein Tod die Folge von Karl's eigener Tollkühnheit, die keiner Warnung achten wollte.

Es war ein finsterner Dezemberabend (11. Dezember 1718), und die belagerten Feinde suchten durch brennende Pechkränze und durch Leuchtkugeln die Dunkelheit zu lichten, um mit größerer Sicherheit das Feuer ihrer tödtlichen Geschosse auf die Belagerer und deren Arbeiten richten zu können. Und gerade in diese Gefahr hinein begab sich der Schwedenkönig nach seiner Art und Neigung. Während des heftigsten Feuers stieg er in einen Laufgraben, legte seine Arme ruhig auf dessen Brüstung und sah nach der Festung hin, hell beleuchtet und bis zur Brust freistehend. Vergebens warnte ihn einer seiner Offiziere vor der Gefahr, er blieb. Da traf ihn — es war gegen 9 Uhr — eine Kugel in den Kopf, die ihn sofort zur Leiche machte.

In einem Sarkophag von schwarzem Marmor ruht der vielbesungene, aber auch vielfach getadelte Heldenkönig in der Ritterholmkirche zu Stockholm nun seit mehr als anderthalb Jahrhunderten von seinen kriegerischen Thaten und wunderlichen Fahrten aus, in derselben Kirche, in der er einst zum König gesalbt worden war, er, der trotz seiner kurzen Lebens- und Regierungszeit doch zu den sonderbarsten Menschen gezählt werden darf, die jemals eine Krone trugen.

Die menschlichen Glieder und die Werkzeuge.

Beiträge zur Kenntniß der Entwicklung
menschlicher Kultur.

Von

Gottfried Pfeuffer.

(Nachdruck verboten.)

Der Ausspruch des Protagoras, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei, gehört zu jenen Worten, die als der Ausdruck einer erkannten Wahrheit im Mittelpunkt der sich immer erweiternden Erfahrungen bleiben, von denselben aus verschiedenen Richtungen beleuchtet werden und sich als Ausgangs- und Zielpunkte der Betrachtung sehr fruchtbar erweisen. Das Wort des Protagoras beschränkte sich ursprünglich bloß auf das Gebiet des Intellektes. Soweit der Mensch etwas zu ermessen im Stande ist, besagt der Ausspruch, findet er sich als den Maßstab der Dinge vor; wir benutzen stets uns selbst, unser Subjekt als Ausgangspunkt bei Beurtheilung der uns umgebenden Welt. Unser Urtheil ist danach subjektiv oder persönlich, oder, da wir Alle Menschen sind, menschlich gefärbt, und diese Färbung geht durch unseren ganzen geistigen Besitzstand, der sich nach ihr sondert und aufbaut. Wir sehen nur, soweit es die Organisation unseres Auges zuläßt, wir hören nach Maßgabe unserer Gehörvorrichtung, wir fühlen

und schmecken auf Grund unserer Nerven, wir gehen, wie der Bau unserer Füße uns zwingt, und wir greifen, wie die Gestalt unserer Hand es vorschreibt. Wir können also wohl sagen, der Leib und dessen thätige Glieder sind das Maß unserer Thätigkeit.

Dies gilt zwar von allen anderen Lebewesen gleichfalls, aber vom Menschen in einem ganz besonderen Grade; denn der Mensch übt seine Thätigkeit nicht bloß durch seine Glieder aus, sondern zum Unterschiede von den Thieren mit Hilfe von Werkzeugen und Apparaten. Benjamin Franklin hat den Menschen darum ein Werkzeuge verfertigendes Wesen („a tool-making animal“) genannt. Werkzeuge setzen die Thätigkeit des Menschen fort, sie steigern, sie vervollkommen dieselbe. Sie müssen demzufolge den Gliedern, welche sie gebrauchen, in der Art vollständig angepaßt sein, daß sie Wirkungen und Bewegungen auf gleiche Weise ausüben können, wie die Glieder selbst. Dies ist nun in der That der Fall, und die Gleichheit zwischen Gliedern und Werkzeugen geht so weit, daß wir in den letzteren das getreue Abbild der ersteren zu erkennen im Stande sind. Man hat solche in Nachbildung von Gliedern auftretende Werkzeuge des Menschen die Projektion der Glieder genannt, und durch Ernst Kapp, welcher sich um die Beleuchtung dieser Verhältnisse besonderes Verdienst erworben hat, ist der Name der „Organ-Projektion“ in die Wissenschaft eingeführt worden, zumal in Beziehung auf noch weitergehende Verhältnisse, von welchen später die Rede sein wird.

Beobachten wir zunächst einmal das geschäftige Spiel

der Kinder, wie sie ohne jegliches Werkzeug mancherlei Gestalten formen, so daß der Finger zum Bohrer, die geballte Faust zum Hammer, die hohle Hand zum Löffel oder zur Schale, die scharfen Zahnreihen zur Scheere oder zur Zange, der Mund in Verbindung mit der Zunge zur Spritze u. s. w. werden, so können wir uns eine ungefähre Vorstellung davon machen, wie sich die Menschheit in dem Urzustande ihrer Entwicklung, in ihrer frühesten Jugendzeit beholfen haben mag. Während aber das Thier die Thätigkeit seiner Glieder nur zum Zwecke seiner Erhaltung ausbildete, schuf sich der Mensch Werkzeuge und Apparate, welche theils eine Beschleunigung, theils eine Verfeinerung seiner Arbeit ermöglichten. Die ihm von der Natur gegebenen Werkzeuge und Organe mußten ihm ganz natürlich auch den besten Fingerzeig geben, wie die größte Zweckmäßigkeit an den künstlich erzeugten Werkzeugen zu erzielen sei. Die Werkzeuge sind daher zunächst keine eigentliche Erfindung, sondern eine Nachahmung, welche infolge des täglichen Gebrauches der Gliedmaßen und der Einsicht von der Unzulänglichkeit derselben mit einer gewissen Nothwendigkeit schon frühzeitig eintreten mußte.

Betrachten wir zur Erläuterung des Gesagten einige einfache Werkzeuge, vor Allem die Handwerkzeuge. Sie müssen sich als ein Abbild des thätigen Gliedtheiles ergeben. Der Hammer in seiner heutigen vollkommenen Gestalt ist eine sehr deutliche Projektion der geballten Faust, der Stiel eine solche des gestreckten und geschwungenen Armes. Bezeichnenderweise hat sich ja noch in der Bergmannssprache der Name „Fäustel“ für den Hammer der

Bergleute erhalten. Die alte gute Elle, von der sich unsere Hausfrauen so schwer trennen können, obwohl das internationale Meter sie gesehlich aus dem Handelsverkehr verdrängt haben sollte, hatte ihren Namen von der äußeren der beiden Knochenröhren, welche den Unterarm bilden, weil dieser das ursprüngliche und auch jetzt noch oft gehandhabte Längenmaß war und ist. Unsere schneidenden Werkzeuge, die Messer, sind eine Projektion der scharfen Nägel. Der Griffel bildet den ritzen und der Meißel den absprengebend benützten oder sich einfurchenden Fingernagel. Der Bohrer ist dem Finger, welcher in dem Nagel einen schneidenden Abschluß besitzt, nachgebildet. Auch die Zähne werden abgebildet, als schneidend besonders in der Scheere, als sägend in der Feile und Säge. Das Doppelgebiß von Ober- und Unterkiefer (wie auch die greifende Hand) tritt auf in dem Schraubstock, der bekanntlich auch einen beweglichen und einen unbeweglichen Backen hat, und in dem Kopfe der Reißzange. Die Zange stellt ferner auch die greifenden und festhaltenden Finger dar, gleichwie der Rammstock das Bein mit dem kräftig auftretenden Fuße.

Doch kann selbstverständlich von einer bewußten Nachahmung der Glieder in allen diesen Fällen nicht die Rede sein. Die Werkzeuge sind eben nicht erfunden, sondern gefunden worden.

Ein Stein mag das erste Werkzeug gewesen sein. Da sich diejenigen Steine, welche die handlichsten waren, d. h. eben der Form der Hand sich am besten anpaßten, auch am besten zu verwenden waren, so wurden diese am meisten benützt und in der Folge in der verwendbaren Gestalt nach-

geahmt. Wie ein Stein das erste Werkzeug, so mochte ein abgebrochener Ast, eine Stange u. dergl. die erste Waffe gewesen sein. Die verschiedenen Waffen zu Hieb und Stoß, ja selbst die Schießwaffen bilden vor allen Dingen die am meisten gebrauchte natürliche Waffe, den Arm mit der geballten Faust, ab, indem jene die Wucht des Armes erhöhten, diese seine Kraftwirkung auf größere Entfernung hin möglich machten. Denn was ist der Stein in der Schleuder, der Pfeil auf dem Bogen, der Spieß, selbst die Kugel aus dem Gewehre anderes, als der weiter fortgesetzte Stoß der an der Spitze des gestreckten Armes befindlichen Faust?

Die menschlichen Werkzeuge sind also im Allgemeinen nur als Ergänzungen und Vervollkommnungen unserer Glieder zu betrachten. In Berücksichtigung der Thatsache, daß die alten Ägypter den zu kultivirenden Erdboden durch Aufstemmen der Ferse loderten, kann man den Pflug als eine Nachahmung des menschlichen Fußes ansehen, eine Annahme, die auch durch linguistische Studien bestätigt wird, da das altgermanische Wort „geran“, woraus unser „Schar“ (noch erhalten in Pflugchar) entstanden ist, Fuß bedeutet. Außer dem Fuße haben übrigens in den ältesten Zeiten noch andere Hilfsmittel, so vor Allem spitze Steine, Hörner von Thieren, dünne Röhrenknochen, Thierzähne, scharfzantige Muscheln, Klauen und Schnäbel von Vögeln u. dgl. m. zur Bearbeitung des Bodens gedient.

Ein Instrument, welches kaum weniger alt ist als der Pflug, vielleicht wohl gar demselben voranging, ist die Hacke, mit der, sobald sie die erforderliche Größe und Schwere hatte,

leicht Ackerfurchen hergestellt werden konnten, und die in vielen Fällen ebensowohl als Waffe wie als Ackerbau-Instrument benützt wurde. Für das hohe Alter dieser Geräthschaft spricht unter Anderem auch der Umstand, daß Abbildungen derselben auf alt-etruskischen Vasen gefunden wurden. Der Pflug bildet die Brücke, über welche die Menschheit aus der Barbarei zur Stufe höherer Gesittung schritt. Seine Behandlung übte auf die Völker einen erziehenden Einfluß; war er doch die Friedenswaffe, welche den Acker besiegte und der Erde den Segen der Feldfrüchte abgewann. Die Entstehung und Ausbildung des Pfluges gründete sich auf die Bemerkung der Ackerbauer, daß das Wachsthum der Pflanzen weit größer ist, wenn der Boden bearbeitet wird. Die erste Veranlassung, welche aus dieser Beobachtung hervorging, war die Umwühlung des Ackerbodens mit einem zugerichteten Pfahle, dem man später noch einen zweiten beifügte, wie man dies noch gegenwärtig bei den Indianern Südamerika's findet. Im Laufe der Zeit verbesserte man dies rohe Ackerinstrument dahin, daß man an seiner Stelle einen Baumzweig nahm, der in der Form einer Haue gewachsen war. Später ward diese Hae von einer steinernen oder knöchernen Keilhaue verdrängt. Nach und nach lernte man einsehen, daß durch Anwendung eines breiteren und platteren Ackergeräthes die Bearbeitung des Feldes besser und schneller von statten gehen müsse. Diese Einsicht veranlaßte die Erfindung des Spatens, der aus der Hae und Keilhaue konstruirt wurde, und dessen unteren Theil man mit einer halbmondförmigen eisernen Platte versah, wie sie noch jetzt bei den Negern

in Guinea gefunden wird. Hatten bisher die Menschen diese Ackergeräthe selbst in Bewegung gesetzt, so fing man nun an, sich dazu der Pferde und Ochsen zu bedienen, was jedoch eine veränderte Konstruktion des Pfluges nothwendig machte. Diese bestand zunächst darin, daß man ihn aus einem gekrümmten Baumaste verfertigte; erst lange Zeit darauf versah man ihn mit Handhaben. Dieses Pfluges, der eine Keilhaue darstellt, an welcher man eine Handhabe mit einem pflugbaumartigen Verlängerungsstücke angebracht hatte, bedienten sich außer den Römern auch die Araber, Perser und Egypter; auch die spanischen Pflüge waren fast ebenso geformt, nur hatten sie eine rückwärts gebogene Handhabe. Noch gegenwärtig findet man Pflüge in solcher ursprünglichen Einfachheit in Italien, besonders in der Gegend von Pästum und Rom. Die chinesischen Pflüge verrathen deutlich, daß sie aus dem Spaten hervorgegangen sind, und auch Plinius erzählt, daß die alten Gallier, welche die Gegend von Verona bewohnten, sich eines Pfluges bedienten, welcher die Form eines Grabscheites gehabt habe. In sehr einfacher Weise läßt sich ferner aus der primitivsten Anwendung des Keiles eine Reihe der wichtigsten Werkzeuge entwickeln, die Schneidewerkzeuge, der Hobel u. s. w. Selbstverständlich ist die Erfindung aller dieser Werkzeuge nicht mit einem Male gemacht worden, sondern hat der verschiedensten Anregungen bedurft. Unter allen Umständen aber bleiben die vorerwähnten Werkzeuge die Grundlage der gesammten maschinellen Technik, welche Fortschritte und Formen der Maschinenbau auch immer annehmen möge.

Auch die Geräthe, welche wir im Dienste der Selbst-erhaltung am meisten und zu allernachst gebrauchen, sind eine Abbildung oder Projektion der menschlichen Glieder. Die hohle Hand wird ergänzt und vervollkommnet zuerst durch eine Fruchtschale, einen hohlen Kürbis oder dergleichen, woraus später die künstliche Schale hervorgeht. Löffel, Becher, Krug, Schüffel und alle anderen Hohlgefae entwiceln sich aus ihr und ergänzen und vervollkommen nach und nach die hohle Hand. Mit den Geräthen ist das eigentliche Gebiet des Werkzeuges allerdings schon verlassen. Lazarus Geiger hat den interessanten Thatbestand aufgedeckt, daß die Sprache selbst eine Unterscheidung zwischen Werkzeug und Gerath durchführt, indem das Erstere von der Ausübung der Thätigkeit benannt ist, also Messer etwa als das Schneidende, mithin aktiv aufgefaßt erscheint, während das Gerath von der an ihm vollzogenen Thätigkeit, mithin passiv benannt ist; z. B. besagt Schlauch so viel als abgezogene Haut. Diese sehr wohl begründete Unterscheidung darf aber hier darum außer Acht gelassen werden, weil die Projektion sich nicht bloß auf Werkzeuge erstreckt, sondern auch auf Geräthe und Apparate, weil nicht nur die Glieder, sondern auch die Organe in äußeren Abbildern vertreten sind. Darum spricht man auch von einer Organ-Projektion.

Bisher war von den Extremitäten des menschlichen Körpers als Vorbildern von Werkzeugen und Geräthen die Rede. Ebenso deutlich tritt nun die Organ-Projektion bei den Sinneswerkzeugen oder Organen zu Tage. Neben den die unmittelbar materielle Arbeit verrichtenden Gliedmaßen

haben auch die dem Psychischen mehr zugewandten und zwischen der äußeren Welt und dem Innenleben des Menschen vermittelnden Organe ihre Abbildung und Ergänzung gefunden. Im Laufe einer wunderbar fortschreitenden Entwicklung ist die Hand zu einem Werkzeuge geworden, das zu dem ausgebehntesten und mannigfaltigsten aktiven und rezeptiven Verkehre mit der Außenwelt dient und das wir als den eigentlichen Vollstrebungsbeamten des so hoch entwickelten menschlichen Gehirns betrachten können. Die Hand ist es, die thatsächlich den Menschen auf seine so hohe Machtstufe erhebt durch ihre beiden Eigenschaften als mechanisches Werkzeug und als Sinnesorgan. Die Hand dient aber auch dazu, das Auge beim Sehen und das Ohr beim Hören zu unterstützen, beziehungsweise zu verstärken. Der Harthörige legt die gewölbte Hand an's Ohr, um den Schall so besser aufzufangen; sie vertritt also hier die Stelle eines Hörrohrs. Wie einen schützenden Schirm halten wir sie oft über die Augen, um entweder ein störendes, blendendes Licht abzuhalten, oder um besser und schärfer sehen zu können. Die Hand besorgt die einfachste Projektion; beschattend vor das Auge gelegt, ist sie eine Fortsetzung der natürlicher Beschattungsvorrichtungen des Auges selbst, der Augenbrauen und Wimpern. Die Hand wird zum einfachen Fernrohre ohne Glas, wenn wir sie ringförmig krümmen; auf diese Weise betrachten wir noch heute Bilder in Gemäldegallerien, die uns so schärfer erscheinen, als mit bloßem Auge betrachtet. Babylonier, Egyptianer und Griechen, welche Gestirne mit freiem Auge beobachteten und deren Entfernungen berechneten, bedienten sich schon frühe, hiemit



die Hand fortsetzend, langer Röhren, der ersten Fernrohre ohne Gläser. Doch kannte schon Seneca die vergrößernde Eigenschaft der mit Wasser angefüllten Glaskugeln; auch die feinen Arbeiten alter griechischer Steinschneider lassen die Beihilfe von vergrößernden Gläsern vermuthen. Der Araber Alhazen um die Mitte des 11. Jahrhunderts war wohl der Erste, welcher eigentliche Linsen aus Kugelsegmenten als Vergrößerungsgläser anwendete; aber sie wurden auf die Gegenstände selbst, z. B. die Buchstaben der Schrift, gelegt. Das 13. Jahrhundert brachte mit der Kunst, Brillengläser zu schleifen, auch die Vervollkommnung der schon früher bekannten Linsen, und ermöglichte dadurch die Herstellung der Mikroskope und Teleskope. Und was ist der wesentliche Theil dieser Instrumente, die Linse, anderes, als ein Abbild der Linse im Auge? Das Auge selbst ist eine camera obscura; der daguerreotypische Prozeß gibt eine vollkommene Projektion des Sehorgans.

Einen ganz analogen Fall bietet das Gehörorgan dar. Die künstlichen Hörwerkzeuge, z. B. das Hörrohr, das Stethoskop, sind eine Nachbildung des äußeren Gehörganges. Man war lange im Besitze des Monochords und des Klaviers, ehe es bekannt wurde, daß dieselben in ihrer Besaitung ihr Vorbild im Ohre haben, welches in dem Corti'schen Organe ein gleiches Instrument besitzt. Der Marchese Corti hat nämlich in der Ohrschnecke ein mikroskopisches Gebilde entdeckt, welches aus etlichen Tausenden Fasern oder Stäbchen von ungleicher Länge und Spannung besteht. Nach den Untersuchungen von Helmholtz bildet es eine Art regelmäßig abgestufter Besaitung, wie wir eine

solche an der Harfe und am Klavier kennen. Die 3000 auf verschiedene Töne abgestimmten Corti'schen Stäbchen entsprechen den Klavierfäden, und es ist jedes solcher Stäbchen mit akustischen Nerven verknüpft, welche jedesmal einen bestimmten einfachen Ton empfinden, sobald das betreffende Stäbchen in Schwingungen versetzt wird. Hier kann allerdings von irgend welcher Nachbildung nicht die Rede sein, da der Marchese Corti jenes mikroskopische Organ erst dann entdeckte, als man schon längst im Besitze des Klaviers und der diesem verwandten Instrumente war.

Ein sehr anschauliches Bild der Organ-Projektion sind die Blasinstrumente, und zwar ist das vollkommenste derselben, die Orgel, ein getreues Abbild des menschlichen Stimmapparates. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir das Entstehen der Orgel auf die Erfindung der ersten einfachen Pfeife zurückführen. Durch Zusammensetzung mehrerer veredelter Pfeifen entstand die Panpfeife (Syrinx), eine Abstufung mehrerer Pfeifen nach der Tonfolge, welche mit dem Munde von oben herein angeblasen wurden. Dann erfand man die Labialpfeifen, die zum Ansprechen weniger Wind erforderten und in einem hohlen Kasten standen, von welchem aus eine Röhre zum Munde führte. Die Lunge reichte bald nicht mehr aus, man erfand den Dudelsack, und durch fortgesetzte Vervollkommnung des Instrumentes schließlich die Orgel. Der sich hebende und senkende Brustkasten des Menschen mit der Lunge, die Luftröhre mit dem Kehlkopf und der in Mund- und Nasenhöhle ausgehende Schlund haben ihre Analogie in den Hauptbestandtheilen der Orgel, als da sind Blasebalg, Windlade, Pfeife und



Ansahrohr. Der Unterschied zwischen dem lebenden Organe und dem Instrumente ist nur der, daß in jenem eine einzige Röhre, die Luftröhre mit ihren beweglichen Verhältnissen, die vielen unbeweglichen Pfeifen der Orgel vertreten kann. Die Engländer haben für jenes Organ wirklich den Ausdruck windpipe, Windpfeife.

Diese Projektionen von Organen sind unbewußt, aber nicht gesellos vollzogen worden, als umgekehrte oder thätige Anpassungen an den Leib und seine Verhältnisse. Eines der überraschendsten Resultate ergibt sich aber, wenn wir an die Betrachtung der Knochen gehen. Diese wurden lange Zeit gewissermaßen als unorganische Theile inmitten des Organismus angesehen. Das kompakte Gefüge einerseits und die schwammartige Durchlöcherung und Vergitterung gewisser Knochentheile waren allerdings bekannt; man sah sie, aber man erkannte ihre Natur nicht. Nunmehr ist das Geheimniß auch hier gelüftet worden, und zwar im Sinne der Organ-Projektion: durch schon vorhandene Mechanismen, durch Brücken und Krähne. Es war vornehmlich der Züricher Anatom H. v. Meyer, welcher nachwies, daß in der sogenannten schwammigen Substanz der Knochen, welche aus einem Netzwerk zarter Knochenbälkchen besteht, diese nicht, wie man bisher geglaubt hatte, ziemlich regellos verlaufen, sondern daß die Struktur derselben mit der Statik und Mechanik des Knochengerstes in genauester ursächlicher Beziehung steht. Wenn wir die Zug- und Druckkräfte, welche auf den belasteten Krahn einwirken, durch Linien in seinem Körper andeuten und diese Zug- und Drucklinien verfolgen, so erblicken wir in

ihnen das getreue Abbild des Verlaufes der im gebogenen Schenkelknochen anscheinend so regellos vergitterten und durchlöcherten Knochenmasse. Die spongiöse Substanz verliert das wirre und regellose Aussehen, die einzelnen Gitter und Bällchen setzen sich zu regelmäßig geschwungenen Linien zusammen, jedes Stäbchen und Knochensplitterchen erhält seinen Platz in einem wohlgeordneten Gefüge, das wir die Architektur des Knochens nennen können; auch die kompakte Knochenmasse erweist sich in ihrer Dichtigkeit zusammengesetzt aus den hier enge aneinander tretenden Linien der Knochenstäbe. Der Schenkelknochen ist also nichts Anderes, als ein gebogener Krahn; er hat als Knochen dieselben Funktionen auszuüben, wie der gebogene Krahn des Mechanismus. Was vom Schenkelknochen gilt, trifft auch bei den übrigen Knochen zu; jedoch sind die Analoga zu anderen Knochen auch andere Mechanismen.

Auf diese Weise ließen sich die Beispiele dafür noch häufen, daß theils bewußt, theils aber auch unbewußt Glieder und Organe des Menschen in Werkzeugen und Apparaten ihr vollkommenes Abbild finden. Der größte und allgemeinere Werth der Erkenntniß jeder Organ-Projektion besteht aber darin, daß nunmehr neuerdings bestätigt wurde, daß die Naturgesetze, welche wir im Bereiche der nicht-organischen Materie walten sehen, auch den Organismus beherrschen.



Das Schloßgespenst von Bayreuth.

Historische Erinnerung

von

Joseph Hinterkefer.

(Nachdruck verboten.)

Reges Leben und Treiben herrschte am 14. Mai 1812 im neuen Residenzschlosse zu Bayreuth, galt es doch den Kaiser Napoleon, der hier sein Nachtquartier halten wollte, würdig zu empfangen und zu beherbergen.

Geschäftige Diener liefen hin und her, klopfen und bürsteten, Andere stellten große Topfpflanzen zu gefälligen Gruppen zusammen, Mädchen und Frauen putzten Fenster und Thüren, und mitten in diesem Vorbereitungsstrubel stand der alte Schloßkastellan Schlüter, die Arbeitenden beaufsichtigend und leitend.

Soeben eine neue Anweisung gebend, wurde er den Intendanten der fürstlichen Schlösser, Grafen Münster, gewahr, der ihn zu sich herantunkte und fragte, ob auch alle Anordnungen pünktlich ausgeführt seien.

Auf die bejahende Zusicherung des Kastellans fuhr der Graf fort: „Sie haben doch Räume gewählt, die von der ‚weißen Frau‘ gemieden werden? Man hat mir den Be-



fehl überbracht, nur solche bereit zu halten. *) Napoleon hat jedenfalls schon von unserem Hausgeiste gehört und scheint abergläubisch zu sein.“

„Auch das ist besorgt,“ replicirte der Kastellan, „die Frage ist aber, ob sich die weiße Frau an die Befehle des Feindes ihres Hauses kehren wird. Wer kann ihr überhaupt Vorschriften machen,“ sprach er weiter, wobei sein Gesicht einen seltsam starren Ausdruck annahm, „wo wir sie gar nicht vermuthen, da steht sie vor uns, und es ist wohl möglich, daß sie, erzürnt über die Demüthigungen, die der Bonaparte ihrem Hause zugefügt, ihm erscheint und —“

„Sind Sie toll, Schlüter? Schweigen Sie doch, wollen Sie sich denn um Kopf und Kragen reden!“ unterbrach Graf Münster den Kastellan, „Napoleon steht gerade jetzt größer wie je da und ist wieder auf dem Wege zu neuen Siegen. Die Russen, die es allein noch wagen, ihm zu trotzen, wird er auch zerschmettern und vernichten —“

„Vielleicht hat der liebe Herrgott nun ein Einsehen und zerschmettert den Usurpator selbst.“

„Sie sind unverbesserlich,“ entgegnete der Graf, nun ernstlich erzürnt, „berichten Sie mir gefälligst.“

„Es ist Alles nach den Wünschen und Befehlen Euer Excellenz geschehen. Was ich thun konnte, habe ich gethan, habe sogar das Bild der weißen Frau nach dem anderen

*) Dieser von Napoleon erlassene Befehl ist historisch. Siehe: J. v. Minutoli, Die weiße Frau. Geschichtliche Prüfung der Sage x. Seite 17.

Flügel schaffen lassen und dort eingeschlossen. Es soll bei der Ankunft des Kaisers Alles zu seinem Empfange bereit sein.“

„Nun, desto besser, Schlüter, wenn dann Alles recht comfortabel ist, können Sie jedenfalls auf eine Gratifikation von Seiten des Kaisers rechnen, denn, wie man hört, soll Napoleon recht freigebig sein.“

Mit diesen Worten entfernte sich der Graf, während Schlüter wieder an seine Arbeit ging, dabei vor sich hinbrummend: „Könnte mir noch fehlen, nehme kein Geld von dem Malaparte, sähe ihn lieber im Monde, als hier in unserem schönen Schloß.“

Napoleon I. war in Bayreuth angekommen, jubelnd und Vivatschreiend hatten ihn die Bewohner der Stadt empfangen. Er war mit seinen Appartements zufrieden gewesen und hatte dies auch dem Grafen Münster nicht verhehlt.

Nun war das Souper schon lange vorüber und die Nacht hereingebrochen. Der Kaiser saß allein vor einem großen mit Karten und Plänen bedeckten Tische.

Tiefe Stille war im Schlosse, als ein lauter donnernder Schlag gerade über dem Kopfe des Kaisers ertönte. Napoleon unterbrach aufhorchend seine Arbeit und klingelte seinen Leibmameluken Koustan herbei, der vom Kaiser nach der Ursache des Lärmes befragt wurde und, als er keine Auskunft geben konnte, den Kastellan Schlüter herbei holen mußte. Er brauchte nicht lange zu suchen, sondern traf den bleichen und zitternden Schlüter in der Nähe der kaiserlichen Gemächer.

Nun stand der Kastellan in dieser Verfassung vor dem großen Schlachtengewinner.

„Was war das für ein Geräusch?“ frug der Kaiser.

„O Sire verzeihen, es ist mir unbegreiflich, ich kann es gar nicht fassen und begreifen, hier in diesem Flügel —“

„Zur Sache, woher der Lärm?“ wiederholte Napoleon untwirsch seine Frage.

„Euer Majestät, dies Geräusch hat die weiße Frau, oder vielmehr ihr Bild verursacht!“

„Hat man denn meine Befehle nicht befolgt? Ausdrücklich verlangte ich Räume, die frei von jedem Sput wären!“

„Bis auf den heutigen Tag hat sich die weiße Frau noch nie hier gezeigt, Sire. Das große schwere Bild, welches sie darstellt, habe ich heute Morgen nach dem anderen Flügel schaffen lassen und es dort eingeschlossen, und nun liegt es in der Gallerie über diesem Zimmer. Das Bild, zu dessen Beförderung aus einem Saal in den anderen sonst sechs kräftige Männer erforderlich sind, ist nun durch verschlossene Thüren, ungesehen von den Schildwachen herüber gekommen und ist da oben, wie über ein Hinderniß stolpernd, niedergefallen. Dies ist die Ursache des Geräusches.“

„Sind Sie dessen auch gewiß?“ fragte Napoleon nachdenklich.

„Bestimmt, Sire, wenn es Euer Majestät befehlen, will ich mit mehreren Dienern hinaufgehen, das Bild einige Male aufheben und wieder fallen lassen, damit Sie sich von der Gleichheit des Schalles überzeugen können.“

„Nein, lassen Sie nur, ich glaube es Ihnen. Uebrigens scheinen Sie nicht viel Respekt vor Ihrem Hausgeist zu haben, da Sie mit dessen Bild experimentiren wollen. Was ist es übrigens mit dieser weißen Frau, Schloßgeister pflegen ja gewöhnlich Geschichten zu haben, kennen Sie diese? Erzählen Sie!“

„Ach, Sire, es ist dies eine lange und traurige Geschichte. Die weiße Frau hieß zu ihren Lebzeiten Kuningunde v. Orlamünde und wurde die Herrin der Pfaffenburg. Noch in jungen Jahren hatte sie nämlich den bedeutend älteren Grafen von der Pfaffenburg auf Befehl ihrer Eltern heirathen müssen, und als er nach einer sechs Jahre währenden Ehe starb, war seine Wittwe ein junges lebenslustiges Weib, nicht gewillt, ihre übrige Lebenszeit einsam zu vertrauern.“

Sie schaute sich denn auch bald nach einem zweiten Gemahl um und da fiel ihre Wahl auf Albrecht den Schönen, Burggrafen zu Nürnberg, den Stammherrn des Hauses Hohenzollern. Sie schickte ihm einen Boten und ließ fragen, ob er sich mit ihr verbinden wolle. Albrecht aber gab dem Boten zur Antwort: ‚Sagt Eurer Herrin, sie wäre recht liebenswerth, wenn nur vier Augen nicht wären, so aber kann es wegen der vier Augen nicht sein!‘ Der Burggraf meinte damit die Augen seiner Eltern, welche der Frau v. Pfaffenburg nicht wohlgefinnt waren, diese aber dachte, er meine die Augen ihrer zwei Kinder aus der Ehe mit ihrem verstorbenen Manne. Sie brachte daher die unschuldigen Wesen um's Leben und gab dann dem Grafen Kunde davon, der aber die Mörderin voll

Abſcheu von ſich ſtieß und dem Gericht anzeigte. Dieſes entſchied, ſie ſei mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu befördern. In demſelben Gemach, wo ſie ihre Kinder umgebracht, ging die Exekution vor ſich. Bevor ſie ſtarb, that ſie aber einen fürchterlichen Eid, daß ſie ſich noch über den Tod hinaus an dem Burggrafen Albrecht rächen und ſtets erſcheinen würde, wenn einer aus dem Geſchlecht des Burggrafen ſterben müſſe. Dann legte ſie ihr Haupt ruhig auf den Block, und der Nachrichter that, was ſeines Amtes war. Kurze Zeit darauf heirathete der Burggraf die ſchöne Beatrix vom Hennegau, aber nach einigen Jahren ſtarb er ganz plötzlich. Sein Ehegeſpons wurde eines Nachts wach von ſeinem Ruf: „Kunigunde, kommſt Du ſchon?“ Dann ward es ſtill und als auf das Angſtgeſchrei der entſetzten Gräfin Dienereſchaft mit Licht kam, da lag Albrecht der Schöne todt auf ſeinem Bette. Seitdem erſcheint nun bei jedem bevorſtehenden Todesfalle im Hauſe Hohenzollern die weiße Frau, der Geiſt der Frau Kunigunde, in einem weißen Nachtgewande, darüber einen kurzen, mit Pelz beſetzten Mantel und über Kopf und Geſicht einen ſchwarzen Schleier.“

„Nun, da dieſe weiße Frau der ſpezielle Hausgeiſt und Todesbote der Nachkommen des ſchönen Burggrafen iſt, wird ſie wohl andere Sterbliche in Ruhe laſſen,“ meinte der Kaiſer ſpöttiſch lächelnd.

„O nein, Sire, ſie iſt auch ſchon Anderen erſchienen. Wer ihr Mißfallen erregt, dem erſcheint ſie und heißt ihn zornig hinweggehen von hier, und ſie iſt mächtig in ihrem Zorn.“

„Ja, ich erinnere mich, daß meine 1809 hier einquartierten Generale über nächtliche Ruhestörungen klagten, auch erzählte mir Duroc, daß d'Espagne einen Kampf mit dem Schloßgeiste ausgefochten hätte,“ sagte Napoleon leise und gedankenvoll vor sich hin, und sich dann wieder an den Kastellan wendend frug er: „Waren Sie schon hier, als General d'Espagne hier im Quartier lag? Wissen Sie, was damals passirte?“

„Jawohl, Sire, der General d'Espagne kam spät Abends hier an und hatte sich, nachdem ich ihm und seinem Gefolge Gemächer angewiesen, sofort zur Ruhe begeben. Nachts ertönte nun aus dem Schlafzimmer des Generals fürchterliches Geschrei, als die entsetzten Adjutanten und Diener hineineilten, fanden sie das Bett des Generals, welches vorher an der Wand gestanden, jetzt umgestürzt in der Mitte des Gemaches, darunter aber lag der General. Als man ihn zu sich gebracht hatte, erzählte er, daß er, plötzlich wachwerdend, gefühlt hätte, wie sein Bett sich bewegt habe. Als er aufgesprungen sei, habe das Bett bereits mitten in der Stube gestanden und nun habe er auch die weiße Frau erblickt, diese habe sich aber sofort auf ihn geworfen und angefangen ihn zu würgen.“

Er habe sich tapfer gewehrt und im Kampfe mit dem Gespenst jedenfalls auch die Bettlade umgeworfen. Schließlich sei er aber doch unterlegen und habe das Bewußtsein verloren. Er beschrieb das Aussehen der weißen Frau ganz genau und ich mußte ihn auch zu ihrem Bilde führen, kaum hatte er es angesehen, rief er: „Ja, das ist dieses fürchterliche Frauenzimmer, ganz so ist sie mir erschienen!“

Noch in derselben Nacht quartierte er sich um und bezog das kleine Schloßchen Fantaisie. Am anderen Morgen aber erschien hier eine Abtheilung Soldaten, welche unter Aufsicht von Offizieren das Schlafgemach des Generals genau untersuchten. Sie lösten die Tapeten von den Wänden und hoben das Getäfel des Fußbodens auf, um eventuell geheime Thüren oder Versenkungen zu entdecken, fanden aber nichts dergleichen. *) Als man dem General Bericht darüber erstattete, sprach er düster: „Ihr Erscheinen hat jedenfalls meinen Tod zu bedeuten. Hier habe ich meine Todtenglocken läuten hören.“ Seine Offiziere versuchten ihm dies auszureden, er aber blieb dabei.“

„Und er hatte Recht,“ murmelte Napoleon. „Er starb kurze Zeit darauf, er fiel in der Schlacht bei Aspern. Es ist gut,“ wendete er sich an den Kastellan, „Ihre Erzählung war recht unterhaltend. Hoffentlich stört Ihr Hausgeist oder dessen Bild mich selbst nicht wieder.“

Nachdem der Kaiser nun Schlüter und auch Koustan entlassen hatte, setzte er sich wieder zu seinen Karten und arbeitete weiter. Doch nicht mehr lange, bald stellte sich Müdigkeit ein und Napoleon begab sich zur Ruhe.

Raum eine halbe Stunde mochte vergangen sein, als des Kaisers Kammerdiener Constant, der im Vorzimmer schlief, durch Nchzen und Stöhnen erweckt und durch einen lauten Schrei in Napoleon's Schlafzimmer gerufen wurde. Der Kaiser saß aufrecht auf seinem Bette. „Constant,“ sagte er, „nun ist sie mir auch erschienen. Ich

*) Historisch.

war noch nicht eingeschlafen, als ich sie langsam aus dem Fußboden emporwachsen sah. d'Espagne hatte Recht, als er hier nach Versenkungen suchen ließ. Rufe Roustan, nehmt Lichter und seht, ob ihr nicht etwas Aehnliches entdeckt."

Doch vergeblich war alles Suchen der Diener, nichts Verdächtiges konnten sie finden, und Napoleon sandte sie wieder zur Ruhe, sich damit tröstend, daß er, aufgeregt durch die Erzählungen des Kastellans, lebhaft geträumt habe.

Eine Stunde mochte etwa vergangen sein, als die beiden Diener abermals durch lautes Gepolter alarmirt wurden.

Entsetzt blieben Beide diesmal an der offenstehenden Thüre zum Schlafzimmer Napoleon's stehen. Das Bett stand in der Mitte des Gemaches, auf demselben saß bleich, aber äußerlich ruhig der Kaiser. Der Nachttisch mit seinen Geräthhen lag umgestürzt in der Nähe der Fenster, das Licht war im Erlöschen.

„Diesmal war es kein Traum," sagte der Kaiser, auf die Verwirrung im Zimmer deutend. „Ich erwachte, als das Gespenst mein Bett mit Riesenkraft von der Wand abschob und es umzustürzen versuchte. Als ich sie packen wollte, verging sie förmlich in meinen Händen, dann begann sie ihr Werk von Neuem, um, als ihr an die Thüre kamt, zu verschwinden. Da sie nun die Anwesenheit von mehreren Personen nicht zu lieben scheint, werdet ihr bei mir wachen."

„Zu Befehl, Sire," antwortete Constant. „Doch werden wir unsere geladenen Pistolen zur Hand nehmen und wenn sich etwas zeigt, darauf Feuer geben."

„Thut das,“ versetzte Napoleon, „doch sollen bei Gespenstern Pistolen nicht viel nützen. Solch' ein Ungeheuer ist unempfindlich gegen Pulver und Blei. Doch nun zur Ruhe!“

Ob die weiße Frau nun dachte, genug gethan zu haben, oder ob sie doch die Pistolen der beiden Diener fürchtete, sie zeigte sich in dieser Nacht jedenfalls nicht wieder und Napoleon konnte, bewacht von seinen Getreuen, nunmehr ungestört des Schlafes pflegen.

Als sich der Kaiser am Morgen von seinem Lager erhob, war er verstimmt und bleich. Nicht wie sonst richtete er während der Toilette Scherzworte an seinen Kammerdiener, nur einige Male hörte ihn dieser murmeln: „Dies verwünschte alte Schloß! Dies infame Spuknest.“ *)

Die Wagen für den Kaiser und sein Gefolge standen bereit. Napoleon schritt dem Ausgange des Schlosses zu, an dem sich die Diener, der alte Schlichter an der Spitze, versammelt hatten. Graf Münster stand mit tief abgezogenem Hute am Portal, als er vom Kaiser herangewinkt und folgendermaßen begrüßt wurde:

„Hat man Ihnen nichts über den Lärm dieser Nacht rapportirt? Sie scheinen nichts zu wissen. Nun, in Zukunft sorgen Sie für bessere, haltbarere Bildernägel,“ dann sich mehr an sein Gefolge wendend, sagte er grollend: „Ein verwünschtes altes Schloß, ich werde nie wieder eine Nacht da zubringen!“ *) Dann bestieg er seine Reiskalesche, und bald war der Kaiser und sein Gefolge den

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: v. Minutoli zc.

Augen der Nachschauenden entschwinden. Nun erst fand der ganz verblüfft dastehende Graf wieder Worte.

„Mein Gott, was hatte denn der Kaiser? Was ist denn diese Nacht vorgefallen?“

„Nun, was wird wohl passirt sein,“ erwiderte der Kastellan. „Gestern Abend hat sich die weiße Frau wieder einmal geregt. Ich hatte ihr großes Bild Morgens nach dem anderen Flügel schaffen und es dort im Kabinet neben dem Audienzsaal aufstellen lassen und Abends ist es wieder hier herüber gewandelt und über den Gemächern Napoleon's niedergefallen.“

„Aber das ist ja ganz undenkbar!“ rief der Graf. „Sie sagten mir doch selbst, daß Sie das Bild eigenhändig eingeschlossen und die Schlüssel in Ihrer Verwahrung hätten.“

„Gewiß, Euer Excellenz, aber ich sagte Ihnen auch, daß Schlüssel und Riegel die weiße Frau nicht zurückhalten können. Der Beweis ist erbracht. Wollen Euer Excellenz sich die paar Treppen bemühen? Das Bild liegt in der Gallerie über den Gemächern, die Napoleon inne hatte.“

„Nein, nein, danke,“ erwiderte der Intendant. „Sollte aber das allein den Kaiser so mißmuthig gemacht haben?“

„Das glaube ich nicht. Gestern Abend ließ mich der Kaiser zu sich rufen und ich mußte ihm die Geschichte der weißen Frau erzählen. In der Nacht hörte ich ein paar-mal Lärm. Heute Morgen ließ mich Napoleon wieder rufen und ich mußte das Kostüm unseres Geistes genau beschreiben; als ich ihm den Vorschlag machte, sich das große Bild der Frau Kunigunde anzusehen, schrie er wüthend:

„Nein, nein, ich will es nicht sehen! Verschont mich mit Eurem verwünschten Bild! Er war ganz blaß, ich glaube, es wird sich ihm diese Nacht doch wohl die weiße Frau gezeigt haben.“

„Sie scheinen Recht zu haben,“ sprach Graf Münster, sich von dem Kastellan verabschiedend, und beeilte sich, das ihm nun auch unheimlich werdende Schloß zu verlassen.

Mit höhnischem Lächeln und Kopfnicken ging Schlüter dagegen wieder an seine Pflichten.

Am 2. August 1813 kam der Kaiser zum zweiten Male nach Bayreuth, wo man diesmal für ihn im alten Schlosse Quartier gemacht hatte. Er erklärte aber bei seiner Ankunft, nicht in Bayreuth übernachten, sondern bis Plauen weiterfahren zu wollen, was auch geschah.

Als Napoleon schon sein Exil St. Helena bezogen hatte, lebte der alte Schlüter noch und erzählte noch manchem Besucher des Schloßes die Geschichte des hohenzollern'schen Hausgeistes und wie dieser auch dem Kaiser Napoleon erschienen sei.

Als der Kastellan aber im Jahre 1821 starb, fand sich in seinem Nachlaß ein langes weißes Frauengewand, ein kleiner pelzverbrämter Mantel und ein großer schwarzer Schleier.

Es ist also mehr als wahrscheinlich, daß Schlüter sich nicht gescheut hat, mitunter das sagenhafte Schloßgespenst zu vertreten, um unliebsame Gäste des Bayreuther Schloßes zu verschrecken.

Etwas vom Gummi.

Technologische Studie

von

H. Gærtz.

(Nachdruck verboten.)

Mit dem Namen Kautschuk oder Gummi elasticum bezeichnen wir die verdickte und verarbeitete Milch, welche durch Einschnitte in die Stämme mehrerer tropischer Gewächse aus den Familien der Euphorbiaceen, Artocarpeen und Apocynen gewonnen wird. Diese Pflanzenarten waren sammt ihrem eigenartigen Produkte schon durch die großen geographischen Entdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts bekannt geworden, trotzdem aber vergingen fast 400 Jahre, bevor man anfing, das jetzt im Haushalte der Menschheit unentbehrliche Kautschuk entsprechend auszunützen.

Der spanische Historiker Antonio Herrera, welcher von 1559 bis 1625 lebte, erwähnt zuerst des Kautschuks und der dasselbe erzeugenden Pflanzen in seiner Geschichte der zweiten Reise des Columbus, indem er hinzufügt, „daß bei den Einwohnern von Haiti ein Spiel mit Bällen üblich sei, welche aus dem getrockneten, elastischen Saft einer Pflanze hergestellt würden.“ Spätere Schriftsteller empfahlen die Benützung des Kautschuks für industrielle

wecke, ohne Gehör zu finden, bis Dr. William Roxburgh in Schottland im Jahre 1810 in den Wäldern des brahmaputra in Assam den Kautschukfeigenbaum (ficus elastica) auffand und die eingetrodnete Milch desselben, zunächst freilich nur in ganz bescheidenem Umfange, in die Industrie einführte. Noch 1820 wurde das Gummi außer zum Auswischen von Bleistiftstrichen höchstens zum Verschließen von Flaschen oder zu luftdichten Firnissen benutzt und etwas später zur Anfertigung von primitiven Ueberschuhen; welche dadurch hergestellt wurden, daß man eiserne Schuhartige Formen in flüssiges Kautschuk eintauchte und nach dem Eintrocknen des letzteren den so entstandenen Gummischuh von der Form abzog.

Erst als 1820 Thomas Hancock ein Patent auf Gummigebe erhielt und 1823 Charles Macintosh seine wasserdichten Stoffe herstellte, indem er zwei Gewebe mit in Steinkohlenbenzin gelöstem Kautschuk bestrich und dann aneinander klebte, wendete man der Gummi-Industrie mehr Aufmerksamkeit zu. Da das Kautschuk jedoch durch sein ganz verschiedenes Verhalten bei verschiedenen Temperaturen und durch seine geringe Widerstandsfähigkeit gegen alle Säuren keine ausgedehnte Verwendung zuließ, so konnte die Gummi-Industrie erst emporblühen, nachdem es dem Amerikaner Goodyear im Jahre 1839 gelungen war, dem Kautschuk diese schlechten Eigenschaften durch Entdeckung des „Vulkanisirens“ zu nehmen, ein Verfahren, welches wir den geneigten Lesern weiter unten noch ausführlich beschreiben werden.

Von nun ab aber nahm die Herstellung von Gummi-

waren einen ganz ungeahnten Aufschwung, welcher sich seit 1852 durch Erfindung einer Methode zur Herstellung von Hartgummi (Ebonit), ebenfalls von Goodyear herrührend, noch bedeutend gesteigert hat, so daß wir jetzt in keinem Industriezweige, ja man könnte — im Hinblick auf Gummimäntel, Gummikämme, Gummibandagen, Gummischläuche, Gummisauger für Säuglinge und ähnliche alltägliche Gebrauchsartikel — wohl sagen in keinem Haushalte das Gummi entbehren können.

Mit der Zunahme des Verbrauches steigerte sich natürlich auch der Eifer, immer neue Baumarten aufzufinden, welche das geschätzte Rohmaterial lieferten, und es gelang auch wirklich, über dreißig verschiedene, Kautschuk erzeugende Pflanzen zu entdecken.

Diese Pflanzen gedeihen nur in Ländern mit durchschnittlichen Temperaturen von 33 bis 42 Grad Celsius, in denen möglichst viel Regen fällt (90 Zoll jährlich), da sie neben großer Hitze auch viel Feuchtigkeit nöthig haben. Man findet die Kautschuk liefernden Pflanzen daher nur in den Tropen zwischen dem 30. Grad südlicher und nördlicher Breite und zwar in Amerika: in Brasilien, Guiana, Venezuela, Columbia, Ecuador, Peru, Panama, Mexiko, auf den Antillen, den Bahama-Inseln, Guatemala, Honduras, Salvador und Costa Rica; in Asien: in Siam, Assam und auf den Sunda-Inseln; in Afrika: auf Madagaskar und den Comoren, in Zanzibar, Zambesi, Mozambique, an der Küste Westafrika's; außerdem auch noch in ganz Australien.

Ende der sechziger Jahre sind auf Veranlassung eines

Herrn C. R. Markham die besten Kautschuk liefernden Bäume auch auf Ceylon, bei Kalkutta, Madras und in Birma angepflanzt worden.

Amerika übertrifft sowohl an Reichthum der Arten, als auch an Güte des Materials die übrigen Erdtheile, denn das beste Kautschuk, nämlich das Para- und das Cearakautschuk, liefert Brasilien. Das ungeheure ausgedehnte Thal des Amazonenstroms und die Ebenen seines ganzen Flußnetzes sind ein Hauptwaterland der kautschukhaltigen Baumarten, welche sich hier in mächtigen, breit-ästigen Stämmen vorfinden. Das Holz der Bäume ist weich, wenig widerstandsfähig und vermodert schnell. Der Samen liefert den Eingeborenen einen Köder zum Fischfang und gibt gepreßt ein hellviolettes, zur Firnißbereitung geeignetes Del. Die Eingeborenen nennen den Gummibaum-„Cauchó“ oder „Cahuchú“, aus welchem Worte dann wohl der Name Kautschuk entstanden ist.

Ueber die Gewinnung des rohen Kautschuks berichten verschiedene Reisende in Uebereinstimmung ungefähr das Folgende: Die das Kautschuk einsammelnden Indianer, im Lande „Seringueiros“ genannt, machen etwa in Mannshöhe Einschnitte in die Gummibäume, führen dieselben bis zum Boden herab, und befestigen sodann am unteren Ende dieser Einschnitte aus Lehm geformte Behälter, in welchen sich die sofort reichlich ausfließende Milch sammelt. Beginnt der erste Schnitt zu versiegen, so wird ein zweiter Schnitt in den Stamm gemacht und so fort, bis alle Milch demselben entzogen ist, was in der Regel nach dem vierten Einschnitte der Fall zu sein pflegt. Die so ge-

sammelte Milch wird in einen großen Kessel gebracht, und dann ein Feuer aus Palmnüssen angezündet, welches einen dicken, öligen Rauch gibt. Dann tauchen die Seringueiros flaschen- oder schaufelförmige Gegenstände, welche vorher mit Lehmwasser bestrichen waren, in den mit Kautschuk gefüllten Kessel und lassen das Erstere in dem Rauch des Palnussfeuers erhärten. Ist dies geschehen, so tauchen sie die Flaschen und Schaufeln von Neuem in den Kessel und wiederholen diese Operation, bis der so gebildete Ueberzug die gewünschte Stärke erlangt hat. Das erste Gummi, welches dem Kessel entnommen ist, ist das beste, weil es weniger vom Lehm verunreinigt ist, als das spätere, und wird „fine Para“ genannt. Das letzte, schon viel Lehm enthaltende, wird zu rundlichen Blöcken zusammengerollt und kommt als „Negro heads“ (Negerköpfe) in den Handel. Die frisch ausgeflossene Milch hat die Festigkeit und die Farbe guten Rahmes und nach einer Analyse von Faraday nachstehende Zusammensetzung: 31,70 Theile Kautschuk, 7,13 Theile Wachs, 2,90 Theile in Wasser lösliche, in Alkohol unlösliche Substanzen, 1,90 Theile Eiweiß und 56,37 Theile Wasser.

Wenden wir uns nunmehr den in Asien gedeihenden, Kautschuk liefernden Pflanzen zu, so finden wir dort zunächst die unter dem Namen Gummibaum in unseren Gewächshäusern und Wohnräumen bekannte Bierpflanze (*Ficus elastica*), welche wild auf den Sunda-Inseln und am Fuße und in den Thälern des Himalayagebirges, von Nepal bis in den äußersten Osten von Assam sowohl, als auch im Thale des Brahmaputra vorkommt. Als ein Beispiel, wie

üppig der Gummibaum in Asien gedeiht, führen wir an, daß man in Assam einmal einen Gummibaum fand von über 35 Meter Höhe mit über 100 Luftwurzeln, von denen etliche einen Umfang von 2 Metern hatten. Der Durchmesser der Krone maß 45 Meter, trotzdem das Alter des Baumes auf nicht über 30 Jahre geschätzt wurde.

Die Art der Kautschukgewinnung ist in Asien eine etwas andere, als in Amerika, denn die Sammler machen mit scharfen Messern, Dao's genannt, in alle Theile des Baumes und der Wurzeln Schnitte von 6 bis 18 Zoll Länge. Beim Anschneiden wird nicht nur die Rinde, sondern auch das Holz angeschnitten und der Baum oft vollständig zerhackt, so daß durch diese unsinnige Methode eine allmähliche Vernichtung der Gummibäume zu befürchten steht, wenn es nicht bald gelingt, aus Staatsmitteln Gummibaum-Plantagen anzulegen und deren vernünftige Ausbeutung zu sichern. Die letztere verlangt, daß die Bäume erst im 25. Lebensjahre angeschnitten werden und diese Operation nur alle 3 bis 4 Jahre an demselben Stamme ausgeführt wird.

Der Milchsaft der asiatischen Gummibäume enthält weniger Kautschuk, als derjenige amerikanischer Pflanzen nämlich nur 9,57 Prozent.

Auch Afrika ist endlich das Vaterland vieler kautschukhaltiger Pflanzen, welche hier sogar als Kletterpflanzen von 15 bis 20 Fuß Höhe vorkommen und mit ihren langen, dünnen Ranken vielfach die Baumstämme ihrer Nachbarschaft umspinnen, indem sie sich mit den spiralförmig gewundenen Blütenstielen, welche nach dem Abfallen der

reifen Frucht holzartig hart werden, festhalten. Die Gewinnung des Kautschuks geschieht hier in sehr primitiver Weise. Nachdem die Eingeborenen die Rinde der Pflanze an irgend einer Stelle angeschnitten haben, stemmen sie die flache Hand gegen die Wunde und lassen sich die rinnende Milch über den nackten Arm fließen. Dies wird so lange wiederholt, bis ihr Arm ganz mit dickflüssiger Milch überzogen ist. Dann beginnen sie dieselbe von oben herab abzurollen und formen auf diese Art kranzförmige Klumpen. Das afrikanische Kautschuk hat meist einen unangenehmen Geruch, infolge von organischen Zersetzungen, ist klebrig und weniger elastisch, als andere Sorten. Nur das auf Madagaskar gewonnene Kautschuk wird dem in Amerika vorkommenden gleichgeschätzt und auch ebenso hoch bezahlt. In Australien sind bis jetzt nur zwei kautschukhaltige Gewächse bekannt (*Ficus rubiginosa* und *macrophylla*), welche jedoch wenig oder gar nicht ausgebeutet werden.

Um dem Leser einen Begriff zu geben von dem kolossalen Verbrauch an Kautschuk, werden folgende Angaben genügen, welche sich nur auf die Produktion des Para-Kautschuks beziehen. Es wurden an Para-Kautschuk verwendet:

im Jahre	1870	etwa	5,000,000	Kilogramm,
"	"	1875	" 7,000,000	"
"	"	1880	" 8,500,000	"
"	"	1881	über 9,000,000	"

Ganz ähnliche Verhältnisse finden aber auch bei allen übrigen Kautschukforten statt, so daß man sich hiernach einen Begriff von der enormen Ausdehnung der Kautschukindustrie machen kann.

Das chemische Verhalten ist bei allen Qualitäten des Kautschuks dasselbe und läßt sich in folgende Haupteigenschaften zusammenfassen: Kautschuk ist ganz geschmacklos, von mehr oder minder charakteristischem Geruch, bei einem spezifischen Gewicht von 0,92 bis 0,96. Unter 0 Grad wird es hart, ohne brüchig zu werden, wieder erwärmt, gewinnt es seine frühere Elastizität und Weiche zurück. Stark ausgedehnt und dann plötzlich abgekühlt, behält es die ausgedehnte Form, bis es auf 35 bis 40 Grad erhitzt wird. Bei starkem Reiben wird Kautschuk elektrisch, leitet aber die Elektrizität nicht. In Wasser ist es unauflöslich, doch nimmt es, wenn es längere Zeit darin liegt, bis zu 25 Prozent an Gewicht zu, während seine Zähigkeit und Elastizität abnimmt. Noch schneller wirkt absoluter Alkohol in derselben Weise auf das Kautschuk ein, während es von Chlor sehr wenig, von Salzsäure, Soda und Potasche gar nicht angegriffen wird. Aether, Benzin, Terpentinöl und Schwefelkohlenstoff lösen es in gewöhnlicher Temperatur fast vollkommen, in hoher Temperatur völlig auf.

An der Luft oxydirt das Kautschuk allmählig unter Bildung eines spröden, in Alkalien leicht auflösliehen Harzes und einer harzartigen, in Alkalien unauflösliehen Masse. Gutes Kautschuk enthält nicht mehr als 0,5 Prozent Wasser, spröde und hart gewordenes 5 bis 10 Prozent Wasser, welches es bei 100 bis 120 Grad abgibt. Mit dem allmählichen Hart- und Sprödewerden nimmt der Kohlenstoffgehalt ab, der Sauerstoffgehalt wächst. Die Beförderung des Kautschuks wird befördert durch Bestreichen mit Del,

weil dies die Einwirkung des Sauerstoffes der Luft begünstigt, ebenso durch Farbenanstrich, welcher Kupferoxyd enthält.

Kautschuk auf 120 Grad erhitzt wird stark klebrig; bei 180 Grad beginnt es zu schmelzen und wird, erkaltet, erst nach Jahren wieder fest; bei 200 bis 230 Grad erhält es Delkonsistenz und färbt sich dunkelbraun. In offener Flamme brennt es dunkelroth, leuchtet, rußt stark und verbreitet einen sehr durchdringenden Geruch.

Das rohe Kautschuk (unvulkanisirtes Gummi) findet nur wenig Verwendung als „Kadigummi“ oder in Streifen geschnitten zu „Billardbänden“. Für alle übrigen Verwendungszwecke muß es erst mehr oder weniger bearbeitet werden.

Zu diesem Behufe wird es zunächst einige Zeit mit heißem Wasser behandelt, wobei es aufquillt, eine hellere, oft weiße Farbe annimmt und für beabsichtigte Auflösungen empfindlicher wird. Hierauf kommt es in eine große, eiserne Trommel, den sogenannten „Reißwolf“, in welchem eine mit scharfen eisernen Zähnen versehene Walze mit ungeheurer Schnelligkeit rotirt und das Kautschuk in lumpenartige, unregelmäßige Fetzen zerreißt. Das so zerquetschte und zerrissene Material läuft unter fortwährendem Zufluß von Wasser wieder durch Walzen, und zwar so oft, bis es ein dünnes, von Sand, Lehm und Baumrinde völlig gereinigtes Band geworden ist. Nachdem diese Bänder getrocknet und aufgerollt sind, passiren sie nochmals Walzen, welche hohl sind und mit Dampf erwärmt werden.

Will man aus diesen Bändern zur weiteren Bearbei-

tung „geschnittene Platten“ herstellen, so werden die Bänder in einer Knetmaschine geknetet und unter hydraulischem starken Drucke zu festen Gummiblöcken zusammengepreßt, welche durch ein sehr scharfes, sich pro Minute 1000 Mal hin- und herbewegendes Messer in Platten von beliebiger Stärke geschnitten werden und zwar bis herab zu $\frac{1}{8}$ Millimeter. Sind jedoch „gewalzte Platten“ für die weitere Bearbeitung erforderlich, so werden die Bänder durch erwärmte Walzen erweicht und je nach ihrer Bestimmung mit Schwefel, Zinkweiß, Schwerspath, gemahlenem Hanf und anderen Substanzen gemischt. Die so gemischten Gummimassen laufen dann nochmals durch erwärmte Walzen, welche so gestellt werden, daß die durchgewalzten Massen Platten von gewünschter Stärke bilden.

Das zweite Stadium der Fabrikation, d. h. die Herstellung der Gummi-Artikel aus „gewalzten“ oder aus „geschnittenen“ Platten ist größtentheils Handarbeit, welche durch Anwendung verschiedenartiger Formen und Pressen unterstützt wird. Da die Zahl der Gummi-Artikel jedoch eine ganz enorme ist, so können wir hier, um nicht zu weitläufig zu werden, nur ganz kurz auf diese Herstellungsweisen eingehen.

Kleinere Artikel für chirurgische und physikalische Zwecke werden aus geschnittenen Platten mit Scheere und Messer nach Schablonen ausgeschnitten oder bei Massenfabrikation ausgestanzt und mit Benzin zusammengelebt, während aus gewalzten Platten meist größere Artikel für technische Zwecke hergestellt werden.

Wasser- und luftdichte Stoffe für Kleidungsstücke, Leuchteranzüge, Zelte, transportable Boote, Badewannen, Kissen zc. werden im Allgemeinen derartig hergestellt, daß Kautschuk unter Zusatz von Farbe in Terpentinöl oder Benzin aufgelöst und in Leig oder Firnißform vermittelt einer Spezialmaschine (Spreiter genannt) auf die Gewebe ganz dünn aufgetragen wird. Dieses Auftragen wird nach jedesmaligem Trocknen zehn- bis sechzehnmal wiederholt. Aus diesen Stoffen werden Kleidungsstücke zusammengenäht oder geklebt und dann die Nähte mittelst einer Handrolle festgedrückt.

Zu Gummischuhen überzieht man gegenwärtig ein weiches, leichtes Gewebe (als Futter) mit einer durch Kienruß geschwärzten Kautschukmasse, schneidet die einzelnen Stücke nach Schablonen aus und setzt den Schuh über eisernen Formen zusammen. Fernerhin werden Gummifäden (runde und viereckige) aus den Platten geschnitten zur Anfertigung von Hosenträgern, Strumpfbändern, Bandagen, Stiefelzügen, welche letztere auf Webstühlen hergestellt werden. Hohle Gegenstände werden mit Talc ausgestrichen, um deren Aneinanderkleben zu hindern.

Schließlich wenden wir uns nun dem Schwerpunkt der ganzen Gummifabrikation zu, der Vulkanisation. Der Zweck des Vulkanisirens ist: das Kautschuk gegen wechselnde Temperaturen und gegen die Einwirkung chemischer Agentien unempfindlich zu machen, und dann, ihm die Eigenschaft des Klebens zu nehmen und es elastisch zu machen, damit es jedem Druck und jeder Pressung nachgibt, dann aber wieder in seine frühere Gestalt zurückkehrt. Man

erreicht diese Absicht durch eine Verbindung des Kautschuks mit Schwefel unter Einwirkung von Hitze. Im Laufe der Zeit sind verschiedene Verfahren beim Vulkanisiren vorgeschlagen und angewendet worden, welche alle noch mehr oder weniger heute im Gebrauche sind und sich kurz folgendermaßen zusammenfassen lassen.

Das zu vulkanisirende Material wird in große eiserne, mit 10 bis 15 Prozent pulverisirtem Schwefel gefüllte Kessel gebracht, in welche man so lange unter Druck stehenden Dampf einleitet, bis der Schwefel sich bei einer Temperatur von 132 bis 140 Grad chemisch mit dem Kautschuk verbunden hat. Die richtige Temperatur und die Zeit, wie lange die einzelnen Stücke in den Kesseln bleiben müssen, ist Sache der Erfahrung, da eine bestimmte Norm sich bei den sehr verschiedenen Formen und Volumen der zu vulkanisirenden Gegenstände nicht geben läßt. Das Vulkanisiren der Gummifabrikate ist daher der schwierigste Punkt der Fabrikation, weil ein geringes Zuviel oder Zuwenig ein Verbrennen oder eine mangelhafte Vulkanisation zur Folge hat. Da das geschwefelte Kautschuk bei der großen Hitze sich leicht zu sehr erweicht und dann seine Gestalt verliert, bevor noch die Vulkanisation erfolgt ist, so werden die meisten Gegenstände in eisernen Formen in die Kessel eingebracht.

Vulkanisirtes Kautschuk wird infolge eines langsamen Oxydationsprozesses an der Luft, bei einer Temperatur von über 30 Grad Celsius oder bei direkter Einwirkung der Sonnenstrahlen brüchig, weshalb man dasselbe am besten in kühlen, dunklen Räumen aufbewahrt.

Sehr bedeutend ist auch die Fabrikation von Waaren aus Hartgummi oder Ebonit. Die Herstellung des Ebonit beruht auf der Thatfache, daß Kautschuk beim Vulkanisiren sich in demselben Maße verhärtet, wie das Quantum des beigemischten Schwefels sich vergrößert und daß dies besonders bei Temperaturen über 150 Grad eintritt. Das so erzeugte Ebonit muß hart, aber doch noch etwas elastisch sein und sich in heißem Wasser biegen lassen. Man kann es wie Holz oder Horn mit Säge, Hobel und Meißel bearbeiten.

Die meiste Verwendung findet Hartgummi zu Kämmen, aber auch noch zu zahlreichen anderen Dingen, wie zu Scheiben für Elektrifirmaschinen, Linealen, Reißschieben, Winkeln und Kurven für Zeichner, zu Knöpfen, Maßstäben, Messergriffen; zur Herstellung chirurgischer und physikalischer Instrumente, und endlich findet es Anwendung zur Herstellung von schwarzen, dem Jet ähnlichen Schmuckgegenständen, wie Brochen, Armbändern, Ketten &c.

Alle aus vulkanisirtem Kautschuk dargestellten Weich- oder Hartgummi-Gegenstände namhaft zu machen, ist nicht möglich, da deren Zahl Legion ist und der Laie oft Gummigegenstände in die Hand bekommt, bei welchen er das Material gar nicht erkennt.

Jedenfalls verdient eine auch in Deutschland so großartig ausgebreitete Industrie es wohl, daß man von ihr Notiz nimmt und sie dem großen Publikum etwas näher bringt, wie wir dies vorstehend versucht haben.

Die Weltstadt an der Buidersee.

Ein niederländisches Städtebild.

Von

G. Berka.

(Nachdruck verboten.)

Man hat Amsterdam, die stolze Handelskempore der Niederlande, häufig das nordische Venedig genannt, aber kaum mit Recht. Freilich ist die holländische Stadt wie die schöne Lagunenkönigin der Adria auf hundert Inseln erbaut, und mehr als dreihundert Brücken verbinden hier wie dort die Eilande untereinander, freilich ruhen bei beiden Städten fast alle Baulichkeiten auf einem kunstvollen, tief in den sumpfigen Grund getriebenen Pfahlwerk. Aber damit sind wohl auch alle Uebereinstimmungen erschöpft: während Venedig vom Ruhme der Vergangenheit zehrt, pulsiert in Amsterdam das frische, vortwärtstrebende, geschäftige Leben der Gegenwart, während dort über den öden und leeren, verfallenden Marmorpalästen die Ruhe des Todes lagert, arbeiten hier dreimalhundertfünfzigtausend Menschen mit wahren Bienenfleiß an den großen Aufgaben des Handels der Jetztzeit.

Wohl aber kann man die große handelspolitische Stellung, die Amsterdam heute einnimmt, und die von anderen Städten des reichgesegneten Hollands vielleicht nur

noch Rotterdam mit ihm theilt, mit jener Bedeutung vergleichen, die Venedig im Mittelalter besaß. Wie die stolze Schöne an der Adria damals die Vermittlerin des gesammten Verkehrs zwischen dem Orient und Süd- und Mitteleuropa war, so konzentriert sich heute der größte Theil des internationalen Handels zwischen dem nordeuropäischen Festlande einerseits, Ostasien andererseits in den Hafenstädten der Niederlande. Nur der kleinere Theil fällt unseren alten deutschen Hansestädten, vor Allem Hamburg und Bremen zu.

Zwei Faktoren wirkten von Alters her zusammen, den holländischen Städten dieses Uebergewicht zu verleihen. Zunächst war und ist es noch heute die unvergleichliche Lage in dem Mündungsgebiet des größten nordeuropäischen Stromes, des herrlichen Rheins, die Lage an der Nordsee gegenüber dem gewerbreichen England und unmittelbar an der großen Straße nach dem atlantischen Ocean, durch welche sie zu den natürlichen Durchzugspunkten für den Verkehr mit dem aufnahmesähigen deutschen Reiche wurden, während ihnen andererseits ihr eigener Kolonialbesitz die Produkte der Tropen in nie versiegender Fülle liefert.

Aber vergessen wir nicht: es ist vor Allem auch die Tüchtigkeit der Bewohner, welche Holland zum vielleicht reichsten Lande der Erde machte. In der schweren Schule harter Kämpfe zur Mannhaftigkeit und Ausdauer erzogen, hat sich hier kein germanischer Stamm zur vollsten Reife der Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit entwickelt. Ein ehrenhafter Sinn, unbedingte Zuverlässigkeit, scharfer, weitsichtiger Blick für alle gewerblichen und kommerziellen

Unternehmungen haben gerade den Kaufleuten der großen niederländischen Handelsplätze ein über die ganze Welt verbreitetes Ansehen verschafft, die holländischen Seefahrer bewähren ihren alten, in Jahrhunderten erprobten Ruf auch heute noch, die Schiffsbaukunst steht, wie Alles, was mit der wirthschaftlichen Ausnuzung des Wassers zusammenhängt, in höchster Blüthe.

Amsterdam ist nur die Hauptstadt dieses Landes der Kaufleute, nicht auch die Residenz des Königs, der vielmehr im Haag Hof hält. Aber während in der schönen, von üppigem Grün umkränzten Residenz, nahe dem ewig jungen Meere, Industrie und Handel vor dem höfischen Leben zurüdttritt, finden sie in der Stadt am kleinen Amstelfluß ihren wirklichen Mittelpunkt.

Es ist gewiß bezeichnend, daß Amsterdam seine Stellung gerade in jener Epoche der niederländischen Geschichte errang, welche den übrigen großen Städten Hollands und Belgiens die tiefsten Wunden schlug. In dem großen Befreiungskampfe der Niederlande gegen die spanische Tyrannei gelang es Amsterdam, sich theils durch seine günstige Lage im Norden des Landes, theils durch die kluge und mannhafte Haltung seiner Bürger vor den Leiden des Krieges zu bewahren. Damals ward es die Zufluchtsstätte der leistungsfähigsten Elemente, besonders aus den schwer heimgesuchten südlicheren Provinzen, und übernahm die leitende Rolle von Antwerpen, von Gent und Brügge, damals wurde es zur reichsten und einflußreichsten Stadt des ganzen Landes.

Dabei kann man Amsterdam streng genommen nicht als

Seestadt bezeichnen. Die Zuidersee, jene mächtige, 3300 Quadratkilometer einnehmende Bucht, welche erst im 13. Jahrhundert die Nordsee tief in das Land hineinriß, brandet allerdings unmittelbar an den Mauern der Stadt und füllt ihre Docks und Kanäle, aber für die große Schifffahrt kommt sie wenig oder gar nicht in Betracht, da sie voller Untiefen und für Fahrzeuge von bedeutendem Tiefgang durchaus nicht zu benutzen ist. Amsterdam wird sich sogar nicht lange mehr auf seine Lage an der Zuidersee berufen dürfen, um Seestadt heißen zu können: denn wie vor dreißig Jahren die Holländer das südwestlich der Stadt gelegene sogenannte Haarlemermeer auspumpten und in fruchtbares Kulturland verwandelten, so ist man jetzt im Begriff, den südlichsten Theil der Zuidersee dem Meere zu entreißen. Ist dies große Werk gelungen, und zweifelsohne wird noch unsere Generation seine Vollendung erleben, dann liegt Amsterdam thatsächlich mitten im Lande.

Und dennoch wird es stets eine Seestadt bleiben, stets die Meeresbeherrscherin genannt werden dürfen. Die Thatkraft, die Energie seiner Bewohner hat vorgesorgt: ein künstliches Netz von Wasseradern verbindet die Stadt nach Norden und Westen mit ihrem Lebensnerv, mit dem Meere. Der 52 Kilometer lange nordholländische Kanal führt inmitten der schmalen Landzunge zwischen Zuidersee und Nordsee direkt gen Norden, der Nordseekanal gen Westen, um in nur 25 Kilometer langem Laufe das Meer zu erreichen. Beide Kanäle, besonders aber der letztgenannte, der bis zur Eröffnung des Suezkanals als die

bedeutendste künstliche Wasserstraße der Erde galt, sind für Schiffe jeder Größe passirbar, durch sie strömen der Stadt die Reichthümer zu, welche die Tropen erzeugen, während vier Eisenbahnen und eine stark entwickelte Binnenschiffahrt von Südosten her die Produkte Nordeuropa's zum Austausch gegen jene heranzuföhren. Hier hat thatsächlich die Menschenhand, oder vielmehr der Menscheng Geist das Element bezwungen; gehorsam öffnen und schließen sich die gewaltigen Schleusen, die breite Bucht des ehemaligen Y ist zum Kanal verengt und vertieft, und feste Deiche stemmen sich überall der Fluth entgegen.

Im weiten Bogen lehnt sich die Stadt an das Ufer der Zuidersee. Die Außenseite der eigentlichen Stadt umgibt der Vuiten-Singel, ein Kanal von 10 Kilometer Länge. Mit diesem parallel laufen, konzentrisch sich verkleinernd, drei andere große Grachten (Kanäle), die altberühmte Herrengracht, die stolze Kaisergracht und die Prinzengracht, bekränzt durch die Wohnhäuser der reichen Handelsherren, während an den zahlreichen kleineren Kanälen die hochragenden Speicher und Magazine erbaut sind.

Freilich ist Amsterdam nicht das, was man eine schöne Stadt zu nennen pflegt. Vieles, auch in seinen inneren Stadttheilen, ist großartig, fast Alles ist stattlich und zeugt von einem eminent praktischen Sinn, aber auf Schönheit ausschließlichen Werth zu legen, dazu fehlte der ewig im Erwerb begriffenen Stadt die Zeit und vielleicht auch ihren Bewohnern die Neigung.

Die großartige baukünstlerische Entwicklung der hol-

ländischen Großstadt liegt, ihrem ganzen Charakter getreu, in den wunderbaren Wasserbauten und in der Fundamentirung der oft gewaltigen Gebäude auf Pfahlrosten, das Auge sucht mit wenigen Ausnahmen vergebens nach der freien künstlerischen Entfaltung der Architektur. In endlosen Reihen ziehen sich an den Grachten die einsörmigen Backsteinhäuser hin, auf den Straßen selbst herrschen bisweilen Zustände, die wir in einer Weltstadt nicht zu finden gewöhnt sind; noch immer muß man bald über ein Stück erhöhten Trottoirs herüberklettern, bald vorsichtig einen weitvorspringenden gähnenden Kellerhals umgehen, bald dem Reinlichkeitstrieb einer Küchenfee ausweichen, die zugleich mit den glatten Fliesen der Hausthüre auch die Stiefeln der Passanten als Operationsobjekte erkoren zu haben scheint.

Aber welche Reichthümer, welchen soliden Comfort bergen diese einfachen Häuser, deren jedes fast ausnahmslos nur einer Familie zur Wohnung dient, in ihrem Inneren! Zunächst ist es freilich meist die sprichwörtlich gewordene holländische Sauberkeit, die dem Eintretenden auffällt und zwar nicht immer gerade in der angenehmsten Weise; überall sind ihm Fußreiniger und Bürsten, Teppiche und Matten scheinbar mit Absicht in den Weg gelegt, als traue die Hausfrau dem Besuch nichts Gutes zu. Aber er wird bald ausgesöhnt, wenn er die prächtige Ausstattung der inneren Räume sieht. Die alten Kaufhäuser sind oft im Laufe der Jahrzehnte zu kleinen Museen geworden. Da brachte der Besitzer selbst, als er von jenseit des Oceans zurückkehrte, kostbare antike Bronzen und Elfenbeinschnitzereien aus China mit, seine Kapitäne berei-

cherten die Sammlung fast alljährlich durch seltene Stücke aus Java und Indien; alte Delfter Porzellane, feine Krystalle von Baccarat, englische Majoliken runden das Ganze zu einem geschmackvollen Bilde ab, und hie und da schaut von den Wänden irgend ein alter Rathsherr oder Bürgermeister, von der Meisterhand der Künstler des 17. Jahrhunderts gemalt, auf die Epigonen herab. Luxuriös wie die Einrichtung ist der ganze Zuschnitt der Haushaltung, die Lebensweise baut sich auf weit breiterer Grundlage auf, Alles geht mehr aus dem Vollen, als bei uns

Aber wir wollen über die materielle Seite des Amsterdamer Lebens die reichen geistigen Anregungen nicht übersehen, die es uns zu bieten vermag: die größte und reichste Stadt Hollands besitzt auch die herrlichste Gemäldegallerie des Landes — eine Sammlung, die gerade aus dem Gebiet der alten berühmten holländischen Malerschule so glänzend ausgestattet ist, wie kaum noch eine zweite der ganzen Welt. Wer Amsterdam besucht, den zieht es wieder und immer wieder nach dem Trippenhuys, in welchem sie aufgestellt ist, um die unsterblichen Werke Meister Rembrandt's zu bewundern, die Gemälde, welche Künstler wie Ruysdael, Metsu, Wouwerman, van der Helst schufen, Bilder, die meist in Amsterdam selbst entstanden und die Geschichte der Stadt in den Zeiten ihrer ersten Blüthe mit treffenden Zügen charakterisiren. Lebendig treten sie vor uns hin, die großen Seehelden und Staatsmänner, Ruyter und Oldenbarnevelt, Moritz von Oranien und der Graf von Nassau, sowie die ehrenfesten Bürgermeister und Rathsherrn. Farbenfrisch und voll kräftigen Schwunges spielen sich hundert Episoden vergangener

Lage vor uns ab, von den kleinen Scenen des Wirthshauses und der Straße bis zu den großen Kämpfen der Nation um Freiheit und Recht. Daß und wie diese Künstler ihre Stoffe direkt aus dem Leben zu schöpfen wußten, macht ihre Werke so groß und werthvoll für alle Zeiten.

Ein zweiter Anziehungspunkt der inneren Stadt ist das imposante königliche Schloß am Dam, dem Hauptplatz Amsterdams, mit seinen mächtigen Mauern, auf nicht weniger als 13,659 Pfählen ruhend. Einst das Rathhaus der freien Stadt, ist das prächtige Gebäude vor mehr als 200 Jahren von dem berühmtesten Baumeister, den Holland je besaß, von Jacob van Campen erbaut worden und kann noch heute in seiner seit der Napoleonischen Gewaltherrschaft im Anfang dieses Jahrhunderts veränderten Bestimmung als eines der schönsten Schlösser Europa's gelten.

Einen herrlichen, weitumfassenden Umblick gewährt der hochragende Thurm: hinüber über die Wasserstraßen der Stadt, über die alterthümlichen Giebel und Dächer, hinweg über den bewimpelten Mastenwald des Hafens schweift der Blick auf die blinkende Silberfläche der Zuidersee. Ueberall grünt und blüht es in der Umgebung wie in einem großen Garten; zwischen den üppigen Wiesen und Feldern schlängeln sich, von hohen Dämmen eingeschlossen, die Wasserstraßen gleich silbernen Fäden hin; kaum vermag man die zahllosen Thurmspitzen der nahen Dörfer zu zählen, so dicht scheinen sie in dem gewerbtätigen Lande aneinander gereiht, und nur mit Mühe folgt man den er-

klärenden Worten des Thurmwarts, wenn er immer neue Namen nennt, mit deren jedem sich eine Fülle interessanter Erinnerungen verknüpft. Dort im Südwest die grüne Fläche des ehemaligen Haarlemer Meeres und die Häusermasse der vielgerühmten Tulpenstadt selbst, dort im Osten der Kirchturm der alten Stadt Utrecht, und hier endlich im Norden die rothen Dächer von Saardam, wo einst der Schöpfer des modernen Rußland, Peter der Große, selbst die Art als einfacher Schiffszimmermann führte.

Seitwärts des königlichen Schlosses erhebt sich die prächtige, in spätgothischem Style erbaute Nieuwe Kerk (Neue Kirche), eine der schönsten Kirchenbauten nicht nur Amsterdams, sondern ganz Hollands. Selten hat ein Gotteshaus auf wechselvollere Schicksale herabgesehen, als dieser Dom. Dreizehn Jahre nach seiner Erbauung, im Jahre 1421, brannte er und mit ihm mehr als die Hälfte der ganzen Stadt ab, fünfzig Jahre später betete der Kaiser Maximilian von Deutschland, der Erbherr der Niederlande, bereits wieder in seiner hochgewölbten Halle, und wiederum ein Jahrhundert darauf lag diese von Neuem in Schutt und Trümmern, um abermals einem Phönix gleich, aus der Asche zu erstehen. Deutsche Kaiser, spanische Statthalter und französische Gewalthaber wechselten im Recht der Besetzung der Pfarrstellen, bis endlich die Stunde der Befreiung für immer schlug. Hollands größter Seeheld, der Admiral Ruyter, ist durch ein schönes Denkmal am Hochaltar der Kirche verewigt.

Ebenfalls am Damplaz, dem Schloß gegenüber, liegt der Centralpunkt des Amsterdamer Handels, die Börse. Hier

versammelt sich täglich in den Mittagsstunden die gesammte kaufmännische Welt der Stadt. Vor den Plätzen der großen, die Schwankungen des Handels bestimmenden Kaufherren, drängt sich die Menge der kleineren Gewerbetreibenden, um die Winke und Weisungen der Mächtigen rechtzeitig zu erspähen, die Vertreter der ostindischen Handelscompagnie unterhandeln mit den Maklern über die nächsten Auktionen der lagernden Waaren, Kapitäne und Schiffer schieben sich zwischen die Menge, um für ihre Fahrzeuge vortheilhafte Rückfrachten nach den Kolonien zu erhalten — Minuten genügen, um Waaren, Wechsel oder Papiere im Werthe von Millionen umzusetzen. Eine hübsche Sitte reservirt die weiten Hallen der Börse für eine Woche des August der Kindervelt. Im Herbst des Jahres 1622 soll nämlich ein Versuch der Spanier, sich Amsterdams durch Ueberfall zu bemächtigen, von einer Schaar auf den Wällen spielender Kinder rechtzeitig entdeckt worden sein — der alte Brauch ist der Dank der Bürgerschaft gegen die Kleinen, die jubelnd und musizirend die weiten Räume durchziehen und zur Erinnerung an jenen glücklichen Kinderstreich nicht verfehlen, „Spanier und Wassergeusen“ zu spielen.

Wenn wir die Börse verlassen haben und die Grachten nach Osten hin überschreiten, so gelangen wir plötzlich in ein Netz enger Straßen, das uns wie eine fremde Welt anmuthet. Wir sind im Amsterdamer Judenviertel. In den schmalen Gassen wogt eine bunte Menschenmenge von echt orientalischem Typus, die Läden zeigen die charakteristischen Lager von alten Kleidern und Geräthen, der überall

hervortretende Schmutz sticht merkwürdig genug gegen die berühmte holländische Sauberkeit der Nachbarschaft ab. Und doch ist dies Judenviertel eines der interessantesten der ganzen Stadt, wie denn die Amsterdamer Judenschaft, die fast ein Zehntel der Gesamtbevölkerung ausmacht, durch ihren Reichthum überhaupt eine hervorragende Stellung einnimmt. Ganz besonderes Ansehen genießen die Nachkommen der im 17. Jahrhundert aus Portugal vertriebenen und im freisinnigen Amsterdam gern aufgenommenen Israeliten, in deren Händen sich noch heute fast ausschließlich die großartigen Diamantschleifereien der Stadt befinden — von den 30,000 Juden Amsterdams leben wenigstens 5000 von dieser umfangreichen Industrie. Uebrigens hat es der Amsterdamer Judenschaft auch nicht an großen Männern auf anderen als rein industriellen Gebieten gefehlt: der berühmte Pantheistische Philosoph Baruch Spinoza ist 1632 als Sohn eines portugiesischen Juden in Amsterdam geboren worden.

Eine andere sehenswerthe Anlage ist das Riffs-Entrepôt, der große Freihafen Amsterdams, in dem diejenigen Waaren, welche im internationalen Transitverkehr nur vorübergehend innerhalb Hollands Grenzen bleiben sollen, als zollfrei ausgeladen werden und unter staatlicher Aufsicht bis zur Weiterverfendung lagern. An beiden Seiten ziehen sich in langen Reihen die riesigen Magazine hin, über deren Eingängen Länder- und Städtenamen die Herkunft der aufgespeicherten Produkte schon von Weitem verkünden, es ist die Stätte, auf der mehrere Male jährlich die großen Kaffee-, Reis- und Indigo-Auktionen stattfinden.

den, deren Ergebnisse den Preis der Kolonialwaaren für die halbe Welt bestimmen. Die Bedeutung des von hier ausgehenden Waarenumsatzes erhellt vielleicht am besten aus der Thatfache, daß Amsterdam jährlich gegen 600,000 Ballen Kaffee und nahezu 200,000 Faß Petroleum ausführt. Im Jahre 1879 liefen im Hafen der Stadt z. B. 2933 Schiffe mit fast 4 Millionen Kubikmeter Ladungsinhalt ein und aus.

Welches Leben und Treiben hier am Hafen und längs der verschiedenen Quais! In langen Reihen lagern die gewaltigen Voll- und Barkschiffe, die kleineren Segelfahrzeuge, die eleganten, schnellfahrenden Passagierdampfer. Hier leuchtet ein Ostindienfahrer schwerbeladen heran, Hunderttausende an Werth in seinem weiten Bauche tragend, dort landet soeben ein Petroleumschiff, das im fernen New-York verladen wurde. In mächtigen Ballen harret auf dem Quai der Javakaffee, der Reis und der Tabak aus den Plantagen von Sumatra, der Indigo von Celebes, das Zinn aus den Bergwerken von Bangla und Biliton der Ueberführung in die Speicher an den Grachten der inneren Stadt — vorsichtig und behutsam nimmt dort ein ernst blickender Mann ein kleines Kästchen in Empfang, das der Dampfer soeben vom Kap der guten Hoffnung brachte: kaum handhoch, kaum spannenlang, birgt es doch größeren Werth, als die feuerfesten Schränke mancher kleineren deutschen Bank — enthält es doch Diamanten, die in den weltberühmten Schleifereien erst ihre volle Schönheit entfalten sollen. Wie das durcheinander wühlt und wogt an den Dämmen und auf den Quais! Zwischen den lärmenden hastigen Matrosen und den kleinen Handeltreibenden hier der ernste, gravitatische Kaufherr,

von seinem Stabe umgeben, dort eine Gruppe Kapitäne, die Ausichten der nächsten Fahrt erwägend — zwischen den breiten, wohlbehäbigen, selbstbewußten Gesichtern der Holländer die Vertreter fremder Nationen: der geschmeidige Javane in seiner bunten Nationaltracht, der grinsende Neger im grellweißen Sommerkleide, der gluthängige Spanier oder der freundliche Russe! In den zahllosen Schenken des Ufers und der schmalen Nebenstraßen, welch' frisch pulsirendes Leben! Und während hier des Matrosen Wahlspruch gilt: „leben und leben lassen“, schallt von den nahen Docks das schwere Getöse ernster Arbeit herüber, die Dampfhammer der Werfte bröhnen donnernd hernieder, und um die hochgewundenen, im Dock liegenden Schiffe sind Schaaren von Arbeitern beschäftigt, sie von den Schänden der letzten Reise zu befreien und zur nächsten Fahrt zu rüsten!

Schnell führt uns die Pferdebahn, welche die Stadt nach allen Richtungen durchkreuzt, noch einmal quer durch Amsterdam von Osten nach Westen. Vorüber eilen wir an dem herrlichen Standbild des großen Malers Rembrandt auf dem Rembrandtsplein, vorüber an der altherwürdigen Oude Kerk, der ältesten Kirche der Stadt. Ueberall sehen wir eine rege, emsige Bauhätigkeit sich entfalten, Amsterdam rüstet sich machtvoll, den Anforderungen an eine moderne Weltstadt gerecht zu werden. Schon sind hier entbehrlich gewordene Grachten zugeschüttet und in breite Straßen verwandelt worden, mächtige Baggermaschinen sind dort in Thätigkeit, den unergündlichen Schlamm der übrigen zu heben und fortzuschaffen. In der That

trägt man hier einer Nothwendigkeit Rechnung, die von Jahr zu Jahr schärfer hervortrat; der Gesundheitszustand, der bisher wenig befriedigend war, hebt sich seit der energischen Säuberung der Grachten in erfreulicher Weise und mehr vielleicht noch durch die großartige Wasserleitungsanlage, welche im letzten Jahrzehnt durchgeführt, Amsterdam endlich die Wohlthat reinen Trinkwassers verschafft hat, das leider sonst im „Lande des Wassers“ mehr als irgendwo anders fehlt.

Allmählig verändert sich das Bild, die Straßen werden breiter, an Stelle der langen, eng aneinander gereihten Ziegelbauten erheben sich lustige Villen. Wir sind in den Vorstädten angelangt, die im weiten Halbkreis die alte Stadt umspannen. Im üppigen Grün schimmern hinter den zierlich geschwungenen Eisengittern reizende Gärten, zwischen den buntbekiesten Wegen und scharfgeschnittenen Taxushecken glänzt ein prächtiger Tulpenflor, in dessen Erzeugung die Gartenkünstler von Amsterdam immer noch mit denen von Haarlem wetteifern. Hier und dort sprüht eine erfrischende Fontaine einpor, oder eine künstliche Quelle treibt irgend ein hübsches Wasserwerk. Der ernste Holländer liebt in seinen Gärten kleine Scherze, eine kunstvolle Mühle, deren Knappen sich automatisch bewegen, ein Stampfwerk oder eine Grotte, in welcher der Eintretende plötzlich mit einem feinen Staubregen überschüttet wird, fehlt fast nirgends. Endlich öffnet sich vor uns der prächtige, mehrere Hektaren große Vondelpark, das Geschenk eines patriotischen Bürgers an seine Vaterstadt, hoch ragen in der Nähe die nur aus Glas und

Eisen erbauten Fronten des Palais voor Volksvlijt empor, eines mächtigen Ausstellungspalastes, der dem weltberühmten Londoner Krystallpalast wohl an die Seite gestellt werden kann. In ihm und im zoologischen Garten, einem der größten und reichsten der Welt, sucht der Amsterdamer Bürger des gebildeten Mittelstandes nach gethaner Arbeit seine Erholung, in den Gängen wogt eine bunte, farbenreiche Menge durcheinander, in den Hallen lauscht eine ewig wechselnde Zuhörerschaft den Klängen der Musik. Und zieht es ihn weiter hinaus in's Freie, so sind die Bahnen und die kleinen Lokaldampfer allezeit zur Stelle, ihn nach den lachenden Fluren des Volbers am ehemaligen Haarlemer Meer, oder den stillen Inseln, oder an die entfernteren Ufer der Zuidersee zu führen. Hier, kaum eine Stunde von dem Getreibe und dem Lärm der Großstadt, herrscht noch idyllische Einsamkeit und der wahre Frieden der Natur. Während drinnen in Amsterdam der Verkehr mit der ganzen Welt längst einen internationalen Zug in das beschauliche Leben des Holländers trug, hat er sich auf den fluthumwogten Eilanden noch in seiner ganzen Reinheit erhalten. Urk und Schoiland, Marken vor Allen sind solche Stätten naturwüchsigem Gedeihens; hier trägt die schmucke, frische Mädchenschaft noch die echt nationale, tief in den Nacken hinabreichende Mütze, den buntschimmernden Rock und die dicken Goldketten um den runden Hals — hier lebt noch ein in Sturm und Wetter abgehärtetes Geschlecht von Männern, auf deren gebräunten Gesichtern, in deren blauen Augen die Lust an der Gefahr neben der altgermanischen Wiederkeit geschrieben steht.

Drüben in der großen Handelsmetropole die unternehmenden Kaufherren, die kühnen Seefahrer — hüben die emsigen Fischer, die thätigen Landwirthe und Viehzüchter. Wohl dem Lande, das solche Söhne hat, glücklich der Staat, dessen Sein auf solch' gediegenen, unerschütterlichen Fundamenten ruht!

Mannigfaltiges.

Zwei Abenteuerer. — Zu den wunderbarlichsten Persönlichkeiten aus der Epoche Friedrich's des Großen gehört unstreitig der Baron v. Böllnik, welcher, nachdem er sich Jahrzehnte lang in aller Herren Länder herumgetrieben, endlich in Berlin festen Fuß faßte und Vorleser des Königs wurde. Einst wanderte er unstät und zwecklos in Frankreich von Edelfhof zu Edelfhof, ließ sich, da er selbst nichts als Schulden besaß, von den Besitzern gastlich aufnehmen und blieb oft Wochen lang an einem Ort, wo es ihm besonders gefiel. Auf einer dieser Wanderungen überraschte ihn die Nacht, so daß er gezwungen war, ein Dorfwirthshaus aufzusuchen, um dort zu bleiben. Wenige Minuten später langte ein elegant gekleideter Reiter an, stieg vom Pferd und trat in's Gastzimmer, sich mit der ganzen Tournure eines eleganten Franzosen vor Böllnik verbeugend und ihn um die Erlaubniß bittend, in Gemeinschaft mit ihm das Abendbrod einzunehmen zu dürfen, was der Baron gern gewährte, da er in dem Fremden einen witzigen und geistreichen Gesellschafter kennen lernte. Plötzlich verstummte Lekturer, ward unruhig und finster,

während gleichzeitig draußen vor dem Fenster eine Kinderstimme ein altfranzösisches Lied sang. „Sie müssen mich entschuldigen, mein Herr, ich habe ein Versäumniß nachzuholen,“ sagte der Fremde, indem er aufsprang, ein Goldstück für den Wirth auf den Tisch warf und eiligst davon galopirte. Im folgenden Jahre befand sich Pöllnitz in Paris, gerade zu der Zeit, als der berühmte und galante Räuberführer Cartouche gefangen eingebracht wurde. Der Baron konnte es sich nicht versagen, den gefürchteten Mann, der Jahre lang der Schrecken von ganz Frankreich gewesen war, gleich vielen anderen Standespersonen im Gefängniß zu besuchen, aber wie groß war sein Erstaunen, als er in ihm jenen Fremden erkannte, mit dem er in dem Dorfwirthshause gespeist hatte. Auch Cartouche erkannte ihn sofort wieder. „Sie hatten Glück, mein Herr,“ redete der Räuber den Baron an; „wenn nicht jenes kleine Mädchen durch ihren Gesang mir das verabredete Zeichen gegeben hätte, daß die Gendarmen mir auf der Spur seien, würde ich am andern Morgen mit Ihnen gereist sein und Sie unfehlbar um Ihre Uhr und sonstigen Werthsachen ersucht haben.“ — „Das wäre recht lebenswürdig von Ihnen gewesen, mein Herr,“ versetzte Pöllnitz, „aber Sie müssen mir nun auch gestatten, daß ich Ihnen eine ähnliche Aufmerksamkeit erweise. In wenigen Tagen werden Sie auf dem Grèveplaze lebendig gerädert werden; ich werde mir die Ehre geben, mich dort einzufinden, um das interessante Schauspiel mit anzusehen.“ Und er hielt Wort; als der Wagen mit dem Delinquenten am Schaffot anlangte, drängte sich Pöllnitz heran und lüftete den Hut; ein verbindliches Kopfnicken war die Antwort des Verbrechers, der gleich darauf den Händen des Henkers verfiel.

M. L.

Englisch-Chinesische Strahhäuser. — So absonderlich das ganze Leben der Europäer in China ist, so befremdend sind auch die in den Strahhäusern der englisch-chinesischen

Landestheile getroffenen Einrichtungen. Die Strahhäuser dortselbst sind in der Regel in zwei Abtheilungen geschieden, eine für die Europäer, die zweite für die Chinesen und andere Rassen; jede dieser Abtheilungen hat zwei Sektionen für die beiden Geschlechter. Der von der Jury verurtheilte Verbrecher wird im Strahhause vorerst gewogen, dann gebadet und in die Strahflingskleider gesteckt, welche aus ungebleichtem Drilllich mit groß aufgemaltem „Gao!“ aber ohne Kopfbedeckung bestehen. Den Chinesen wird der Zopf vollkommen abgeschnitten. Das Tagewerk des Strahflings ist immer dasselbe. Des Morgens nach der Reinigung der Lokalitäten versammeln sich die Strahflinge zur Arbeit, welche folgenderweise und unabänderlich festgesetzt ist. Für die Chinesen: das Exerciren mit 24pfündigen Kanonenkugeln (shot-drill); für die Europäer: das Steineklopfen (stone-breaking); für die Weiber: Bergzupfen, Bambus schaben (zur Füllung von Matrasen). Diese Beschäftigungen werden von 9 bis 12 Uhr und von 3 bis 6 Uhr Abends ununterbrochen fortgesetzt. Als Korrektionsstrafe kommt die Peitsche und eine jüngst eingeführte Maschine zur Anwendung. Der zu Bestrafende muß ein mit einer Kurbel versehenes Rad 10,000- bis 30,000mal umdrehen; die Zahl der Rotationen gibt ein Zählwerk an. Während der Ausführung dieser Strafe erhält der Verbrecher keine Nahrung, muß sich daher beeilen, um bald fertig zu werden. Für kleinere Vergehen wird die tägliche Beschäftigung gewechselt. Das erwähnte Kugel-Exerciren nun ist eine höchst eigenthümliche Beschäftigung. Man denke sich ungefähr dreißig Strahflinge derartig in Kreislinie aufgestellt, daß Einer hinter dem Andern auf ungefähr drei Schritt Distanz verbleibt. Zu Füßen eines Jeden liegt auf kleinem Holzsockel eine 24pfündige Kugel, welche durch die häufige Verwendung ganz blank gewetzt ist. Die Leute stehen in streng militärischer Haltung, ein Strahfling hat das Kommando. Auf das Kommando „ein!“ beugt sich die ganze Gesellschaft, jedes

Mitglied derselben ergreift die vor ihm liegende Kugel; auf „zwei“ erheben sie sich und halten die Kugel vor der Brust; auf „drei“ macht jeder zwei Schritte nach vorwärts und legt auf „vier“ die Kugel wieder auf den Sockel! — In dieser angenehmen und wechselreichen Weise werden täglich sechs Stunden zugebracht! Das kann, wie Lehnert in den Schilderungen seiner Erlebnisse bei der Erdumseglung mit der österreichischen Korvette „Friedrich“ versichert, allerdings nur ein geduldiger Chinese ertragen! Nach dem Tempo der einzelnen Punkte wird die Kugel fünfmal in der Minute gehoben; somit hebt sie der Sträfling 1800mal am Tage und 657,000mal in einem Jahre! C.

Das Fest des ersten Mai. — Zu den tollen Sitten und Gebräuchen vergangener Zeiten gehört auch das französische Maifest, das zu Tours im 15. Jahrhundert in jedem Jahre begangen wurde. Es bestand vornehmlich darin, daß schon beim Anbruch der Morgenröthe ein Haufe junger Leute durch die ganze Stadt zog, in alle Häuser drang, die sich irgendwie erstürmen ließen, und im Triumphe dort die Leute aus den Betten holten, um sie — völlig in dem gefundenen Zustande, und gleichviel welchen Alters und Geschlechtes — durch die Stadt und endlich in die Kathedrale zu tragen, wo man sie reichlich mit Weihwasser begoß. Erst das Konzil von Nantes im Jahre 1431 machte diesem tollen Unfug, der natürlich in Rohheit ausartete, ein Ende. R. R.

Begräbnisse in Konstantinopel. — Ich glaubte ziemlich Alles gesehen zu haben, was die Straßen Konstantinopels dem Fremden an Wunderbarem und Originellem bieten auf Schritt und Tritt, aber da ward mir eines Tages doch noch ein Anblick, auf den ich nicht gefaßt war. Ich sah eine reich geschmückte Leiche im offenen Sarge durch die Straßen tragen und hatte oben von meinem Standpunkt aus gerade den Blick frei in das schmale Bretterhaus, in dem man eine junge Griechin

bestatten wollte. Acht Männer trugen den Sarg auf ihren Schultern, und die Sitte fordert, daß Jeder, der solchem Begräbniß begegnet, eine kurze Strecke den Träger ablöst. Ich sah die ganze Straße hinab einen unaufhörlichen Wechsel — schweigend, ohne irgend ein Zeichen der Theilnahme oder dergleichen trat einer der Männer nach dem anderen zur Seite, sobald ein Neubazukommender die Schulter unter den Sarg schob, bis auch er wieder abgelöst wurde. Ich folgte dem sonderbaren Zuge in einiger Entfernung; er lenkte seine Schritte zunächst nach einer griechischen Kapelle, wo der Sarg niedergestellt wurde und ich Gelegenheit hatte, das geschminkte Antlitz, die mit Schmuck und reichen Stoffen bedeckte Gestalt der Todten näher in Augenschein zu nehmen. Welch' traurigen Eindruck machte dieser Flitterstaat — diese gemalten Rosen auf dem blassen Leichenangezicht — und wie entsetzt wandte ich mich ab, als die Angehörigen nach kurzer Pause begannen, das Mädchen all' ihres Schmuckes zu entkleiden, der zum großen Theil geborgt war und zurückgegeben werden mußte! Es war eine Komödie gewesen, ein letztes Burschaustellen von Kostbarkeiten, die nicht einmal Eigenthum der Verstorbenen; dann ward sie in ein unscheinbares Tuch gehüllt, der Sarg geschlossen und der Weg zum Kirchhof fortgesetzt. Die Türken lassen ihre Todten zwar in derselben Weise von freiwilligen Trägern zur letzten Ruhestätte bringen, doch ist der Sarg geschlossen und in einen großen Shawl gewickelt, der je nach dem Vermögen der Hinterbliebenen aus mehr oder weniger kostbarem Stoff und Farbenpracht besteht. — Einen sonderbaren Anblick gewährt der Kirchhof der Muselmänner in Skutari! Dichte Gruppen von dunklen Cypressen stehen zwischen Marmor- und Steinblöcken, die den Eindruck eines wüsten Steinmeeres machen. Regellos und bunt durcheinander liegen die flachen Hügel nebeneinander und darüber thürmen sich die Denksteine mit Sprüchen aus dem Koran bedeckt, zum Theil einge-

meißelt, zum Theil in bunten Farben gemalt. Fast auf jedem dieser meist schmalen, 4 bis 5 Fuß hohen eckigen Säulen oder kleinen Pyramiden thront oben auf ein grellroth angestrichener Fez von Stein, bei den älteren Denkmälern der Turban, der immer mehr verschwindet in der Tracht der Muselmänner, um dem bequemeren Fez Platz zu machen. Namen findet man selten angegeben auf den Gräbern — die Türken haben keinen eigentlichen Familiennamen und führen nur den ihnen bei der Taufe gegebenen Vornamen — daher kommt es häufig vor, besonders unter dem niederen Volk, daß schon der Enkel nicht mehr weiß, wer sein Großvater gewesen!

E. v. Rothschük.

Seltfame Modebeschäftigung. — Im Jahre 1809 kam zu Paris als modische Beschäftigung plötzlich das Ausschneiden und Aufkleben illuminirter Kupferstiche auf und wurde von den vornehmsten Personen bis herab zu den untergeordnetsten Ständen mit einer wahrhaft unbegreiflichen Leidenschaft betrieben. Man klebte die ausgeschnittenen Bilder auf Bretter, auf Papptafeln, auf Leinwand &c., überzog sie mit Firniß und fabrizirte Bettschirme, Kaminschirme, Tapeten &c. in Masse davon. Die Wuth dieser Modekrankheit ging soweit, daß ihr die werthvollsten Kupferwerke zum Opfer fielen. Damen der vornehmen Welt entnahmen der Bibliothek ihres Hauses Werke im Werth von vielen hundert Livres, um einen Kaminschirm zu machen, den man weit schöner für wenige Francs hätte haben können, und nachweisbar sind Bücher von geradezu unschätzbarem Werth damals zu Grunde gegangen. Das ist die Gewalt der Mode! & c.

Gebraudmarke Soldaten. — England ist der einzige Staat in Europa, in welchem noch das Werbepystem für das stehende Heer im Gebrauch ist, aber in keinem Heere kommt auch die Desertion so häufig vor, wie im englischen. Früher liefen die Leute häufig davon, um sich später mit verändertem Namen bei einem anderen Regimente wieder anwerben zu lassen und so

ein neues Manegeln zu gewinnen, so daß man bereits ernsthaft daran dachte, die Soldaten zu brandmarken, um die Desertion zu erschweren oder die Entlaufenen wieder zu erkennen, und nur schon Landen hundertmal eifriger das christliche England vor dieser Barbarei bewahren.

v. S.

Staatemännischer Rath. Die Königin Elisabeth kniffte nach dem Mute der verhassten Gegnerin Maria Stuart und erklärte, zum Menschen entschlossen zu sein. Graf Leicester beschwor sie, glimpflich zu verfahren und ihre eigene Würde wie die aller andern gekrönten Häupter zu schonen. — „Aber wie soll ich sie los werden, die Schlange?“ rief die erbitterte Königin.

„Waffen Sie sie mit Rußtauch hinrichten!“ — „Mit Anstand? Wie das?“ — „Schnitten Sie ihr statt des Henters — den Apotheker!“ — Elisabeth soll hater oft bereit haben, künftigen Rath nicht befolgt zu haben.

Wer soll den Vorstell haben?

Leutnant so ich er imponirende
 velle Pracht habe habe ein be
 wiesliche die Verhandlungen bei
 wachen Speil und Tam
 Vohs an einer Seite zu
 Vorstell traten. Nun
 nach einer einladende
 die haben? Vohs
 die wieder um

Die gef

von Hoff

der Hoff

der Hoff

der Hoff

der Hoff



ein neues Handgeld zu gewinnen, so daß man bereits ernsthaft daran dachte, die Soldaten zu brandmarken, um die Desertion zu erschweren oder die Entlaufenen wieder zu erkennen, und nur schwer konnten humaner Denkende das civilisirte England vor dieser Barbarei bewahren.

v. h.

Staatsmännischer Rath. — Die Königin Elisabeth dürstete nach dem Blute der verhassten Gegnerin Maria Stuart und erklärte, zum Neuesten entschlossen zu sein. Graf Leicester beschwor sie, glimpflich zu verfahren und ihre eigene Würde wie die aller anderen gekrönten Häupter zu schonen. — „Aber wie soll ich sie los werden, die Schlange?“ rief die erbitterte Königin. — „Lassen Sie sie mit Anstand hinrichten!“ — „Mit Anstand? Wie das?“ — „Schicken Sie ihr statt des Henkers — den Apotheker!“ — Elisabeth soll später oft bereut haben, diesen teuflischen Rath nicht befolgt zu haben.

v. B.

Wer soll den Vortritt haben? — Karl V., Kaiser von Deutschland, so sehr er imponirenden Anstand und geschmackvolle Pracht liebte, haßte ein bedeutungsloses Ceremoniell und geißelte die Bemühungen der Hofleute um ein solches oft mit scharfem Spott. Einst kam er dazu, als sich zwei Damen seines Hofes an einer Thüre zu den Gemächern der Kaiserin um den Vortritt stritten. „Nun,“ jagte der Kaiser mit malitiösem Lächeln und einer einladenden Handbewegung, „die größte Närrin soll ihn haben! Beliebt's —?“ — Die beiden Damen stritten sich nie wieder um den Vortritt.

v. B.

Die gefährliche Arznei. — „Nehmen Sie eine Flasche von meinem Mittel,“ sprach ein Quacksalber zu einem Herrn, der stark hustete, „und Sie husten nie wieder!“ — „Ist denn das Mittel so schnell tödtlich?“ meinte der Kranke sarkastisch. R.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein

UNIVERSITY OF MICHIGAN,

JUL 13 1912

ereits ernsthaft
die Desertion
men, und nur
and vor dieser

v. d.

in Elisabeth
aria Stuart
raf Leicester
Würde wie
„Aber wie
e Königin.

„Mit An-
enters —
en, diesen

v. B.

aifer von
eschmack-
tiell und
oft mit
t seines
um den
Bücheln
in soll
u sich

. B. =

laſche
errn,
denn
u.

==

ein

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 01907 9345

Filmed by Preservation 1992



